







Aus diesen Andeutungen, denen ein im Einvernehmen mit hervorragenden Fachgelehrten systematisch angelegter Plan zu Grunde liegt, dürfte sich zur Genüge ergeben, daß wir in der That eine wissenschaftliche Bibliothek anstreben, welche — die Teilnahme des gebildeten Publikums voraussetzt — die im Eingange dieser Ankündigung gekennzeichneten Aufgaben erfüllen, in allen Teilen frommen und nützen, in ihrer Gesamtheit aber einen geistigen Bau von dauerndem Werte bilden wird.

Inhalt der erschienenen Bände:

Bd. 1. Gindely, A., Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen.
I. 1618—1621: Der böhmische Aufstand und seine Bestrafung.
280 Seiten. Mit 3 Doppelvollbildern, 1 Vollbild u. 4 Porträts in Holzstich.

Bd. 2. Klein, Dr. Herm. J., Allgemeine Witterungskunde.
266 Seiten. Mit 6 Karten, 2 Vollbildern und 31 Abbildungen in Holzstich.

Bd. 3. Gindely, A., Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen.
II. 1622—1632: Der niedersächsische, dänische und schwedische Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs.
292 Seiten. Mit 10 Doppelvollbildern und 4 Porträts in Holzstich.

Bd. 4. Taschenberg, Prof. Dr. E., Die Insekten nach ihrem Nutzen und Schaden.
304 Seiten. Mit 70 Abbildungen.

Bd. 5. Gindely, A., Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen.
III. 1633—1648: Der schwedische und der schwedisch-französische Krieg bis zum westfälischen Frieden.
240 Seiten. Mit 9 Doppelvollbildern und 3 Porträts in Holzstich.

Bd. 6. Jung, Dr. Karl Emil, Der Weltteil Australien.
I. Abtlg.: Der Australkontinent und seine Bewohner.
280 Seiten. Mit 14 Vollbildern, 24 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich.

Bd. 7. Taschenberg, Dr. Otto, Die Verwandlungen der Tiere.
272 Seiten. Mit 88 Abbildungen.

Bd. 8. Jung, Dr. Karl Emil, Der Weltteil Australien.
II. Abtlg.: I. Die Kolonien des Australkontinents u. Tasmanien. II. Melanesien (I. Teil).
312 Seiten. Mit 19 Vollbildern, 20 in den Text gedruckten Abbildungen und 6 Karten in Holzstich.

Bd. 9. Klaar, Alfred, Geschichte des modernen Dramas in Umrissen.
320 Seiten. Mit 9 Porträts in Holzstich.

Bd. 10. Becker, Dr. Karl Emil, Die Sonne und die Planeten.
306 Seiten. Mit 68 Abbildungen.

Bd. 11. Jung, Dr. E., Der Weltteil Australien.
III. Abtlg.: I. Melanesien (II. Teil). II. Polynesien (I. Teil).
304 Seiten. Mit 27 Vollbildern und 31 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 12. Gerland, Dr. E., Licht und Wärme.
320 Seiten. Mit 4 Porträts und 126 Figuren in Holzstich.

Bd. 13. Jung, Dr. Karl Emil, Der Weltteil Australien.
IV. Abtlg.: I. Polynesien (II. Teil). II. Neuseeland. III. Mikronesien.
276 Seiten. Mit 18 Vollbildern und 83 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 14. Der Weltteil Afrika I.
Hartmann, Prof. Dr. R., I. Abyssinien und die übrigen Gebiete der Ostküste Afrikas.
312 Seiten. Mit 18 Vollbildern und 63 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 15. Jung, Jul., Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit. I.
296 Seiten. Mit 9 Vollbildern und 70 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 16. Peters, Prof. Dr. C. F. W., Die Fixsterne.
300 Seiten. Mit vielen Abbildungen.

Bd. 17. Jung, Jul., Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit. II.
300 Seiten. Mit vielen Abbildungen.

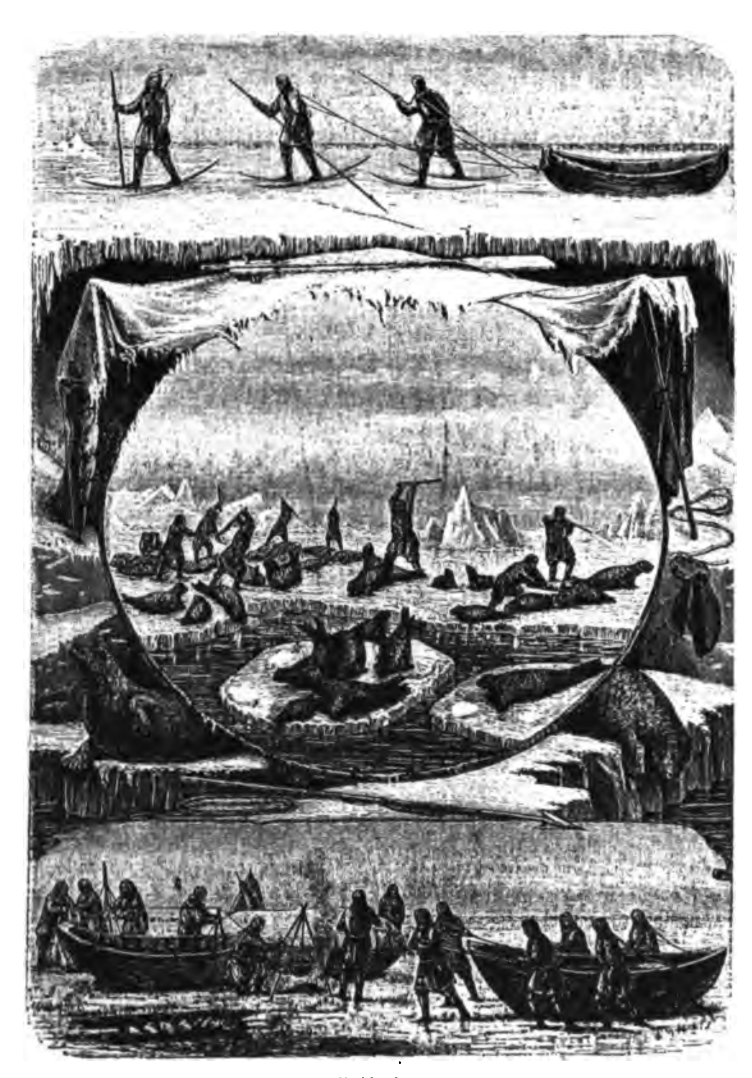
Bd. 18. Schultz, Prof. Dr. A., Kunstgeschichte. I.
300 Seiten. Mit vielen Abbildungen.

Folgende Bände sind in Vorbereitung und werden in rascher Reihenfolge erscheinen:

Behaghel, Dr. Otto, Die deutsche Sprache.
Bernstein, Prof. Dr. Julius, Naturkräfte.
Detlefsen, Dr. E., Wie wächst die Pflanze?
Egli, Prof. Dr. J. J., Die Schweiz. (Mit Abbildungen.)
Folnesics, Geschichte der Keramik. (Mit Abbildungen.)
Fournier, Prof. A., Napoleon I. (Eine Biographie.)
Fritsch, K. v., Prof. Dr., Geschichte der Tierwelt. (Mit Abbildungen.)
Fritsch, Prof. G., Südafrika. (Mit Abbildungen.)
Geschichte der Malerei.
    I. Geschichte der deutschen Malerei.
    II. Geschichte der niederländischen Malerei von Dr. A. von Wurzbach.
    III. Geschichte der italienischen Malerei von Prof. Dr. Janitschek.
    IV. Geschichte der spanischen, französischen und englischen Malerei.
Geschichte der Architektur.
    I. Die Baukunst des Altertums.
    II. Die Baukunst des Mittelalters von R. Redtenbacher.
    III. Die Baukunst der Renaissance von R. Redtenbacher.
    IV. Die Baukunst der Neuzeit.
Gindely, Prof. A., Albrecht von Waldstein. (Eine Biographie.)
— Gustav Adolf, König von Schweden. (Eine Biographie.)
Guttmann, Dr., Geschichte der französischen Revolution. (Mit Abbildungen.)
Graber, Prof., Dr., Die mechanischen Werkzeuge und Einrichtungen der Tiere.
Hartmann, Prof. Dr. R., Madagaskar.
— Die Nilländer.
Hopp, Dr. E. O., Geschichte der Vereinigten Staaten in 3 Abteilungen.
Kirchhoff, Prof. Dr. A., Bilder aus der Völkerkunde. (Mit Abbildungen.)
Kretzschmar, Dr. H., Geschichte der Oper. (Mit Abbildungen.)
Krümmel, Dr. Otto, Der Ozean und die Binnenmeere. (Mit Abbildungen.)
Lehmann, P., Erde und Mond. (Mit Abbildungen.)
Lippert, Julius, Allgemeine Kulturgeschichte in Einzeldarstellungen.
Löwenberg, Geschichte der geographischen Forschungen und Entdeckungen am Pol und Äquator. (Mit Abbildungen und Kärtchen.)
Meyer von Waldeck, Dr. Fr., Rußland: Leben, Sitten u. Gebräuche. (Mit Abbildungen.)
Müller, Wilh., 1800—1815. (Mit Abbildungen.)
Nüßlin, Prof., Das Tierleben unserer Seen und Flüsse.
Ochsenius, C., Chili. Schilderung von Land und Leute. (Mit Abbildungen.)
— Bolivia und Peru. Schilderung von Land und Leute. (Mit Abbildungen.)
Pinner, Prof. Dr., Die Gesetze der Naturerscheinungen.
Proskauer, Dr. B., Beleuchtungsstoffe. (Mit Abbildungen.)
Rein, Prof., Dr., Marocco. (Mit Abbildungen.)
Schasler, Dr. Max, Ästhetik.
Schütz, Friedr., Geschichte Österreichs von 1848—1870.
Sell, Prof. Dr., Das Wasser. (Mit Abbildungen.)
Semper, Dr. H., Geschichte der Plastik. (Mit Abbildungen.)
Studer, Prof., Allgemeine Tiergeographie. (Mit Abbildungen.)
Taschenberg, Dr. Otto, Bilder aus dem Tierleben.
Toula, Prof. Dr. F., Die Erde als Weltkörper (Relief, ihr Inneres, ihre Entstehung ꝛc.). (Mit Abbildungen.)
Valentiner, Prof. Dr. W., Kometen- und Meteoren-Buch. (Mit Abbildungen.)
Willkomm, Prof., Spanien und Portugal. (Mit vielen Abbildungen.)
Wirth, Max, Das Geld.

Fortsetzung am Schluß des Buches.





Robbenjagd.

Russland.

Einrichtungen, Sitten und Gebräuche

geschildert von

Friedrich Meyer von Waldeck.



Leipzig: G. Freytag. 1884. Prag: F. Tempsky.

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

XXIII Band.

Russland.

Einrichtungen, Sitten und Gebräuche

geschildert von

Friedrich Meyer von Waldeck.

I. Abtheilung.

Das Reich und seine Bewohner.

Mit 27 Vollbildern und 51 in den Text gedruckten Abbildungen.



Leipzig: G. Freytag. 1884. Prag: F. Tempsky.

Inhalt.

Abbildungen.

Vorwort.

Als ich am Ende des Jahres 1845 nach Russland berufen war — ein junger Gelehrter, dem die rauhe Wirklichkeit den Blütenstaub der Universität noch nicht abgestreift hatte — bedurfte es dreier Tage, um mit der preußischen Post die Strecke von Berlin bis zur Grenze zurückzulegen. Den Niemen, von knirschenden Eisschollen bedeckt, mußte ich nicht ohne Gefahr auf einem Fischerboot passieren. Wenn damals die Quellen unseres Wissens über Russland spärlich sickerten und sich nicht durch übermäßige Klarheit auszeichneten, war es natürlich. Heutzutage fliegt das Dampfroß mit dem Berliner Schnellzug in funfzig Stunden zur russischen Residenz, ganze Armeen von deutschen Reisenden jedes Standes und jeder Bildungsstufe suchen den nordischen Nachbarstaat auf, unsere Zeitschriften schwellen von Originalkorrespondenzen aus dem Zarenreich, jede Buchhändlermesse zählt neue, nicht selten umfangreiche Werke über Russland, sein politisches, geistiges und sittliches Leben, und über kein Land in der Welt ist Deutschland schlechter unterrichtet, als über das große slawische Land an seinen Ostmarken.

Wie ist das möglich — fragt man sich — wie ist das denkbar bei der vielgerühmten deutschen Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit? Die tiefbeschämende, leider unantastbare Antwort lautet: An Russlands Grenze verhüllt die deutsche Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit ihr Haupt. Deutschland ist durchtränkt von starrer, an grundlosen Vorurteilen genährter Antipathie gegen Russland und seine Regierung. Von der Tagespresse — wenige Ausnahmen bestätigen die Regel — wird diese Abneigung ausgesäet, gepflegt und großgezogen. Die Mehrzahl deutscher Zeitungskorrespondenten in Russland, die weder die Sprache, noch das Volk, noch die eigentümlichen Lebensbedingungen des Staates und seiner Angehörigen kennen, schreiben wie es ihren Arbeitgebern, den Redaktionen, behagt, und diese verlangen die Speise, die ihren Lesern vorzugsweise mundet. Ich kann urkundlich nach-

weisen, daß deutsche Zeitungen ersten Ranges, denen es gelungen war, rechtschaffene Korrespondenten zu gewinnen, die mit Sprache, Land und Leuten vertraut waren, diesen Mitarbeitern jeden Lichtschimmer der Anerkennung russischer Verhältnisse unerbittlich strichen und nur die tadelnde Kritik stehen ließen und ihrem Publikum kredenzten — bis dann jene wackeren Männer in gerechtem Unwillen sich weigerten, fernerhin für eine solche lückenhafte und gefälschte Wahrheit einzustehen, und das Feld biegsameren Geistern räumten, welche tanzten, wie die Redaktionen pfiffen.

Und wie entstehen die meisten unserer größeren Werke neuen Datums über Russland, abgesehen von den Schriften weniger, sehr ehrenwerter, Ausnahmen, wie die von Th. v. Lengenfeldt (1875), H. von Lankenau, L. v. d. Oelsnitz (1876), die aber keineswegs hervorragende Bedeutung und Verbreitung erlangten? Folgt man ihrem Beispiel, nimmt man sich die trefflichen englischen Schriftsteller zum Vorbild, einen Dixon, Barry, Wallace und Lansdell, welche lange Jahre in Russland zubrachten, Sprache, Land, Volk, Einrichtungen und Sitten auf das Gründlichste erforschten, und erst, als sie mit den ergiebigsten Kenntnissen ausgerüstet waren, sich an die Lösung der schwierigen Aufgabe wagten, Bücher über Russland zu schreiben? Im Gegenteil. Es erscheinen die umfangreichsten Schriften über das Zarenreich, die seine bedeutsamsten Lebensäußerungen zu schildern unternehmen. Und doch waren ihre Verfasser weder in Russland, noch kennen sie die Sprache jenes Landes und was sie schreiben, haben sie teils aus unzuverlässigen Quellen zusammengelesen, teils sich von abenteuernden Landfahrern erzählen lassen. Daß diese Publikationen von Unwahrheiten, groben Fehlern, ergötzlichen Mißverständnissen und den augenfälligsten Beweisen größter Unkenntnis wimmeln, ist nicht zu verwundern. Und eine urteilslose Kritik setzt schließlich allem die Krone auf, posaunt dergleichen Werke als epochemachende und gediegene Erscheinungen aus und erwirbt ihnen bei der großen Menge Glauben und Vertrauen.

Solchen Zuständen gegenüber hielt ich es für meine Pflicht als deutscher Schriftsteller, dem die Ehre der deutschen Literatur am Herzen liegt, der Aufforderung des Verlegers zu willfahren und für sein „Wissen der Gegenwart" ein Buch über Russland zu schreiben.

Ich habe beinahe dreißig Jahre in Russland gelebt, als Universitätslehrer und Leiter einer großen politischen Zeitung. Ich kenne die Sprache, das Volk, den Staat. Was ich gebe, habe ich erfahren, erlebt oder aus authentischen Quellen geschöpft. Die Zuverlässigkeit der letzteren zu beurteilen, ist aber nur der im Stande, welcher sich die erforderlichen gründlichen und weitumfassenden Kenntnisse erworben hat. So darf ich das, was ich gebe, ungescheut als Wahrheit über Russland bezeichnen und hoffen, daß mein

Buch zur Verbreitung thatsächlicher Kenntnis jenes großen Reiches beitragen werde.

Dieselbe Zuverlässigkeit, die dem Worte meiner Schrift innewohnt, beansprucht auch der Bilderschmuck, mit welchem der Verleger das Werk in freigebigster Weise ausgestattet hat. Der größte Teil der Illustrationen ist von mir selbst, zum Teil als Originalphotographie, den besten russischen Quellen entnommen und vor der Reproduktion aufs Genauste geprüft worden.

Das Thema „Russland“ ist ein unermessliches, ein unerschöpfliches. Wer dasselbe in irgend einer Weise zu behandeln gedenkt, muß sich auf einzelne Teile, einzelne Gesichtspunkte beschränken.

So beziehen sich die folgenden Schilderungen zunächst nur auf das europäische Russland. Ich beabsichtige weder eine geographische, noch eine statistische, noch eine eingehende ethnographische Beschreibung des Landes. Ich begnüge mich, das Terrain in großen Zügen zu skizzieren und gebe nur dasjenige von den Einrichtungen, Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen, was für den russischen Staat und den Hauptkern seiner Angehörigen, den großrussischen Stamm, eigentümlich und charakteristisch ist. Was in der Staatsverwaltung, den Institutionen des Landes, im Leben und den Beschäftigungen des Volkes, in der Kultur des Bodens wie in der Industrie dem Beobachter keine anderen Seiten darbietet, als im übrigen Europa, übergehe ich vollständig. Auch lasse ich die Landesteile mit ihren Bewohnern unberührt, welche nicht vorwiegend von Russen bevölkert sind, wie Polen, Finland, den Kaukasus, die baltischen Provinzen. Sie bieten zu gesonderten Schilderungen ein reiches Material.

So gebe ich von dem Riesenthema nur verschwindend kleine Bruchstücke, aber diese entstammen dem Boden der Wahrheit.

Heidelberg, den 1. Februar 1884.

Friedrich Meyer von Waldeck.

I. Das Reich und seine Bewohner.

1. Ausdehnung und Einteilung des Landes.

Das russische Reich umfaßt den ganzen Osten Europas, sowie den Norden und einen Teil der Mitte von Asien. Es bedeckt den sechsten Teil alles festen Bodens der Erde. Im großen und ganzen zerfällt Russland in drei gesonderte Landgebiete: das europäische, das asiatische Russland und das Großfürstentum Finland. Bei der kolossalen Größe des Reichs ist eine genaue Bestimmung seines Flächeninhalts mit großen Schwierigkeiten verbunden, weshalb denn auch alle statistischen Angaben nur annäherungsweise richtig sind. Nach Ermittelungen von 1882 maß das europäische Russland 5 016 034,3 □ Kilom., das Großfürstentum Finland 373 603,8 und das asiatische Russland (zum Teil nach Angaben von 1874) 16 213 266,6.

Somit beträgt das Areal des gesammten gegenwärtigen russischen Landes 21 602 904,7 □ Kilom.

Das asiatische Russland ist aus drei für sich bestehenden Landesteilen zusammengesetzt: dem Kaukasus, den mittelasiatischen Ländern und Sibirien, die für sich wieder in verschiedene Gouvernements, Gebiete und Bezirke zerfallen. Finland wird geographisch in neun Landschaften, administrativ in acht Gouvernements eingeteilt.

Die Schilderungen dieses Buches beschränken sich auf das europäische Russland. Innerhalb seines Grenzgebietes unterscheidet man sieben Landschaften, die sich in historisch-ethnographischer Beziehung von einander sondern und auf welche sich die

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

der Waräger zu leiden. Eine Zeit lang erpreßten die Waräger Tribut von den in der Gegend von Nowgorod lebenden Slawen und ihren Nachbarn, den Finen. Dann vereinigten die unterdrückten Stämme ihre Streitkraft und vertrieben die Fremden. Nun entstanden aber unter den Slawen heftige innere Zwistigkeiten; die Stämme erhoben sich gegen einander. Um Ruhe und Sicherheit wieder herzustellen, kamen sie überein, Fürsten aus einem fremden Lande herbeizurufen. Im Jahre 862 begaben sich Abgesandte der Slawen zu dem Waräger-Stamme jenseits des Meeres, welcher Russ genannt ist, und sprachen: „Unser Land ist groß und reich an Frucht, aber es wohnt in ihm keine Ordnung; kommt und herrscht über uns." Drei Brüder nahmen die Ladung an und erschienen mit gewaffnetem Gefolge. Der älteste, Rjúrik, nahm seinen Wohnsitz in Nówgorod; der zweite, Síneus, in Bjelo-Osero; der dritte, Trúwor, in Isbórsk. Nach ihnen heißt unser Land Russ. Zwei Jahre darauf starben die beiden Brüder Rjúriks. Nun herrschte er selbst über das Gebiet von Nowgorod und betraute seine Mannen mit der Verwaltung der anderen größeren Städte."

So erzählt die Chronik. Über jene Waräger vom Stamme Russ haben Geschichtsforscher die widersprechendsten Ansichten aufgestellt und zu begründen versucht. Die älteste und glaubwürdigste Hypothese hält sie für Normannen aus Skandinavien, die sonach als die Gründer des russischen Reichs anzusehen wären. In der That haben diese während des neunten Jahrhunderts die Küsten Deutschlands, Frankreichs, Spaniens, Italiens, Griechenlands und Kleinasiens abenteuernd und plündernd heimgesucht. Später eroberten sie die beraubten Landstriche oder erhielten sie als Lehen von den einheimischen Herrschern, mit denen sie Familienverbindungen anknüpften. Das ist die Entstehungsweise normannischer Staaten in den verschiedensten Gegenden Europas und es wäre höchst wunderbar, wenn diese abenteuerdurstigen Wikinger, die ihre kühnen Meerfahrten bis zu den Küsten Kleinasiens und Nordamerikas ausdehnten, Russland nicht heimgesucht

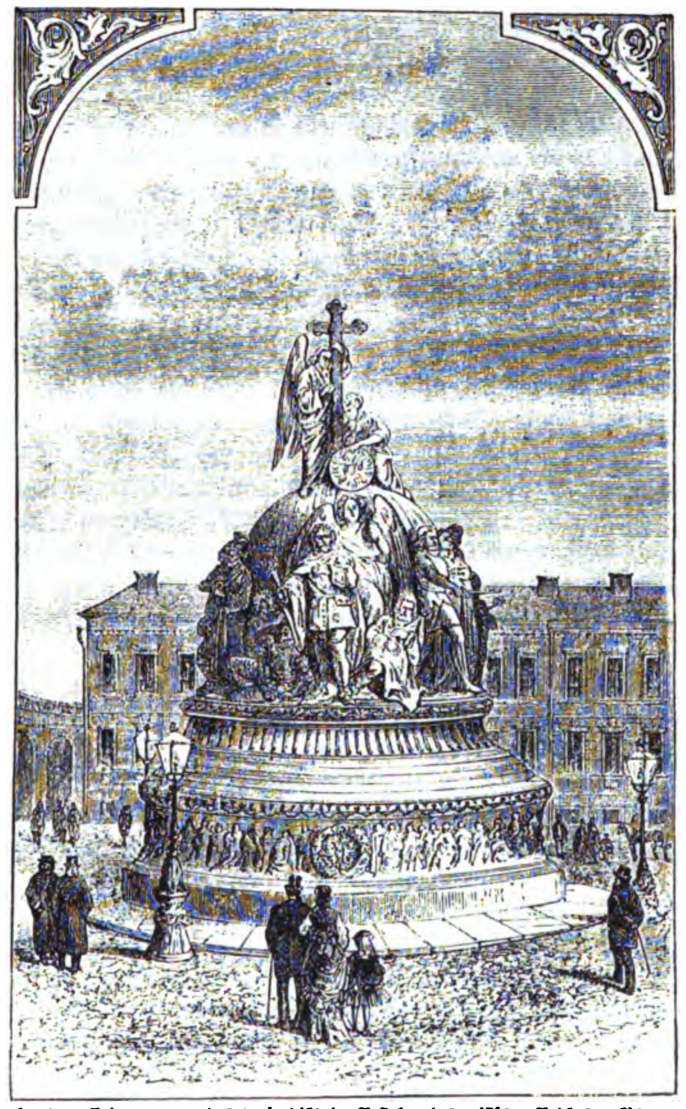
hätten, das gewissermaßen an der Schwelle ihrer Heimat lag. Der Fluß Wólchow, an welchem Nówgorod liegt, ist ein Glied der ununterbrochenen Wasserstraße von der Ostsee zum Schwarzen Meere, welche später den Skandinaviern als Weg nach Byzanz diente. Sie ist ohne Zweifel von den Warägern fleißig benutzt worden, zunächst zu Raub- und Kriegszügen, zur Erpressung von Tribut, bis sie vertrieben wurden, um bald darauf als Herrscher wiederzukehren. Daß dies germanische Fürstengeschlecht alsbald Sprache, Religion und Lebensart der neuen Heimat annahm, spricht entschieden für ihre normannische Herkunft. Sie thaten überall das Gleiche und assimilierten sich der Bevölkerung, zu deren Beherrschern sie sich aufgeworfen hatten.

Wie man sich auch zu der Erzählung des Chronisten stellen mag, von jenem Zeitpunkt an beginnt die rasche Ausbreitung der russischen Slawen und das russische Reich war im Jahre 1862 wol berechtigt, sein tausendjähriges Bestehen durch ein Freudenfest und die Errichtung eines Nationaldenkmals feierlich zu begehen. Das Monument (Fig. 1) wurde zu Nówgorod, als der ältesten Stadt Russlands, auf freiem Platze errichtet und ist das Werk des begabten Bildhauers Mikéschin. Auf breitem mächtigen Steinsockel ruht ein kugelförmiger Aufsatz, den historische und allegorische Figuren umgeben und krönen. Die Spitze, über der knieenden Russia, bildet der Schutzengel Russlands, an ein gewaltiges Kreuz gelehnt. Das Ganze macht — wol nicht ohne Absicht — den Eindruck einer riesenhaften Glocke.

Um die Zeit, da Rjúrik den Staat der Nowgoroder Slawen beherrschte, bemächtigten sich zwei Waräger aus seinem Gefolge, Askold und Dir, Kijews, dem sie gegen die Chasaren Hilfe gebracht hatten.

Bei Rjúriks Tode (879) übernahm nach seiner Anordnung ein Verwandter des Hauses, Olég, die Vormundschaft und Regierung für Rjúriks unmündigen Sohn Igor. Olég, klug, tapfer und unternehmend, unterwarf Kijew, das er zur Hauptstadt machte, dehnte seine Herrschaft bis Galizien aus und zog mit

Fig. 1.



Denkmal zur Erinnerung an das tausendjährige Bestehen des russischen Reiches zu Nówgorod.

einem Kriegsheer bis vor Konstantinopel (906), wo der geängstigte Leo VI. durch einen für die Russen äußerst vorteilhaften Friedensvertrag weiteres Unheil von sich abwandte. Dasselbe wiederholte sich unter Igor, Rjúriks Sohn. Wie sehr die Normannen sich den unterworfenen Slawen bereits assimiliert hatten, erkennen wir aus dem rein slawischen Namen von Igors Sohn und Nachfolger Swjätosslaw (945—972). Auch seine Regierung ist durch kriegerische Unternehmungen bezeichnet, die ihn bis unter die Mauern Adrianopels brachten und sein frühes, gewaltsames Ende herbeiführten. Bruderzwist entzweite seine drei Söhne, die sich bekriegten, bis nach dem Tode der beiden andern Wladímir mit dem Beinamen „der Große“ zur Herrschaft gelangte. Er nahm mit seinem Volke das griechische Christentum an (988), ein Akt, der ihm in seinen Beziehungen zum römischen Ostreich mancherlei Vorteil brachte, zugleich aber Russland zu seinem offenbaren Schaden mit einem in Verwesung begriffenen Staatsorganismus verband. Nur in Nowgorod, das mit der deutschen Hansa in dauerndem Handelsverkehr stand, konnte die westeuropäische Kultur ihren befruchtenden Einfluß bewähren. Nach Wladímirs Tode zerfleischten Bruderkriege unter seinen acht Söhnen das unglückliche Land, bis Jarosslaw I. Wladímirowitsch noch einmal die Teile unter seinem Scepter vereinigte, siegreich vermehrte und durch Einführung von Gesetz und Recht kultivierte. Nach seinem Tode zerfielen auf lange Zeit Macht, Wolstand und Kultur des Reichs durch das unglückselige Prinzip der Teilung. Nach dem Gebrauche der Zeit erhielt jeder Fürstensohn eine Parzelle des väterlichen Landes als seinen Anteil an der Erbschaft, während der älteste als Familienhaupt zwar den Herrschertitel behielt, in Wahrheit aber nicht mächtiger war als seine Brüder. So teilte Jarosslaw das Reich unter seine fünf Söhne, wobei Kijew den Großfürstentitel behielt. Das ist der Beginn der sogenannten Teilfürstentümer, welche beständig an Zahl wuchsen, sich häufig untereinander mit Krieg überzogen und den Verfall des Landes herbeiführten. Oft waren die Teil-

fürsten mächtiger als der Großfürst und nahmen dessen Titel an. Die Kräfte der Nation wurden zersplittert, durch innere Fehden aufgerieben, so daß kriegerische Nachbarn, wie Polen, Litauer, Schwertritter, ganze Ländergebiete an sich reißen konnten. Das dauerte das ganze Mittelalter hindurch, bis Tschingis-Chan an der Spitze seiner Mongolenhorden, in der blutigen Schlacht an der Kalka (1224), einem Flüßchen, das sich in das Asów'sche Meer ergießt, die Polowzer, ein Nomadenvolk, und die mit ihnen verbundenen Fürsten von Kijew und Tscherni-gow zu Boden schlug und das südliche Russland unterwarf. Ein neues Mongolenheer fiel 1237 unter Tschingis-Chans Enkel Baty in Russland ein, verwüstete das Land und verwandelte die Städte Rjäsán, Moskau, Wladímir und Jarossláw in Schutt-haufen. Ein russisches Heer wurde bei Kolómna geschlagen, der Großfürst getötet. Zwar wurde Baty 1239 durch den vom Thauwetter aufgeweichten Boden an weiterem Vordringen ver-hindert und ging zurück, suchte aber schon im nächsten Jahre auf seinem Zuge nach Ungarn und Deutschland das unglückliche Russland wieder heim und brannte mehr als tausend Ortschaften nieder, unter ihnen Tschernígow und das altberühmte Kíjew. Von dem Heereszug nach Deutschland zurückgekehrt, gründete der Tatarenfürst das Reich der goldenen Horde von Kiptschák, welches sich vom Urál bis zur Mündung des Dnjepr ausdehnte, und erbaute am Ostufer der Wolga seine Haupt- und Residenzstadt Ssarái. Von hier aus schaltete der Großchan der Mongolen zwei Jahrhunderte hindurch als Herr und Gebieter über Land und Leute in dem unterjochten Russland.

Es war nicht der Boden des russischen Landes, welcher die Eroberungsgelüste der Tataren gereizt hatte; Land besaßen sie im Überfluß. Aber beweglichen Eigentums bedurften sie, das sie genießen konnten, ohne ihrem nomadischen Hirtenleben zu ent-sagen. So zwangen sie denn auch die Russen zu regelmäßigen Abgaben, ließen die Einwohner zählen und einen Tribut nach der Kopfzahl erheben. Dabei wurde die politische Ordnung nicht

gestört und das Volk in keiner Weise entnationalisiert. Die Unterworfenen behielten ihren Grund und Boden, Religion, Sprache, Gerichtspflege und alle übrigen staatlichen Einrichtungen. Die russischen Teilfürsten waren Statthalter der Chane und bewarben sich eifrig um deren Gunst. Statt nun alle diese kleinen Lehnfürsten gleich schwach und in gleicher Abhängigkeit zu erhalten, ließen sich die Tataren von Habsucht bethören und verliehen bald diesem bald jenem derselben für gesteigerten Tribut umfangreicheres Land und vergrößerte Macht. Bei diesem Wettstreit hatten die Herren von Moskau den größten Erfolg. Sie halfen dem Großchan aufständische Fürsten unterdrücken und waren unterwürfig, so lange die mongolische Macht unwiderstehlich war. Als dieselbe hinsiechte, wurden sie die Rivalen ihrer Unterdrücker. Die goldene Horde zerfiel, wie Tschingis-Chans Reich, aus dem sie hervorgegangen war. Nun stellten sich die Moskauer Fürsten an die Spitze des Nationalaufstandes, der anfangs zwar ohne günstigen Erfolg blieb, zuletzt aber das Land von dem Joche der Tataren befreite.

Die Unterwerfung Russlands durch die Mongolen war keineswegs von nachhaltigem Einfluß auf die äußere Lebensweise, die Sitten und Gewohnheiten des russischen Volkes. Dasselbe wurde in keiner Weise tatarisiert. Die Mongolen haben sich nie im eigentlichen Russland angesiedelt oder sich, einzelne Ausnahmen abgerechnet, mit dem russischen Volke vermischt. Eine Verschmelzung beider Volksstämme hat niemals stattgefunden. Als die Horde vom Heidentum zum Islam übergegangen war, bildete schon der Religionsunterschied eine unausfüllbare Kluft zwischen den beiden Nationen.

Dagegen hat die Tatarenherrschaft auf die politische und moralische Entwickelung der russischen Nation einen nicht zu unterschätzenden, nachhaltigen und vielfach schädlichen Einfluß ausgeübt. Zwar half sie die Einigung der Teilfürstentümer beschleunigen und die Autokratie in Russland begründen, aber sie verdarb den Volkscharakter, bewirkte die Knechtung der unteren

Schichten der Nation und führte zu einer Menge von Einrichtungen und Gebräuchen, welche in dem asiatischen Despotismus ihren Ursprung haben. Der kriegerische Geist und die Kraft der russischen Nation schwanden keineswegs während der mongolischen Unterdrückung. Das bekundete Daniíl Romanowitsch, Fürst von Galizien in seiner mutvollen Erhebung gegen das tatarische Joch, seinen Kämpfen gegen Litauer, Polen und die deutschen Ritter; das bewies der tapfere Held Alexander Jarossláwitsch, Fürst von Nowgorod, der nach seinem ruhmvollen Sieg über die Schweden (1240) an der Newa-Mündung den Beinamen Newski erhielt und der zwei Jahre später die deutschen Schwertritter am Peipus-See aufs Haupt schlug.

Die Stadt Moskau (russ. Moskwá), an dem waldigen Ufer des Flusses gleichen Namens von Jurij Dolgorúki erbaut, wird um die Mitte des 12. Jahrhunderts zum ersten mal in russischen Chroniken erwähnt. Etwa ein Jahrhundert später fiel sie mit dem umliegenden Gebiet an den jüngeren Sohn des Fürsten Alexander Newski, Daniíl Alexándrowitsch, und von dieser Zeit beginnt das Wachstum der Stadt zu ihrer späteren Bedeutung. Unter Daniíls Sohn und Nachfolger, Iwán Daniílowitsch Kalitá (1328—1340) erscheint sie bereits als Hauptstadt eines mächtigen Fürstentums. Dieser kluge und thätige Herrscher wußte die Großfürstenwürde zu erlangen, sein Gebiet ansehnlich zu vergrößern und machte seine Residenz auch zur geistlichen Hauptstadt Russlands, indem er den Metropoliten Peter veranlaßte, seinen Wohnsitz dorthin zu verlegen. Er schmückte Moskau mit prächtigen Gebäuden und errichtete dort eine feste Burg, der er den tatarischen Namen Kreml gab. Es war sein Enkel Dimítri Iwánowitsch mit dem Beinamen Donskói (1363 – 1389), welcher den ersten Versuch wagte, das tatarische Joch zu brechen. Er sammelte ein Heer, wie es Russland bis dahin nicht gesehen, und schlug die gewaltige Macht der Mongolen auf dem kúlikowschen Felde am Einfluß des Flüßchens Neprjädwa in den Don am 8./20. September 1380 in die Flucht. Zwar wurde bald darauf seine Haupt-

sechzig, aus administrativen Rücksichten hervorgegangenen Gouvernements wie folgt verteilen:

A. Großrussland mit den Gouvernements: Móskau, Nówgorod, Psków, Twér, Jarossláw, Kostromà, Wladímir, Nishnij Nówgorod, Rjasán (spr. Rjäsan), Túla, Kalúga, Ssmolénsk, Orél (spr. Arĕól), Kursk, Worónesh, Tambów, Pénsa, Wólogda, Olónez, Archángel.

B. Kleinrussland (Ukraine) mit den Gouvernements: Kíjew, Tschernígow, Poltáwa, Chárkow.

C. Ostrussland mit den Gouvernements: Perm, Orenbúrg, Ufa, Wjátka (spr. Wjätka), Kasán, Ssimbírsk, Ssarátow, Ssamára, Astrachán und dem Gebiet der donischen Kosaken.

D. Süd- oder Neurussland mit den Gouvernements: Jekaterinossláw, Taurien, Chersón, Bessarabien.

E. West- oder Weißrussland mit den Gouvernements: Podólien, Wolýnien, Minsk, Mohiléw, Witebsk, Kówno, Wilna, Gródno.

F. Die Ostseeprovinzen und Ingermanland mit den Gouvernements: St. Petersburg (Ingermanland), Estland, Livland, Kurland.

G. Polen mit den Gouvernements: Kálisch, Kjélze, Lublín, Lómsha, Piótrkow, Plozk, Rádom, Ssjédlez, Ssuwálki, Warschau.

2. Entstehung und Wachstum des Reiches.

Die weite Ebene vom baltischen Meer bis zum Dnjepr war schon in frühster Zeit von ackerbauenden slawischen Völkern bewohnt. Ihre Nachbarn im Norden, von Skandinavien bis zum Ural, finischen Stammes, lebten von Jagd und Fischerei. Im Süden hausten kriegerische Nomaden tatarischer Abkunft, wie Chasáren und Petschenégen. Nówgorod und Kíjew existierten schon im sechsten Jahrhundert als feste Ansiedlungen. Von der Gründung des russischen Reiches erzählt die älteste Chronik: „Zur Zeit, als die südlichen Slawen den Chasaren Tribut entrichteten, hatten die nowgorodischen Slawen unter den Angriffen

der Waräger zu leiden. Eine Zeit lang erpreßten die Waräger Tribut von den in der Gegend von Nowgorod lebenden Slawen und ihren Nachbarn, den Finen. Dann vereinigten die unterdrückten Stämme ihre Streitkraft und vertrieben die Fremden. Nun entstanden aber unter den Slawen heftige innere Zwistigkeiten; die Stämme erhoben sich gegen einander. Um Ruhe und Sicherheit wieder herzustellen, kamen sie überein, Fürsten aus einem fremden Lande herbeizurufen. Im Jahre 862 begaben sich Abgesandte der Slawen zu dem Waräger-Stamme jenseits des Meeres, welcher Russ genannt ist, und sprachen: „Unser Land ist groß und reich an Frucht, aber es wohnt in ihm keine Ordnung; kommt und herrscht über uns." Drei Brüder nahmen die Ladung an und erschienen mit gewaffnetem Gefolge. Der älteste, Rjúrik, nahm seinen Wohnsitz in Nówgorod; der zweite, Síneus, in Bjelo-Osero; der dritte, Trúwor, in Isbórsk. Nach ihnen heißt unser Land Russ. Zwei Jahre darauf starben die beiden Brüder Rjúriks. Nun herrschte er selbst über das Gebiet von Nowgorod und betraute seine Mannen mit der Verwaltung der anderen größeren Städte."

So erzählt die Chronik. Über jene Waräger vom Stamme Russ haben Geschichtsforscher die widersprechendsten Ansichten aufgestellt und zu begründen versucht. Die älteste und glaubwürdigste Hypothese hält sie für Normannen aus Skandinavien, die sonach als die Gründer des russischen Reichs anzusehen wären. In der That haben diese während des neunten Jahrhunderts die Küsten Deutschlands, Frankreichs, Spaniens, Italiens, Griechenlands und Kleinasiens abenteuernd und plündernd heimgesucht. Später eroberten sie die beraubten Landstriche oder erhielten sie als Lehen von den einheimischen Herrschern, mit denen sie Familienverbindungen anknüpften. Das ist die Entstehungsweise normannischer Staaten in den verschiedensten Gegenden Europas und es wäre höchst wunderbar, wenn diese abenteuerdurstigen Wikinger, die ihre kühnen Meerfahrten bis zu den Küsten Kleinasiens und Nordamerikas ausdehnten, Russland nicht heimgesucht

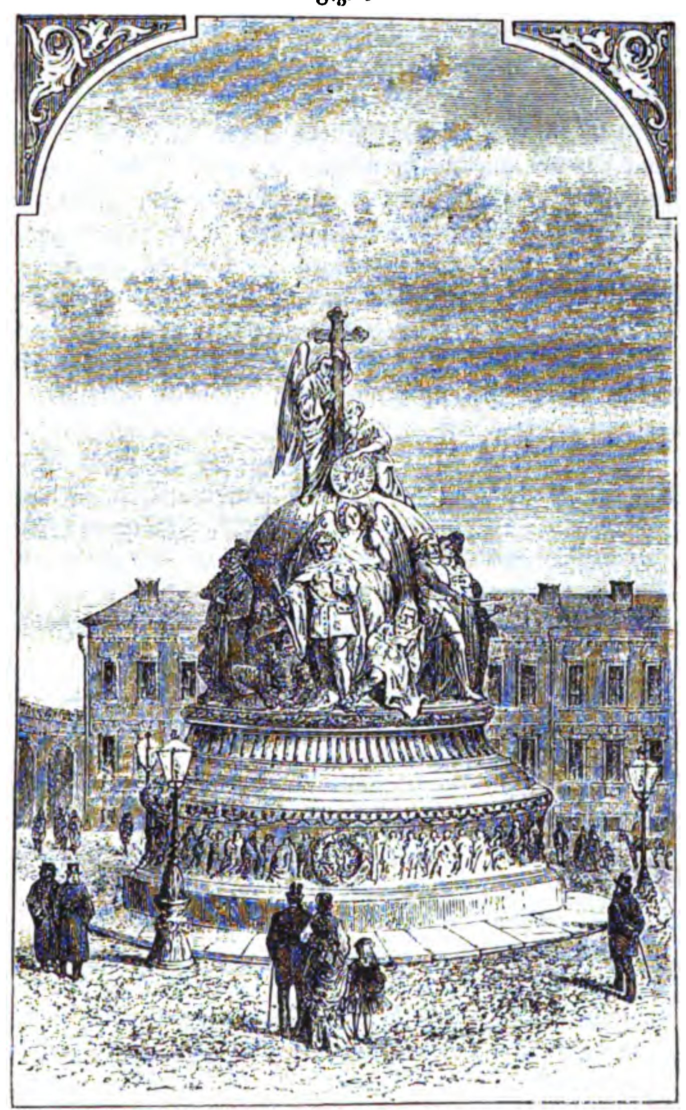
hätten, das gewissermaßen an der Schwelle ihrer Heimat lag. Der Fluß Wólchow, an welchem Nówgorod liegt, ist ein Glied der ununterbrochenen Wasserstraße von der Ostsee zum Schwarzen Meere, welche später den Skandinaviern als Weg nach Byzanz diente. Sie ist ohne Zweifel von den Warägern fleißig benutzt worden, zunächst zu Raub- und Kriegszügen, zur Erpressung von Tribut, bis sie vertrieben wurden, um bald darauf als Herrscher wiederzukehren. Daß dies germanische Fürstengeschlecht alsbald Sprache, Religion und Lebensart der neuen Heimat annahm, spricht entschieden für ihre normannische Herkunft. Sie thaten überall das Gleiche und assimilierten sich der Bevölkerung, zu deren Beherrschern sie sich aufgeworfen hatten.

Wie man sich auch zu der Erzählung des Chronisten stellen mag, von jenem Zeitpunkt an beginnt die rasche Ausbreitung der russischen Slawen und das russische Reich war im Jahre 1862 wol berechtigt, sein tausendjähriges Bestehen durch ein Freudenfest und die Errichtung eines Nationaldenkmals feierlich zu begehen. Das Monument (Fig. 1) wurde zu Nówgorod, als der ältesten Stadt Russlands, auf freiem Platze errichtet und ist das Werk des begabten Bildhauers Mikéschin. Auf breitem mächtigen Steinsockel ruht ein kugelförmiger Aufsatz, den historische und allegorische Figuren umgeben und krönen. Die Spitze, über der knieenden Russia, bildet der Schutzengel Russlands, an ein gewaltiges Kreuz gelehnt. Das Ganze macht — wol nicht ohne Absicht — den Eindruck einer riesenhaften Glocke.

Um die Zeit, da Rjúrik den Staat der Nowgoroder Slawen beherrschte, bemächtigten sich zwei Waräger aus seinem Gefolge, Askold und Dir, Kijews, dem sie gegen die Chasaren Hilfe gebracht hatten.

Bei Rjúriks Tode (879) übernahm nach seiner Anordnung ein Verwandter des Hauses, Olég, die Vormundschaft und Regierung für Rjúriks unmündigen Sohn Igor. Olég, klug, tapfer und unternehmend, unterwarf Kijew, das er zur Hauptstadt machte, dehnte seine Herrschaft bis Galizien aus und zog mit

Fig. 1.



Denkmal zur Erinnerung an das tausendjährige Bestehen des russischen Reiches zu Nówgorod.

einem Kriegsheer bis vor Konstantinopel (906), wo der geängstigte Leo VI. durch einen für die Russen äußerst vorteilhaften Friedensvertrag weiteres Unheil von sich abwandte. Dasselbe wiederholte sich unter Igor, Rjúriks Sohn. Wie sehr die Normannen sich den unterworfenen Slawen bereits assimiliert hatten, erkennen wir aus dem rein slawischen Namen von Igors Sohn und Nachfolger Swjätosslâw (945—972). Auch seine Regierung ist durch kriegerische Unternehmungen bezeichnet, die ihn bis unter die Mauern Adrianopels brachten und sein frühes, gewaltsames Ende herbeiführten. Bruderzwist entzweite seine drei Söhne, die sich bekriegten, bis nach dem Tode der beiden andern Wladímir mit dem Beinamen „der Große" zur Herrschaft gelangte. Er nahm mit seinem Volke das griechische Christentum an (988), ein Akt, der ihm in seinen Beziehungen zum römischen Ostreich mancherlei Vorteil brachte, zugleich aber Russland zu seinem offenbaren Schaden mit einem in Verwesung begriffenen Staatsorganismus verband. Nur in Nowgorod, das mit der deutschen Hansa in dauerndem Handelsverkehr stand, konnte die westeuropäische Kultur ihren befruchtenden Einfluß bewähren. Nach Wladímirs Tode zerfleischten Bruderkriege unter seinen acht Söhnen das unglückliche Land, bis Jarosslâw I. Wladímirowitsch noch einmal die Teile unter seinem Scepter vereinigte, siegreich vermehrte und durch Einführung von Gesetz und Recht kultivierte. Nach seinem Tode zerfielen auf lange Zeit Macht, Wolstand und Kultur des Reichs durch das unglückselige Prinzip der Teilung. Nach dem Gebrauche der Zeit erhielt jeder Fürstensohn eine Parzelle des väterlichen Landes als seinen Anteil an der Erbschaft, während der älteste als Familienhaupt zwar den Herrschertitel behielt, in Wahrheit aber nicht mächtiger war als seine Brüder. So teilte Jarosslâw das Reich unter seine fünf Söhne, wobei Kijew den Großfürstentitel behielt. Das ist der Beginn der sogenannten Teilfürstentümer, welche beständig an Zahl wuchsen, sich häufig untereinander mit Krieg überzogen und den Verfall des Landes herbeiführten. Oft waren die Teil-

fürsten mächtiger als der Großfürst und nahmen dessen Titel an. Die Kräfte der Nation wurden zersplittert, durch innere Fehden aufgerieben, so daß kriegerische Nachbarn, wie Polen, Litauer, Schwertritter, ganze Ländergebiete an sich reißen konnten. Das dauerte das ganze Mittelalter hindurch, bis Tschingis-Chan an der Spitze seiner Mongolenhorden, in der blutigen Schlacht an der Kalka (1224), einem Flüßchen, das sich in das Asów'sche Meer ergießt, die Polowzer, ein Nomadenvolk, und die mit ihnen verbundenen Fürsten von Kijew und Tschernigow zu Boden schlug und das südliche Russland unterwarf. Ein neues Mongolenheer fiel 1237 unter Tschingis-Chans Enkel Baty in Russland ein, verwüstete das Land und verwandelte die Städte Rjäsán, Moskau, Wladímir und Jarossláw in Schutthaufen. Ein russisches Heer wurde bei Kolómna geschlagen, der Großfürst getötet. Zwar wurde Baty 1239 durch den vom Thauwetter aufgeweichten Boden an weiterem Vordringen verhindert und ging zurück, suchte aber schon im nächsten Jahre auf seinem Zuge nach Ungarn und Deutschland das unglückliche Russland wieder heim und brannte mehr als tausend Ortschaften nieder, unter ihnen Tschernígow und das altberühmte Kijew. Von dem Heereszug nach Deutschland zurückgekehrt, gründete der Tatarenfürst das Reich der goldenen Horde von Kiptschák, welches sich vom Urál bis zur Mündung des Dnjepr ausdehnte, und erbaute am Ostufer der Wolga seine Haupt- und Residenzstadt Ssarái. Von hier aus schaltete der Großchan der Mongolen zwei Jahrhunderte hindurch als Herr und Gebieter über Land und Leute in dem unterjochten Russland.

Es war nicht der Boden des russischen Landes, welcher die Eroberungsgelüste der Tataren gereizt hatte; Land besaßen sie im Überfluß. Aber beweglichen Eigentums bedurften sie, das sie genießen konnten, ohne ihrem nomadischen Hirtenleben zu entsagen. So zwangen sie denn auch die Russen zu regelmäßigen Abgaben, ließen die Einwohner zählen und einen Tribut nach der Kopfzahl erheben. Dabei wurde die politische Ordnung nicht

gestört und das Volk in keiner Weise entnationalisiert. Die Unterworfenen behielten ihren Grund und Boden, Religion, Sprache, Gerichtspflege und alle übrigen staatlichen Einrichtungen. Die russischen Teilfürsten waren Statthalter der Chane und bewarben sich eifrig um deren Gunst. Statt nun alle diese kleinen Lehnfürsten gleich schwach und in gleicher Abhängigkeit zu erhalten, ließen sich die Tataren von Habsucht bethören und verliehen bald diesem bald jenem derselben für gesteigerten Tribut umfangreicheres Land und vergrößerte Macht. Bei diesem Wettstreit hatten die Herren von Moskau den größten Erfolg. Sie halfen dem Großchan aufständische Fürsten unterdrücken und waren unterwürfig, so lange die mongolische Macht unwiderstehlich war. Als dieselbe hinsiechte, wurden sie die Rivalen ihrer Unterdrücker. Die goldene Horde zerfiel, wie Tschingis-Chans Reich, aus dem sie hervorgegangen war. Nun stellten sich die Moskauer Fürsten an die Spitze des Nationalaufstandes, der anfangs zwar ohne günstigen Erfolg blieb, zuletzt aber das Land von dem Joche der Tataren befreite.

Die Unterwerfung Russlands durch die Mongolen war keineswegs von nachhaltigem Einfluß auf die äußere Lebensweise, die Sitten und Gewohnheiten des russischen Volkes. Dasselbe wurde in keiner Weise tatarisiert. Die Mongolen haben sich nie im eigentlichen Russland angesiedelt oder sich, einzelne Ausnahmen abgerechnet, mit dem russischen Volke vermischt. Eine Verschmelzung beider Volksstämme hat niemals stattgefunden. Als die Horde vom Heidentum zum Islam übergegangen war, bildete schon der Religionsunterschied eine unausfüllbare Kluft zwischen den beiden Nationen.

Dagegen hat die Tatarenherrschaft auf die politische und moralische Entwickelung der russischen Nation einen nicht zu unterschätzenden, nachhaltigen und vielfach schädlichen Einfluß ausgeübt. Zwar half sie die Einigung der Teilfürstentümer beschleunigen und die Autokratie in Russland begründen, aber sie verdarb den Volkscharakter, bewirkte die Knechtung der unteren

Schichten der Nation und führte zu einer Menge von Einrichtungen und Gebräuchen, welche in dem asiatischen Despotismus ihren Ursprung haben. Der kriegerische Geist und die Kraft der russischen Nation schwanden keineswegs während der mongolischen Unterdrückung. Das bekundete Daniil Romanowitsch, Fürst von Galizien in seiner mutvollen Erhebung gegen das tatarische Joch, seinen Kämpfen gegen Litauer, Polen und die deutschen Ritter; das bewies der tapfere Held Alexander Jarosslawitsch, Fürst von Nowgorod, der nach seinem ruhmvollen Sieg über die Schweden (1240) an der Newa-Mündung den Beinamen Newski erhielt und der zwei Jahre später die deutschen Schwertritter am Peipus-See aufs Haupt schlug.

Die Stadt Moskau (russ. Moskwá), an dem waldigen Ufer des Flusses gleichen Namens von Jurij Dolgorúki erbaut, wird um die Mitte des 12. Jahrhunderts zum ersten mal in russischen Chroniken erwähnt. Etwa ein Jahrhundert später fiel sie mit dem umliegenden Gebiet an den jüngeren Sohn des Fürsten Alexander Newski, Daniil Alexándrowitsch, und von dieser Zeit beginnt das Wachstum der Stadt zu ihrer späteren Bedeutung. Unter Daniils Sohn und Nachfolger, Iwán Daniilowitsch Kalitá (1328—1340) erscheint sie bereits als Hauptstadt eines mächtigen Fürstentums. Dieser kluge und thätige Herrscher wußte die Großfürstenwürde zu erlangen, sein Gebiet ansehnlich zu vergrößern und machte seine Residenz auch zur geistlichen Hauptstadt Russlands, indem er den Metropoliten Peter veranlaßte, seinen Wohnsitz dorthin zu verlegen. Er schmückte Moskau mit prächtigen Gebäuden und errichtete dort eine feste Burg, der er den tatarischen Namen Kreml gab. Es war sein Enkel Dimítri Iwánowitsch mit dem Beinamen Donskói (1363 – 1389), welcher den ersten Versuch wagte, das tatarische Joch zu brechen. Er sammelte ein Heer, wie es Russland bis dahin nicht gesehen, und schlug die gewaltige Macht der Mongolen auf dem kúlikowschen Felde am Einfluß des Flüßchens Neprjädwa in den Don am 8./20. September 1380 in die Flucht. Zwar wurde bald darauf seine Haupt-

stadt Moskau von der goldenen Horde überfallen, zerstört und geplündert und Dimitri von neuem zur Anerkennung der chanischen Oberherrlichkeit gezwungen, aber der Anfang war gemacht, der Nimbus der Unbesiegbarkeit den Tataren entrissen und das Samenkorn der Freiheit und Unabhängigkeit in die russische Erde gesenkt. Die entscheidende Wendung zum Bruche der tatarischen Macht sollte von den Eroberern selbst ausgehen. Mit neuen Heeresmassen brach Tamerlan aus Asien hervor und bekriegte die Horde von Kiptschák, die sich seiner Macht nicht beugen wollte. Zwar wurde bei diesen Heerzügen auch russisches Land verwüstet und geplündert, aber doch nur in geringer Ausdehnung; die Hauptsache blieb die Schwächung der oberherrlichen goldenen Horde, die unter dem Enkel Dimítris, Wassíli dem Finsteren (Témni spr. tjómni) (1425—1462) zur völligen Ablösung zweier selbständiger Chanate, des Kasánschen und des Krymschen führte. Neue Teilfürstentümer fielen der Moskauschen Herrschaft zu und halfen die Einheit des Reiches vorbereiten.

Unter dem geistig bedeutenden Sohne Wassíli's, Iwán oder Joann III. Wassíljewitsch (1462—1505) beginnt eine neue bedeutsame Epoche der russischen Geschichte, als deren erster Markstein die völlige Unterwerfung der Republik Nówgorod betrachtet werden muß.

Seit der Ankunft der Waräger hatte sich dort ein eigentümliches Gemeinwesen ausgebildet, das sein Gebiet durch Unterwerfung der benachbarten finischen Stämme allmählich bis zum finischen Meerbusen und dem weißen Meere ausdehnte. Nówgorod wurde ein reichblühender Handelsplatz, der östlichste Vorposten der deutschen Hansa, von welcher die freie politische Verfassung auf die Stadt am Wólchow übertragen wurde. Die Entscheidung der Volksversammlung (Wjétsche), welche durch die große Glocke (vgl. S. 4) auf dem Marktplatz zusammenberufen wurde, stand über der Macht des Fürsten. Die Volksversammlung wählte die Mitglieder der Obrigkeit, saß über ihnen zu Gericht und setzte sie ab, wenn sie es für nötig fand. Sie schrieb

die Steuern aus und bestimmte die Mannschaft für den Kriegsdienst, entschied über Kampf und Frieden, schloß Bündnisse und gab Gesetze für Fürst und Volk. Nach und nach verfiel die reiche, mächtige Handelsrepublik durch Parteiungen im Innern und politische Einflüsse von außen. Im Osten wuchs das Großfürstentum Moskau empor unter klugen, energischen und ehrgeizigen Herrschern, im Westen hatten die litauischen Fürsten einen mächtigen kriegerischen Staat gegründet. Beide bedrohten die Unabhängigkeit Nowgorods und die Spaltungen im Innern führten seinen Untergang herbei. Die patrizischen Geschlechter suchten Schutz bei Litauen gegen Moskau, das Volk und die Geistlichkeit bei Moskau gegen Litauen, und Moskau trug den Sieg davon. Iwán Kalitá und seine Nachfolger hatten den Nowgorodern bereits Gebietsteile entrissen und Tribut auferlegt. Iwán III. unternahm zwei Kriegszüge gegen die Stadt, deren zweiter mit der Unterwerfung des Freistaates endigte. Die Volksversammlung wurde aufgelöst, der letzte Doge dieses Venedigs am Wólchow, ein Weib, die berühmte Marfa, sammt der großen Glocke nach Moskau gebracht und das Gebiet fortan von den Bojaren des russischen Großfürsten verwaltet. (1478.)

Das zweite Ereignis von weittragendster Bedeutung unter der Regierung Iwáns war die Vernichtung des tatarischen Jochs. Zwischen den Chanen der Krym und den Fürsten der goldenen Horde herrschte blutige Feindschaft. Iwán benutzte diese günstige Konstellation mit bemerkenswerter Klugheit. Er schloß ein Bündnis mit dem Chan der Krym und versagte dem bisherigen Suzerain den Tribut. Ssarai, die Residenz der Horde von Kiptschák wurde zerstört, (1480) und das Werk der gänzlichen Vernichtung der goldenen Horde konnte dem verbündeten Chan der Krym überlassen werden.

Auch unter Iwán III. wurde das Gebiet der Beherrscher von Moskau weiter ausgedehnt; so daß von den alten Teilfürstentümern nur Pskow und ein Teil von Rjäsán eine scheinbare Unabhängigkeit bewahrten. Das Reich, das bei seinem

Der Kreml in Moskau.

Regierungsantritt etwa 10500 □ Meilen umfaßte, hatte sich ungefähr um das Vierfache vergrößert.

Durch seine Ehe mit der griechischen Prinzessin Sophia trat Iwán in nähere Verbindung mit dem europäischen Westen. Der

Fig. 3.



Das russische Wappen.

Glanz des byzantinischen Hofes zog in die bescheidene Residenz des russischen Großfürsten ein, fremde Handwerker und Künstler wurden ins Land gerufen, um die Hauptstadt mit Kirchen und Palästen zu schmücken und der italienische Meister Aristoteles

Fioraventi erbaute im Kreml (Fig. 2) die Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä, noch heute eine Zierde der alten Zarenstadt. Mit der byzantinischen Pracht fand freilich auch das byzantinische Ceremoniell Eingang am Moskauer Hofe und der Großfürst rückte damit den Kreis seiner Bojaren, die ihn bisher in kordialer Freundschaft umgeben hatten, von sich ab in weitere Ferne. Er nahm den Titel Großfürst und Selbstherrscher aller russischen Lande an und wandelte damit das moskowische Fürstentum zum russischen Reich. Auch das byzantinische Wappen, der zweiköpfige Adler, wurde angenommen und mit dem früheren Moskauer Wappen, dem siegbringenden heiligen Ritter Georg, vereinigt. (Fig. 3).

Die letzten Teilfürstentümer, Pskow, mit einer der alten Nowgorodschen ähnlichen Verfassung, und der Rest von Rjäsän wurden unter Wassíli III. Iwánowitsch (1505—1533) dem Moskauer Großfürstentum hinzugefügt.

Iwán IV. Wassíljewitsch, der Schreckliche (Grósny) genannt*) (Fig. 4) (1533—1584), war erst drei Jahre alt, als der Tod seines Vaters ihn zum Herrscher des Großfürstentums Moskau machte. Der reichbegabte Knabe erwuchs unter den verderblichen Einflüssen einer entsittlichten Regentschaft, die alle jene Keime in ihm weckten, die sich später als entsetzliche Geistes- und

*) Ich halte es für nötig, die Bemerkung einzuschalten, daß diese historischen Rückblicke keine andere Aufgabe haben, als das allmähliche Heranwachsen des russischen Reiches zu verfolgen. Eine eingehende Schilderung der russischen Regenten in ununterbrochener Reihe, ihrer Eigenschaften und Charaktere, ihrer Schicksale und ihres Familienlebens, ihrer Regierung und inneren Politik, so wie die Kulturgeschichte des Landes liegen diesen Mittheilungen fern, ein so hohes Interesse sie auch bieten mögen. So gebe ich denn von Iwan dem Schrecklichen, dessen Lebens- und Regierungsgeschichte in allen ihren Einzelnheiten eine Fülle anziehenden Stoffes enthält, wie von allen seinen Nachfolgern, von denen ein reicher Schatz historischen Materials vorhanden, nur das wenige, was dem Zwecke dieses Buches und der Bestimmung des vorliegenden Abschnittes entspricht.

D. B.

Gemütsverirrungen entwickelten und seine Regierung — trotz mancher großen Intentionen und Errungenschaften — zu einem der traurigsten Blätter in der russischen Geschichte stempeln. Als er, volljährig geworden, in der Kathedrale zu Mariä Himmel-

Fig. 4.



Zar Joann der Schreckliche. (1533—1584.)

fahrt feierlich gekrönt wurde, nahm er — als der erste unter den Moskauer Großfürsten — den Titel Zar (Cäsar) an. (1547).

Das Kasán'sche Gebiet an den Ufern der Flüsse Wólga und Káma, in welchem eine betriebsame Bevölkerung Handel und In-

Fig. 5.



Kirche Wassili Blashénny in Moskau.

dustrie zu reicher Blüte entfaltet hatte, war bisher den Großfürsten zinsbar gewesen. Der Abhängigkeit überdrüssig, weigerten sie sich jetzt, den von Moskau eingesetzten Chan anzunehmen. Joann überzog sie mit Krieg, eroberte die Hauptstadt und unterwarf das Chanat seinem Scepter. (1552.)

Zum Gedächtnis dieser zu glücklichem Ende geführten Unternehmung ließ er die Kirche Wassili Blashénny errichten, in ihrer Art das merkwürdigste Gebäude Moskaus. Ein buntes Durcheinander heterogener Bestandteile, ein unharmonisches Konglomerat von verschiedenartigen Kuppeln, Türmen und Türmchen, Gewölben, Bogen und Gallerien, Dächern und Ballustraden, von denen beinahe jeder Quadratfuß eine andere Farbe trägt, frappiert dies eigentümliche Gebäude durch seine fremdartige Originalität, ohne irgendwie auf architektonische Schönheit Anspruch machen zu können. (Fig. 5.)

Der Einverleibung des Kasán'schen Gebiets folgte bald die Eroberung eines andern tatarischen Reichs, des Chanats von Astrachán, welches auf den Trümmern der goldenen Horde entstanden war. Seine Hauptstadt bildete den Schlüssel des Verkehrs mit dem Orient, zunächst mit Persien. (1554.) Gegen die räuberischen Einfälle der krymschen Tataren suchte Iwan das Reich in zwiefacher Weise zu schützen: durch eine Reihe von Grenzfestungen und durch die Hilfe der Kosaken, die in der Geschichte des russischen und polnischen Reichs eine Rolle zu spielen beginnen. Sie bestanden aus russischen Flüchtlingen und Deserteuren, welche Freiheit und Ungebundenheit auswärts suchten, sich in der Steppe, dem Grenzgebiet zwischen Slawen und Tataren ansiedelten, freie kriegerische Gemeinschaften bildeten und sich ihre Anführer, die Hetmans (Atamáns), wählten. Ihre Hauptniederlassungen befanden sich an den Flüssen Dnjepr und Don.

Aber alle diese Schutzmittel, verbunden mit siegreichen Einfällen in das tatarische Gebiet, konnten die Horde nicht verhin-

dern, das Zartum unvermutet zu überfallen, Moskau einzuäschern und unzählige Gefangene in die Sklaverei zu schleppen (1571).

Der staatsmännische Blick, der aus vielen Regierungshandlungen Iwans hervorleuchtet, lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Ufer des baltischen Meeres, deren Besitz ihm zur Anknüpfung ersprießlicher Verbindungen mit Westeuropa unumgänglich schien. Der Zeitpunkt war günstig, der deutsche Schwertorden, dem die Uferländer angehörten, offenbar in Verfall. So eröffnete er denn den Krieg im Jahre 1558 und zwar mit dem glücklichsten Erfolge; ein fester Platz nach dem andern fiel in seine Hände. Der Heermeister des Ordens, Gotthard Kettler, sah die Unmöglichkeit ein, das baltische Gebiet mit eigener Kraft gegen die vordringenden Russen zu schützen, trat Livland an Polen ab, Estland an Schweden, und begnügte sich mit Kurland und Semgallen, deren Regierung er als erster Herzog unter polnischer Oberhoheit antrat (1561). Dergestalt mit zwei mächtigen Staaten in Krieg verwickelt, von wichtigen Änderungen in den heimischen Verhältnissen bedrängt, gab der Zar seine Eroberungspläne an der Ostsee auf.

Die letzten düsteren Lebensjahre Iwáns wurden durch ein freudiges Ereignis erhellt. Ohne seine Veranlassung und sein Zuthun wurde Sibirien erobert und dem russischen Reiche einverleibt. Die donischen Kosaken, obwohl sie sich selbst für Unterthanen des Moskauschen Zaren ausgaben, leisteten ihm weder Gehorsam, noch unterließen sie es, seine und seiner Kaufleute Schiffe auf der Wolga zu plündern, die bucharischen und persischen Handelskaravanen zu überfallen und zu berauben. Iwan schickte Truppen gegen die Übelthäter, ließ sie fangen und aufhängen. Einige hundert Kosaken, ihren Hetman Jermák an der Spitze, entgingen der Verfolgung und gelangten auf ihrer Flucht in das Permsche Gebiet. Dort war die Familie Stróganow ansässig, reiche Kaufleute, welche die Salzquellen der Gegend ausbeuteten. Da sie von den räuberischen Überfällen der sibirischen Tataren viel zu leiden hatten, unterhielten sie ihre eigenen Festungs-

werke, mit einer eigenen Schar von Landsknechten. Sie nahmen Jermák (Fig. 6) mit seinen Kosaken freundlich auf, rieten zu

Fig. 6.



Ataman Wassili Timoféjewitsch Jermák, der Eroberer Sibiriens. † 1584.

einem Eroberungszug nach Sibirien und unterstützten ihn mit Leuten und Proviant. So zog nun der tapfere Hetman mit

einer Schar von 800 Mann über den Urál, und nach vielen Kämpfen und unsagbaren Mühseligkeiten gelang es ihm, die Hauptstadt Sibiriens, Issker oder Ssibír am Irtysch zu erobern und den Chan aus seinem Lande zu vertreiben. Eilboten meldeten dem Zaren das glückliche Ereignis, legten ihm das eroberte Land zu Füßen und im Dezember 1582 wurde Sibirien mit dem russischen Reiche vereinigt.

Der schwache, kinderlose Sohn Iwans, Féodor I. Iwánowitsch (1584—1598), verbrachte seine Tage mit religiösen Übungen und überließ die Regierung des Landes seinem klugen, ehrgeizigen Schwager Boris Godunów, dem Nachkommen eines tatarischen Vornehmen. Der einzige überlebende Bruder des Zaren, Dimítri Iwánowitsch wurde zu Uglitsch ermordet und der Volksmund bezeichnete Godunów als Urheber des Verbrechens, das ihm den Weg zum Throne frei machen sollte. Übrigens war dieser unumschränkte Statthalter des Regenten, den man den Richelieu Russlands genannt hat, ein kluger Herrscher und tüchtiger Organisator, der die Ruhe im Innern und den Frieden nach außen zu befestigen wußte. Ein verhängnisvolles Ereignis jedoch drückt der sonst bedeutungslosen Regierung Féodors einen unauslöschlichen Makel auf: die Freizügigkeit der Bauern wurde aufgehoben, die Leibeigenschaft eingeführt.

Mit Féodor starb die moskowische Dynastie des Rjúrik-Geschlechtes aus. Boris Godunów hatte seine Maßnahmen vorsichtig und schlau getroffen. Die von den Teilfürsten abstammenden, von Neid erfüllten, vornehmen Familien, widerstrebten vergebens. Von der Kriegerkaste der Bojaren, von der Geistlichkeit wie von den Abgeordneten der Städte, einer Art Landtag (Sémskaja Dúma oder Ssobór), der in wichtigen Angelegenheiten zu Rate gezogen wurde — von allen Faktoren des Reichs wurde er zum Nachfolger Féodors und Zaren gewählt und bestieg den Thron nach wiederholtem, gut gespielten Sträuben.

Die Regierung des Zaren Boris Féodorowitsch Godunów (1598—1605) (Fig. 7), obgleich selbstverständlich von der Aera

Féodors I. innerlich nicht verschieden, wurde äußerlich von den unglücklichsten Verhältnissen begleitet. Dem Neid und der Mißgunst der vornehmen Familien gesellte sich das Bewußtsein des neuen Dynasten, daß er seinen Thron auf dem unsichersten Boden

Fig. 7.



Zar Boris Fédorowitsch Godunów. 1598—1605

errichtet habe. Auch das Gewissen mag nicht stumm geblieben sein. Das erzeugte in ihm Mißtrauen und Verfolgungssucht, die ihm zahllose neue Feinde weckten. Mißernten, Hungersnot und

schwarzer Tod kamen hinzu, die das Volk in Massen hinwegrafften. Unzufriedenheit wühlte überall und man betrachtete die allgemeine Heimsuchung als Strafe des Himmels für die Ermordung des Zaréwitsch Dimítri. Da zog von Polen her das Ungewitter herauf. Ein begabter Jüngling, Grigóri Otrépjew, wie ihn seine Zeitgenossen nennen, den die Ehrsucht zum Verbrechen stachelte, dem Kloster entlaufen, hatte sich für den wunderbar geretteten Zaréwitsch ausgegeben. Den Polen ein willkommenes Werkzeug, um der Ausbreitung ihrer Macht zu dienen, den Jesuiten, um die orientalische Kirche zu bekämpfen, fand er bei Sigismund III., seinen Magnaten und Prälaten, die ausgiebigste Unterstützung, und ein polnisches Heer brach in die russischen Marken ein, um den falschen Dimítri auf den Thron von Moskau zu setzen und den Katholizismus in dem Zartum einzuführen. Viele russische Städte huldigten dem Usurpator als Sohn Iwans IV. Da erkrankte Boris plötzlich und starb (1605), Moskau huldigte dem falschen Dimítri und der einzige Sohn Godunóws, der siebzehnjährige Féodor, wurde ermordet.

Die Regierung des Pseudo-Dimítri dauerte nur elf Monate. Übermut, Nichtachtung russischer Sitten und Gebräuche, unkluge Bevorzugung der Polen gaben seinem energischsten Gegner, dem Fürsten Wassíli Schuiski, Vorwand genug, das Volk gegen den von der Natur reich ausgestatteten Usurpator aufzureizen. Die Verschwörer überfielen den Unvorsichtigen im eigenen Palast und erschlugen ihn (1606).

Wassíli Schuiski, zum Zaren des russischen Reichs ausgerufen, war der schwierigen Aufgabe, die ihm die verwickelten Verhältnisse des Landes auferlegten, in keiner Weise gewachsen. Wilde Bewegung, Unruhe und Unzufriedenheit dauerten fort. An verschiedenen Orten Russlands tauchten neue Pseudodimítris auf. Der bemerkenswerteste von ihnen, der sich für den ersten, der Todesgefahr entronnenen ausgab, erschien mit einer Armee von Polen, Kosaken und russischen Verrätern vor der Hauptstadt und belagerte dieselbe fast anderthalb Jahre. Ein Neffe Schuiskis,

der junge, tapfere Michail Skópin sammelte ein Heer in Nowgorod, und von schwedischen Truppen unterstützt, entsetzte er Moskau. Pseudodimitri II. floh nach Kalúga und wurde dort erschlagen. Die Polen zogen sich zurück; ein Teil vereinigte sich mit König Sigismund, welcher die Stadt Smolénsk belagerte. Skópin zog als Sieger in die befreite Hauptstadt ein, wurde Liebling des Volkes und bereitete sich eben, Smolénsk zur Hilfe zu eilen, als er plötzlich starb. Wie das Gerücht ging, wurde er von einem andern Oheim, Dimítri Schuïski, der den Ruhm des Neffen beneidete, vergiftet. Nun übernahm jener Dimítri Schuïski den Oberbefehl über die russischen Truppen und erlitt durch die Polen eine schmachvolle Niederlage. Das aufgebrachte Moskau erhob sich, Wassíli Schuïski wurde vom Throne gestoßen und die unselige Zeit eines dreijährigen Zwischenreichs begann.

Scharen polnischer Truppen, Kosaken und abtrünnige Russen durchzogen das Land raubend und mordend. Wo sie gehaust, hinterließen sie menschenleere Trümmerstätten. Niemand gedachte der gemeinsamen Not, jeder suchte nur Rettung vor dem eigenen Elend. Die Hauptstadt selbst war in den Händen der Polen. In diesem Wirrsal sahen die Bojaren keinen andern Ausweg, als die Wahl des polnischen Kronprinzen Wladislaw zum russischen Zaren, unter Wahrung ihrer Rechte und der nationalen Kirche. Aber Sigismund, ein eifriger Katholik, versagte seine Einwilligung. Er selbst wollte den russischen Thron besteigen und beide Kronen auf seinem Haupte vereinigen. Die russische Geistlichkeit sah ihre Existenz bedroht und Hermogén, Patriarch von Moskau, ein heroischer Charakter, rief das Volk auf zur Verteidigung des orthodoxen Glaubens. Über hunderttausend Mann folgten seinem Ruf, vereinigten sich unter den Mauern Moskaus und belagerten die polnische Besatzung. Aber ihnen fehlte die einheitliche Führung. Die verschiedenen Befehlshaber gerieten unter einander in Streit. Der tüchtigste von ihnen, Prokópi Ljäpunów, der mit eiserner Strenge die im russischen

Lager befindlichen Kosaken bestrafte, wenn sie die friedliche Landbevölkerung brandschatzten und plünderten, wurde ermordet. Die Landwehr zerstreute sich. Gleichzeitig nahm Sigismund die Stadt Smolénsk und der schwedische Heerführer Delagardie bemächtigte sich Nówgorods. Das Elend Russlands hatte die äußersten Grenzen erreicht.

Unterdessen ermüdete die Geistlichkeit nicht, das Volk zum Befreiungskampf aufzurufen. Proklamationen wurden im ganzen Lande verbreitet. Sie zündeten zuerst in Níshni Nówgorod. Ein einfacher Mann aus dem Volke, Kosmà Mínin Ssuchorúki, entflammte durch seine Reden das Volk, daß es sich zum Kampfe rüstete und sein Eigentum darbrachte, um Söldner dafür zu werben.

Andere Städte schlossen sich an; eine starke Landwehr sammelte sich. Den Oberbefehl übernahm der heldenmütige Fürst Poshárski; Patriarch Hermogén sandte seinen Segen aus der Gefangenschaft.

Poshárski rückte vor Moskau, ein polnisches Heer, das der Besatzung zu Hilfe eilte, wurde geschlagen und die Garnison, die sich mutvoll verteidigte, belagert, bis sie, durch Hunger gezwungen, sich ergeben mußte.

Moskau war befreit, die nächste Aufgabe war die Wahl eines Herrschers, ohne welchen Ordnung und Gesetzlichkeit nicht wiederkehren konnten. Der Landtag, die Sémskaja Dúma, wurde berufen und mit seltener Einmütigkeit der sechzehnjährige Bojar Michaíl Fédorowitsch Románow, aus einem den letzten Abkömmlingen Rjúriks verwandten Hause, zum Zaren gewählt.

Die Regierung Michaíls (1613—1645) (Fig. 8), des ersten Zaren aus dem jetzt regierenden Kaiserhause, war der Wiederherstellung des inneren und äußeren Friedens und der staatlichen Ordnung geweiht. Treulich zur Seite stand ihm sein Vater, der, auf Befehl des mißtrauischen Godunów Mönch geworden, nun unter dem Namen Philarét das Patriarchat von Moskau inne hatte. Die Kriege, welche Michaíls Regierung

aus dem Zwischenreich geerbt, wurden unglücklich beendigt. An Schweden verlor das Reich seine Besitzungen am Baltischen

Fig. 8.



Michail Fedorowitsch. Erster Zar aus dem Hause Románow.

Meere, an Polen die Stadt Smolénsk. Wenn auch bis zu Michails Tode nicht alle Schäden, die das Interregnum ver-

ursacht hatte, geheilt werden konnten, so waren doch Friede und Ordnung heimgekehrt und das staatliche Leben in seine Ufer zurückgetreten.

Während der jugendliche Nachfolger Michaïls, sein sechzehnjähriger Sohn Alexéi Michaïlowitsch (1645—1676) allerlei Ergötzlichkeiten, besonders der Falkenjagd, oblag, bedrückten seine Günstlinge das Volk, bis es aufstand und die mißliebigen Beamten erschlug. Das öffnete dem jungen Zaren die Augen, der sich fortan der Verwaltung seines Landes widmete. Nach einer löblichen Reform der Gesetzgebung war die Vereinigung Kleinrusslands mit dem Reiche das wichtigste Ereignis seiner Regierung. Die Kosaken, unter ihrem tapferen und klugen Hetman Bogdán Chmelnízki, führten Krieg mit dem polnischen Könige. Zuerst glücklich, erlitten sie später entscheidende Niederlagen und in ihrer Bedrängnis suchten sie Hilfe bei dem Zaren, dem sie die Vereinigung von Kleinrussland mit dem russischen Reiche anboten. Der in Moskau versammelte große Landtag riet Alexéi zur Annahme (1653) und er empfing die Huldigung der Kosaken, welche die freie Wahl des Hetmans und ihrer Beamten beibehielten. Aber die Polen waren keineswegs gewillt, Kleinrussland gutwillig abzutreten. Auf beiden Seiten griff man zum Schwert. Zwei Kriege führte Alexéi mit Polen, den ersten glücklich, den zweiten unglücklich. 1667 wurde Friede geschlossen und Kleinrussland geteilt; das Land östlich vom Dnjepr fiel an Russland, die westliche Hälfte blieb den Polen.

Ein Aufstand der donischen Kosaken unter ihrem Hetmann Sténka Rásin (1670) wurde mit Waffengewalt unterdrückt. Endlich ist die Regierung Alexéis bemerkenswert durch die Entstehung des Rasskól, d. h. des Schismas in der russischen Kirche.

Alexéi war zweimal verheiratet, in erster Ehe mit Maria Milossláwski, in zweiter mit Natalia Kirillowna Naryschkin. Bei seinem Tode hinterließ er aus der ersten Ehe zwei Söhne Féodor und Joann nebst einigen Töchtern, aus der zweiten einen vierjährigen Sohn, Peter. Der erstgeborene Féodor

Alexéjewitsch (1676—1682) folgte dem Vater in der Regierung. Ein vernünftiger und wohlgesinnter Fürst, aber von schwächlicher Gesundheit, starb er bereits nach sechs Jahren, ohne Kinder zu hinterlassen. Joann war schwachsinnig und kränklich. Das Volk wollte den zehnjährigen hochbegabten und kerngesunden Peter zum Zaren, mit seiner Mutter, Natalia Kirillowna als Vormünderin. Aber eine von den Töchtern Alexéis aus erster Ehe, die geistvolle und für ihre Zeit gebildete Sophia, trachtete, von Ehrgeiz getrieben, nach der Erlangung der höchsten Gewalt und intriguierte gegen die Wahl der Nation. Wurde der geistesschwache Joann zum Zaren gekrönt, konnte sie darauf rechnen, die Zügel der Regierung an sich zu reißen. Ihr zur Seite standen die Verwandten der Mutter, die Milosslawskis, ihnen gegenüber die Familie Narÿschkin. Die Bojaren schlugen sich teils zu der einen, teils zu der andern Partei. Bei Hofe waren die Narÿschkins die stärkeren. Aber Sophia wußte durch falsche Gerüchte, Bestechung und Versprechungen das Corps der zarischen Leibwächter, der Strjelézen (Schützen), einer Art Prätorianerschar, auf ihre Seite zu bringen. Die falsche Nachricht, Joann sei von den Narÿschkins erdrosselt, empörte sie bis zum Aufstand. Sie brachen in den Kreml ein und ermordeten ihren eigenen Befehlshaber, den Bojaren Dolgorúki, das Haupt der Narÿschkins, den Bojaren Matwéjew und einige andere Männer von Bedeutung. Die Bevölkerung Moskaus, von Furcht und Schrecken ergriffen, wagte keinen Widerstand, beide Zaréwitsche (Söhne des Zaren) wurden auf den Thron gesetzt und bis zu ihrer Volljährigkeit Sophia zur Regentin erklärt.

Sophia Alexéjewna führte die Regierung sieben Jahre (1682 — 1689) mit Verstand und Geschick. Ihre Hauptstütze war der Günstling Fürst Wassili Golizyn, ein Mann von westeuropäischer Bildung. Mit Polen wurde Frieden geschlossen und damit der fortdauernde Streit über Kleinrussland beendigt. Der östliche Teil wurde für immer an Russland abgetreten, wogegen sich dasselbe verpflichtete, an der Seite der Polen gegen die

Türken und Krymschen Tataren zu kämpfen. Zweimal wurde ein bedeutendes Heer unter Golizyn nach dem Süden geschickt und kehrte beidemal erfolglos zurück. Der Günstling war ein bedeutender Staatsmann aber kein Feldherr.

Fig. 9.



Fürst Alexand. Danilowitsch Ménschtschikow, Liebling Peters I., Generalissimus und Vormund Peters II. † in Beresow 1729.

Unterdessen wuchs der junge Zaréwitsch Peter Alexéjewitsch heran. Als die Milosslawskis in Moskau dominierten, hatte sich seine Mutter mit ihm nach dem Dorfe Preobrashénskoje zurückgezogen. Dort in freier Luft und natürlicher Umgebung er-

starkte der reichbegabte Prinz zu künftiger Größe. Aus seinen Spielkameraden bildete er eine Mustercompagnie, die Grundlage der beiden ältesten russischen Garderegimenter, des Preobrashénskischen und Sseménowschen. Auf dem See von Perejasláw

Fig. 10.



Franz Jakowléwitsch Lefort, 1. General-Admiral der russischen Flotte, Vicekönig von Nówgorod; Liebling Peters I. † 1699.

errichtete Peter eine Miniatur-Musterflotte. Aus der Schar der jungen Mustersoldaten entwickelten sich später Größen ersten Ranges unter Peters Regierung, vor allen Alexander Danílowitsch Ménschtschikow (Fig. 9), dessen Pastetenjungen-Mythus

allgemein bekannt ist. Vorzugsweise gern verkehrte der Prinz mit den bereits von Iwán III. und später von Michail Fédorowitsch und Alexéi Michailowitsch ins Land gerufenen Fremden, unter denen sich viele Instruktions-Offiziere für das russische Heer befanden, von welchen er wissensdurstig zu lernen strebte. Einer von ihnen, der Genfer Franz Lefort, wurde sein ausgesprochener Liebling und Freund. (Fig. 10.)

Als Peter das siebzehnte Jahr erreicht hatte, gedachte Sophia ihn völlig vom Throne auszuschließen und sich zur Zarin aufzuwerfen. Von neuem wollte sie die Strjelézen gegen die Naryschkins aufwiegeln. Eine Verschwörung, die das Leben Peters bedrohte, mißlang. Zeitig gewarnt, entfloh er in das befestigte Troizki-Kloster, wo er seine Musterregimenter um sich versammelte und den Häuptern der Prätorianer befahl, sofort vor ihm zu erscheinen. Sie gehorchten trotz Sophias Gegenbefehl. Der Versuch der Zarévna, sich mit dem Bruder zu versöhnen, scheiterte. Sie wurde in ein Kloster verbannt (1689), und da der unfähige Joann überhaupt keine Neigung hatte, sich um die Regierung zu kümmern, war Peter von nun an alleiniger Zar und Herr des russischen Reichs.

Mit Peter beginnt die neue, so zu sagen europäische Aera des russischen Staates. Sein rastloser Genius ließ keinen Augenblick ab von der Sorge um Russlands Wolfahrt, Macht und Größe. Für Russland das Meer öffnen, eine Flotte ins Leben rufen, war sein nächster Gedanke. Zwar grenzte das Reich an das Weiße und das Kaspische Meer; das eine war jedoch durch seine nördliche Lage wenig günstig, das andere zu fern vom Centrum und nur ein Binnensee. Aber von Sophiens Regierung hatte er den Krieg mit Türken und Tataren geerbt. Dieser sollte ihm die Gelegenheit bieten, am Asów'schen Meere festen Fuß zu fassen, eine Flotte zu erbauen und von dort aus mit dem südlichen Europa Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Die türkische Festung Asów, am Ausfluß des Don gelegen, wurde belagert. Peter diente dabei unter seinen Generalen als ein-

facher Kapitän. Im Jahre 1696 wurde die Festung genommen. Moskau begrüßte jubelnd die siegreiche Armee, die unter großen Feierlichkeiten und Belustigungen in die Hauptstadt einzog. Die Generale fuhren in Gala-Equipagen, während Peter in Kapi-

Fig. 11.



Zar Peter I. 1682—1725.
Nach einem 1697 von Kneller gemalten Bilde.

täns-Uniform an der Spitze seiner Compagnie zu Fuß marschierte. Aus dieser Zeit stammt das Bild des jugendlichen Zaren, von dem wir unsern Lesern eine Reproduktion mittheilen. (Fig. 11.)

Peter war zur Einsicht gelangt, daß er vor allen Dingen selbst lernen müsse, um der Lehrmeister seiner Russen zu werden. So geschah das Unerhörte, er schloß sich der eigenen Gesandtschaft, an deren Spitze Lefort stand, unter dem Namen eines einfachen Edelmanns, Peter Michailow, an und bereiste Deutschland, Holland, England und Österreich, wo er, unersättlich in dem Aufnehmen westeuropäischer Kultur, überall sah, untersuchte, lernte, ja — wie bekannt — selbst als Schiffszimmermann arbeitete. Ein neuer Aufstand der Strjelözen rief ihn in die Heimat zurück. Bei seiner Ankunft war die Bewegung bereits unterdrückt und die Rebellen fanden in ihm den unerbittlichen Richter.

Nun begann der kleine Krieg Peters gegen veraltete Sitten und Gewohnheiten der Russen, der große gegen abgelebte Staatsformen, kirchliche, militärische und sociale Einrichtungen. Die langen Bärte und langen Kleider wurden gekürzt, aber auch die Frauen aus ihrer haremartigen Einsperrung befreit und Peter selbst gab „Assembléen“ um das gesellige Zusammenleben beider Geschlechter zu vermitteln. Die Ehen, welche früher der unumschränkte Wille der Eltern geschlossen, wurden jetzt von der Einwilligung des Brautpaares abhängig gemacht. Der Zar selbst war der rastloseste Arbeiter seines Reiches. Von frühem Morgen bis in die sinkende Nacht gab er sich den Mühen der Regierung, Kultivierung und Civilisierung hin. An die Stelle der alten Behörden traten Ministerien nach westeuropäischer Art, denen er die Bezeichnung Kollegien*) gab. Aus dem alten Bojarenrat bildete er den Senat, als oberste Verwaltungsbehörde. Die früheren Bezeichnungen des Adels wurden aufgehoben. Im Militär gab der Offiziersrang, im Civildienst jeder Posten vom Kollegienassessor an den Adel, von welcher Herkunft auch der Träger sein mochte. Der Adel aber verlieh das Recht, Land

---

*) Daher noch heute in Russland die Titel: Kollegienregistrator, Kollegiensekretär, Kollegienassessor, Kollegienrat.

und Leute zu besitzen. Jeder Edelmann war zum Staatsdienst verpflichtet. An die Stelle des übermächtigen Patriarchen setzte Peter den Synod ein, eine Versammlung höherer Geistlichen, welcher er die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten übertrug. Das Steuerwesen wurde reformiert auf der Basis von Volkszählungen, welche Peter einführte.

Über zwanzig Jahre von der Regierung des Zaren nahm der Krieg mit Schweden in Anspruch. Die Uferlande des Baltischen Meeres, welche bei Peters Drange nach dem Westen, ihm höchst begehrenswert erscheinen mußten, waren in den Händen der Schweden, seit Gustav Adolf das mächtigste Volk im Nordosten Europas. Peter schloß ein Bündnis mit den Königen von Polen und Dänemark zur gemeinschaftlichen Aktion gegen Schweden, dessen Thron soeben der junge Karl XII. bestiegen hatte. Aber dieser nahm es unerschrocken mit den drei Mächten auf und erfreute sich des besten Erfolgs. Trotz Peters eifriger Mühwaltung war sein Heer noch nicht geübt und gerüstet genug, um einem Feinde, wie den Schweden, Stand zu halten. Der Zar rückte in Estland ein und belagerte Narwa mit 40000 Mann. Karl mit seinem kleinen aber kriegsgeübten Heere überfiel zunächst Dänemark, schlug den König, zwang ihn zum Frieden und eilte Narwa zur Hilfe. Peter unterlag, verlor aber den Mut nicht und hatte binnen kurzem eine neue, stärkere Armee ausgerüstet. Während Karl XII. den dritten Gegner, August II. von Polen bekriegte, übte Peter seine Soldaten, nahm den Schweden einige Städte und setzte sich am finischen Meerbusen fest. Er eroberte die schwedische Festung Nyenskanz am Ausfluß der Newa und errichtete auf einer der Inseln des Newadeltas eine neue, die Peterpaulsfestung (1703). Bald erhob sich rings um dieselbe eine Stadt, St. Petersburg, welche später der Zar zur Residenz erkor.

Nach der Niederwerfung August II. und nachdem er Stanislaus Lesczinsky auf den polnischen Thron gesetzt, wandte sich

Karl wieder gegen Peter. Es war bereits zu spät; der Besiegte hatte dem Sieger die Kunst abgesehen.

Aus Polen marschierte Karl gegen Kleinrussland, das damals von dem Hetman Masépa*) verwaltet wurde. Wer kennt

Fig. 12.



Iwán Sstepánowitsch Masópa, Hetmann von Kleinrussland. † 1709.

nicht die abenteuerliche Geschichte seiner Jugend aus Byrons Gedicht, aus Horace Vernets Bildern? Er war jetzt ein Greis,

*) Fälschlich Mazeppa genannt.

aber verschlagen und ehrgeizig. (Fig. 12.) Er hatte das Vertrauen Peters gewonnen, unterhandelte aber mit seinen Feinden und wollte Kleinrussland wieder unter polnische Hoheit bringen. Peter glaubte erst dann an den Verrat, als Maséпa sich mit Karl vereinigte und Kleinrussland zur Erhebung gegen den Zaren aufrief; aber das Land blieb treu. Nun eilte Peter nach Poltáwa, das von Karl belagert wurde, und die Schweden erlitten eine entscheidende Niederlage (1709). Karl entfloh mit geringem Geleite in die Türkei; seine ganze Armee legte die Waffen nieder.

Die Schlacht bei Poltáwa hatte die schwedische Macht gebrochen. Der Krieg übertrug sich auf den türkischen Sultan, der von Karl zum Kampfe aufgestachelt wurde. Peter hatte auf die von den Hospodaren der Moldau und Walachei zugesagte Unterstützung gerechnet. Der erste stieß mit unbedeutenden Streitkräften zu ihm, der zweite ließ ihn im Stich. So wurde der Zar an den Ufern des Prut mit seiner geringen Streitmacht von der 200 000 Mann starken Armee des Großveziers umringt. Ein Angriff auf das russische Lager wurde zwar zurückgeschlagen, aber die Vorräte waren erschöpft, die Lage äußerst kritisch. Auf Beschluß des Kriegsrats wurden dem türkischen Oberbefehlshaber günstige Friedensbedingungen vorgelegt. Es heißt, Peters Gemalin, Katharina, habe das Gewicht dieser Vorschläge durch die Übersendung ihres sämtlichen Schmuckes an den Großvezier verstärkt. Genug, der Friede wurde geschlossen und den Türken Asów und die Mündungen des Don zurückgegeben (1711).

Mit der Abtretung Asóws hatte Peter den Gedanken aufgegeben, die Seefahrt und den Handel Russlands nach dem Schwarzen Meere zu leiten; auch erschienen ihm jetzt die Ufer der Ostsee viel geeigneter. So führte er den Krieg mit Schweden noch zehn Jahre fort, bis der bedeutsame Friede im finländischen Städtchen Nystad geschlossen wurde, durch welchen Russland in den Besitz von Livland, Estland, Ingermanland und einem Teil Finlands gelangte. Nun nahm Peter auch den Titel eines

Kaisers von Russland an, welcher als ein westeuropäischer, der Machtstellung des Reiches entsprach.

Peter war zweimal verheiratet. Die erste Gemalin Jewdokia Lopúchin, wurde dem siebzehnjährigen Jüngling von der

Fig. 13.



Zaréwitsch Alexéi Petrówitsch, ältester Sohn Peters I. von Jewdokia Fódorowna Lopúchin. geb. 1690. † 1718.

Staatsraison seiner Mutter aufgenötigt. Die Ehe war unglücklich und Jewdokia mußte ins Kloster gehen. Später heiratete Peter das schöne Mädchen von Marienburg in Livland, Martha, nach ihrem Übertritt zur griechischen Kirche Jekaterína Alexéjewna

genannt. Aus der ersten Ehe hatte Peter einen Sohn, den ebenso unfähigen wie charakterlosen und unglücklichen Alexéi (Fig. 13), dessen trauriges Geschick, wie das seiner bemitleidenswerten, liebenswürdigen Gemalin, einer Prinzessin von Braun-

Fig. 14.



Prinzessin Charlotte Christine Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel. Gemalin des Zaréwitsch Alexéi Petrówitsch. geb. 1693. † 1715.

schweig-Wolfenbüttel (Fig. 14), der Dichtung einen unerschöpflichen Stoff zu romantischen Kombinationen gegeben hat. Unfähig zu jeder Art von Regierungsgeschäften, warf sich Alexéi der mit allen Neuerungen unzufriedenen, altrussischen Partei in

die Arme und beteiligte sich an Konspirationen gegen den Vater. Als seine Verbindungen ans Licht kamen, floh er ins Ausland. Zurückgekehrt, wurde er von Peter dem Gericht übergeben, zum Tode verurteilt und starb im Gefängnis (1718). Man hat das Verhältnis Peters zum Sohne häufig als einen Makel an seiner Größe betrachtet und ihm unverzeihliche Härte und wilde Grausamkeit gegen sein eigen Blut zum Vorwurf gemacht. Jetzt, wo die Korrespondenz zwischen Vater und Sohn offen zu Tage liegt, muß dieser Vorwurf nicht allein verschwinden, sondern der Charakter Peters erhebt sich in jener traurigsten Episode seines Lebens zu ungeahnter Größe. Unermüdlich ist er in der stets erneuten Sorge, den Sohn auf die rechte Bahn zu bringen, wenn auch nicht einen würdigen, doch wenigstens einen erträglichen Nachfolger in ihm zu erziehen, und da Alexéi alle seine Bemühungen vereitelt, jeder Zweifel schwindet, und er in ihm den künftigen Zerstörer seines großen Reformationswerkes erkennen muß — da steht ihm das Heil des Vaterlandes über jeder Familienrücksicht, über jeder Herzensempfindung und, ein zweiter Brutus, sendet er den abtrünnigen, lasterhaften Sohn in den Tod.

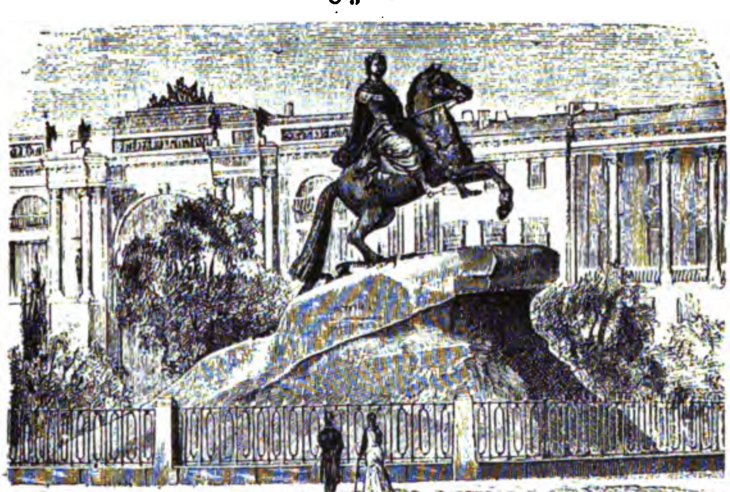
Peter starb, wie er gelebt, indem er sich für sein Volk aufopferte, dessen Geringster ihm nicht zu klein war, um sein Leben für ihn in die Schanze zu schlagen. Es war im Herbst 1724, als er am finischen Meerbusen Soldaten auf der See erblickte, die im Begriffe zu ertrinken waren. Um sie zu retten, stürzte er sich selbst in die Flut. Eine heftige Erkältung war die Folge. Sie zerstörte die bereits angegriffene Gesundheit des Kaisers. Am 28. Januar 1725 endete sein thatenreiches Dasein.

Wie wenig andere Regenten hat Peter die Denkmale in Erz und Stein verdient, welche ihm das dankbare Vaterland widmete. Vor allen würdig ist das Monument in St. Petersburg, das vor den Gebäuden der beiden von ihm gegründeten Staatsbehörden, des Senat und Synod, auf einem finländischen Granitfelsen, in Erz gegossen, ragt und den Kaiser auf ansprен-

gendem Roß darstellt, unter dessen Hufen die zertretene Schlange des Aufruhrs sich windet. (Fig. 15.) Peters große Nachfolgerin und Erbin seiner hochfliegenden Ideen, Katharina II., ließ die Reiterstatue von Falconet herstellen, der Kopf ist das Werk von Marie Callot.

Auf Peter den Großen folgten vier Herrscher seines Hauses, welche sämtlich nur kurze Zeit regierten und für die Entwickelung des russischen Reichs bedeutungslos sind. Zum besseren

Fig. 15.

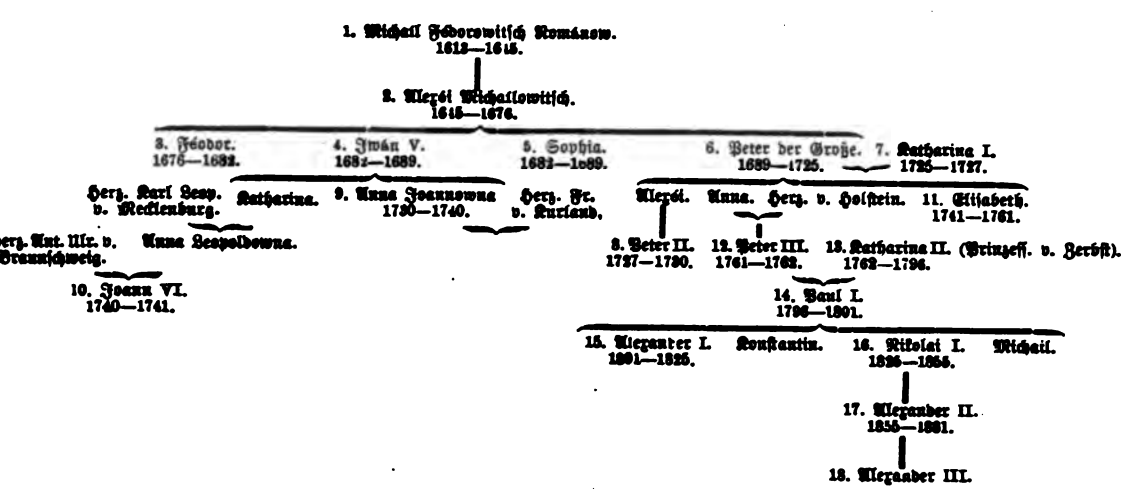


Denkmal Peter des Großen in St. Petersburg.

Verständnis der Verwandtschaftsgrade, welche die Thronfolge begründeten, möge die umstehende Stammtafel der russischen Regenten aus dem Hause Románow dienen.

Bei seinem Tode hatte Peter keinen Nachfolger bezeichnet. Sein direkter Erbe war sein Enkel, der zehnjährige Peter II., Sohn Alexëis. Seine Minderjährigkeit benutzte Peter des Großen Witwe Katharina (Fig. 16) (1725—1727) um mit Hilfe der Garde den Thron zu besteigen. Die Hauptstütze und der all-

Stammtafel der Regenten aus dem Hause Románow.



mächtige Minister ihrer kurzen Regierung war Ménschtschikow. Sie starb 1727 und hinterließ die Herrschaft dem Zarewitsch Peter II. Alexéjewitsch (1727—1730), bis zu dessen Volljährig-

Fig. 16.



Kaiserin Katharina I. geb. 1684. † 1727.

keit ein Regentschaftsrat die Regierung führen sollte. Auch in diesem spielte Fürst Ménschtschikow die erste Rolle. Zum Haupterzieher des jungen Kaisers hatte Katharina den Vicekanzler Graf Ostermann ernannt, einen deutschen Pastorensohn, der sich

durch seine diplomatische Begabung bis zu den höchsten Würden aufgeschwungen hatte. Ménschtschikow, dessen Übermut bald keine Grenzen mehr kannte, wurde durch ihn und die dem jungen Regenten befreundeten Fürsten Dolgorúki gestürzt und nach Sibirien verbannt, wo er bald darauf starb. Peter erklärte sich mit 13 Jahren mündig, gab jede ernste Beschäftigung auf und verbrachte seine Tage in Festlichkeiten und Zerstreuungen mit seinen Freunden. 15 Jahre alt starb er an den Pocken.

Mit Peter II. war der Mannesstamm des Hauses Románow erloschen und der Thron mußte an eine der weiblichen Linien, die Töchter Peter des Großen oder die seines Bruders Joann V., übergehen. Die ältere Tochter Peters, mit dem Herzog von Holstein vermählt, war bereits gestorben, mit Hinterlassung eines kleinen Sohnes Peter Ulrich; in dieser Linie stand demnach die Erbfolge der zweiten Tochter Peters, Elisabeth, zu. Aber der oberste Geheime Rat, der aus den höchsten Reichswürdenträgern bestand, entschied sich für Anna, die Tochter Joanns, verwitwete Herzogin von Kurland, welche sich eine Einschränkung der selbstherrlichen Gewalt durch den obersten Geheimen Rat gefallen ließ.

Obgleich die Regierung Anna Joánnownas (1730—1740) über zwei ausgezeichnete Würdenträger wie Ostermann und Münnich verfügte, mußten sie doch vor dem allgewaltigen Günstling der Kaiserin, dem Kurländer Biron, einem beschränkten Kopf, zur Seite treten, welcher alle Macht an sich riß. Das Volk wurde in unerhörter Weise bedrückt, und damit seine Klagen nicht zur Kaiserin dringen konnten, umgab Biron sie mit einem Wall von Spionen und ließ sie unter lauter Lustbarkeiten nicht zur Besinnung kommen. Die beiden glücklichen Kriege, welche unter Annas Regierung geführt wurden, der eine gegen Polen, der andere gegen die Türken, blieben durch Birons Leichtsinn ohne Resultat. Annas Nichte, die Herzogin Anna Leopóldowna von Braunschweig, gebar wenige Wochen vor dem Tode der Kaiserin einen Sohn, Joann. Ihn ernannte Anna zum Thronfolger

und bis zu seiner Volljährigkeit zum Regenten des Reichs ihren Favoriten Biron.

Alles war von kurzer Dauer. Drei Wochen nach dem Tode seiner Beschützerin war Biron, durch den Grafen Münnich ge-

Fig. 17.



Kaiserin Elisabeth Petrówna.

stürzt, nach Sibirien geschickt, und die Regierung des Säuglings Joann VI. Antónowitsch unter der Regentschaft seiner Mutter währte nur bis zum folgenden Jahr.

Die Großfürstin Elisabeth Petrówna (Fig. 17) (1741 bis 1761) bemächtigte sich des Thrones mit Hilfe ihres Leibarztes

Lestocq durch das Preobrashénskische Regiment. Die Eltern Joanns wanderten nach Cholmogóry in die Verbannung, er selbst beschloß sein Dasein in der Festung Schlüsselburg. Münnich und Ostermann wurden nach Sibirien geschickt. Mit ihnen hatte der Einfluß fremder Einwanderer auf die Regierung sein Ende; an ihre Stelle traten Eingeborene. Unter diesen waren die hervorragendsten Elisabeths Günstlinge Graf Alexéi Rasumówski und Iwán Schuwálow, der Gründer der ersten russischen Universität (zu Moskau). Elisabeth führte zwei Kriege: den einen gegen Schweden, welches das von Peter erstrittene Land zurückerobern wollte, im Kampfe unterlag und einen weiteren Teil von Finland einbüßte; den zweiten gegen Friedrich den Großen, als thätige Bundesgenossin Österreichs und Frankreichs im siebenjährigen Kriege. Die russischen Waffen waren glücklich und nur der Tod Elisabeths befreite Preußen aus der kritischen Lage, in welche es durch den Kampf mit drei Großmächten geraten war.

Zum Nachfolger in der Regierung ernannte Elisabeth ihren Neffen Peter Fédorowitsch, den Sohn ihrer Schwester Anna, Herzogin von Holstein. Sie ließ ihn in Russland erziehen und gab ihm zur Gemalin die schöne und kluge Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst, welche mit dem Bekenntnis der griechischen Kirche die Namen Jekaterina Alexéjewna annahm und als Katharina II. die Größe und staatliche Entwickelung Russlands in ungeahnter Weise fördern sollte. Der Reproduktion eines seltenen Bildes von ihr, das sie als Großfürstin darstellt (Fig. 18), ist es nicht völlig gelungen, die Anmut und Lieblichkeit wiederzugeben, welche diese jugendlichen Züge so überaus anziehend machen. Mit großer Umsicht und unermüdlichem Fleiß benutzte sie die Zeit bis zur Thronbesteigung ihres Gemals zum Studium der Sprache, der Geschichte, des Volksgeistes und der Einrichtungen Russlands und trat so aufs beste vorbereitet an die große Aufgabe, welche das Schicksal ihr aufbewahrt hatte.

Peter III. (1761—1762) regierte nur ein halbes Jahr. Seine Ehe war eine sehr unglückliche. So viel Sympathie und Zuneigung Katharina sich erwarb, so viel Unzufriedenheit und Mißvergnügen weckte er bei den Russen durch seine Regierungs-

Fig. 18.



Kaiserin Katharina II. als Großfürstin.

handlungen und sein Leben. Zu Katharinas Gunsten bildete sich eine Verschwörung, die ihn zur Thronentsagung zwang und ihm das Leben kostete. An der Spitze der Freunde Katharinas, die ihr zum Throne Russlands verhalfen, standen die Brüder Orlów und die geniale Fürstin Dáschkow (Fig. 19), welche später

wegen ihres Geistes und ihrer ungewöhnlichen Bildung von der Kaiserin zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannt wurde.

Fig. 19.



Katharina Romanowna Fürstin Daschkow. geb. 1743. † 1810.

Die vierunddreißigjährige Regierung Katharinas II. (1762 bis 1796) stellt sich in ihren großartigen inneren und äußeren

Errungenschaften würdig der Umgestaltungsperiode Peters des Großen zur Seite.

Mit den Türken führte die Kaiserin zwei Kriege. Im ersten wurden sie zu Lande von dem Grafen Rumjánzew-Sadunaiski

Fig. 20.



Fürst Alexander Wassiljewitsch Italiiski Graf Ssuwórow Rymnikski (nach dem Gemälde von Schmidt). geb. 1729. † 1800.

geschlagen und Graf Orlów-Tschesménski verbrannte ihre Flotte im Hafen von Tschesme. Der Frieden von Kuitschuk-Kainardshi (1774) brachte an Russland die Länder des Don- und Dnjépr-Deltas und öffnete seiner Handelsflotte das Mittelländische Meer.

Die Besetzung der Krym, deren Bewohner Russland so lange Zeit mit ihren räuberischen Einfällen beunruhigt hatten, führte den zweiten türkischen Krieg herbei. Russlands Verbündeter war Kaiser Joseph II. von Österreich. Die russischen Truppen führte Fürst Potémkin-Tawritscheski (spr. Patjómkin), dessen Kriegsruhm aber von dem seines Unterfeldherrn Graf Ssuwórow-Rymnikski (Fig. 20), des Siegers am Rýmnik und Eroberers von Ismail, weit überstralt wurde. Im Frieden von Jassy erhielt Russland das nördliche Ufer des Schwarzen Meeres.

Ein Krieg mit Schweden, welches den ehemaligen Verlust immer noch zu ersetzen hoffte, endete mit dem früheren Besitzstand auf beiden Seiten.

Die drei Teilungen Polens brachten Weißrussland, Wolynien, Littauen und Kurland unter die russische Botmäßigkeit.

Der Aufstand des altgläubigen Bauern Pugatschéw (spr. Pugatschów), der sich für Peter III. ausgab, nahm höchst bedenkliche Dimensionen an, wurde aber schließlich von dem tapfern Obersten Michelson unterdrückt.

Die gewaltigen Reformen Peters des Großen, welche bis zu den Zeiten Katharinas geruht hatten, nahmen jetzt einen erneuten und lebensfrischen Fortgang. Um die Administration des kolossalen Reiches zu erleichtern, wurde das Land in 50 Gouvernements eingeteilt, jedes derselben in kleinere Verwaltungsbezirke; Gerichtsbehörden wurden neu geschaffen und organisiert, eine Städteordnung eingeführt, die Rechte und Privilegien des Adels revidiert und reformiert. Aus allen Schichten der Reichsbevölkerung wurden Abgeordnete berufen zur Beratung eines neuen Gesetzbuches, ein Werk, das durch den Ausbruch des ersten türkischen Krieges in den Hintergrund gedrängt wurde. Wissenschaft und Kunst wurden nach jeder Richtung gefördert und gehoben, Schulen in großer Anzahl errichtet, ein nie gekanntes geistiges Leben in den bedeutenderen Städten geweckt. Der Verkehr mit den großen Geistern der Zeit war für Katharina, die selbst eine begabte Schriftstellerin, Lebensbedürfnis.

Fig. 21.



Denkmal der Kaiserin Katharina II. in St. Petersburg.

Auf einem der schönsten Plätze St. Petersburgs, begrenzt vom Newski Prospekt, dem Anitschkow-Palast, dem Alexandra-Theater und der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek hat Alexander II. seiner großen Ahnfrau ein prächtiges Denkmal errichten

Fig. 22.



Kaiser Paul I. Petrówitsch. geb. 1754. † 1801.

lassen. Zu den Füßen der Kaiserin umgeben den Sockel, auf welchem sie steht, die großen Feldherren, Staatsmänner, Gelehrten und Dichter Russlands, welche ihrer Regierung Ruhm

und Glanz verliehen, unter ihnen auch die Fürstin Dáschkow. (Fig. 21.)

Der einzige Sohn Katharinas, Paul I. (1796—1801) (Fig. 22), folgte der Mutter auf dem Throne Russlands. So lange die große Kaiserin lebte, die vermutlich von seiner Begabung nicht die günstigste Meinung hatte, blieb er den Regierungsgeschäften fern und schon frühzeitig scheint sich durch diese Zurücksetzung eine gewisse Verbitterung in ihm eingewurzelt zu haben. Dabei war er keineswegs ohne Gaben und eine gewisse Großherzigkeit und ein lebhaftes Mitgefühl für Bedrückte und Zurückgesetzte zeichnete ihn aus. So beschränkte er, sobald er zur Herrschaft gelangte, die Willkür der Gutsbesitzer den Leibeigenen gegenüber und erleichterte die Lage der letzteren. Auch für Polen hatte er Sympathieen. Mit England und Österreich schloß er ein Bündnis gegen die französische Republik und sandte seinen Feldmarschall Ssuwórow an der Spitze einer Armee nach Italien. Ihre glänzenden Kriegsthaten erwarben dem bewährten Heerführer den Titel eines Fürsten Italiiski. Zwei Monate vor dem Tode Pauls wurde Grusien mit dem russischen Reiche vereinigt.

Kaiser Paul hinterließ vier Söhne: Alexander, Konstantin, Nikolái, Michail, von denen der älteste, als Alexander I. Páwlowitsch (1801—1825) dem Vater in der Regierung folgte. Der junge Herrscher hatte eine ausgezeichnete Erziehung erhalten und war ebenso herzensgut und liebenswürdig, als schön. Ein bisher nicht veröffentlichtes jugendliches Bild des Kaisers (Fig. 23) läßt das letztere deutlich erkennen.

Nach außen war die Regierung Alexanders so reich an bedeutsamen Ereignissen wie im Innern an Reformen im Sinne des Fortschritts. Große, verhängnisvolle Kriege wurden mit enormen Erfolgen für Russland gekrönt, der erneute Kampf mit Schweden führte zu dem Friedensschluß von Friedrichshamm (1809) in welchem ganz Finland bis zum Flusse Torneå mit den Alands-Inseln an Russland fiel. Gleichzeitig wurde das Reich von

einem sechsjährigen Kriege (1806—1812) gegen die Türkei in Anspruch genommen, die von Napoleon I. aufgestachelt, die früheren Verträge verletzt hatte. Auch die Türkei unterlag und

Fig. 23.



Kaiser Alexander I. Páwlowitsch. geb. 1777. † 1825.

im Frieden von Bucharest (1812) wurde Bessarabien bis zum Prut dem Reiche einverleibt.

Inzwischen hatten auch im Kaukasus bedeutende Gebiets-erweiterungen stattgefunden. Im Jahre 1803 wurde Mingrelien, 1805 die Provinzen Karabag und Schirwan, im Jahre 1810,

nach völliger Unterwerfung Grusiens, Imeretien mit Russland vereinigt. Ein kriegerischer Zusammenstoß mit Persien, den diese Ausdehnungen zur Folge hatten, endigte mit dem Friedensschluß in Gulistan (1813), durch welchen das Land bis zum Araxes dem russischen Gebiet zufiel.

Alle diese Kriege verschwinden gegen den ungeheuren Kampf, den Russland mit Napoleon I. zu bestehen hatte. Den ersten Feldzug gegen den großen Eroberer, im Verein mit Österreich, beendete die unglückliche Schlacht bei Austerlitz (1805), den zweiten, im Verein mit Preußen, die Niederlage bei Friedland. Kaiser Alexander sah sich genötigt, Frieden zu schließen, und der Vertrag von Tilsit (1807) brachte Russland, trotz seiner Niederlagen, einen neuen Zuwachs in dem Gebiet von Bjelostók, der neue Krieg Napoleons mit Österreich (1809) einen Teil des östlichen Galiziens.

Bei allen Begünstigungen von Seiten Napoleons konnte die Verbindung Frankreichs mit Russland nicht von Dauer sein. Die scheinbare Freundschaft ging in Trümmer und eine kolossale französische Armee brach 1812 in Russland ein. Der Brand, welchen das russische Volk selbst an seine Hauptstadt legte, die Kälte, der Hunger, der Guerillakampf der gesamten Nation gegen die Eindringlinge, sie verzehrten das feindliche Heer bis auf elende Reste. So wurde in Russland dem stolzen Eroberer der Nimbus der Unüberwindlichkeit vom Haupte gerissen und der erste Schritt zu seiner Vernichtung gethan.

Die verbündeten Armeen der europäischen Mächte rückten in Frankreich ein, die Bourbons wurden von neuem auf den französischen Thron gesetzt und im Wiener Kongreß (1815) die staatlichen Verhältnisse Europas geordnet. Russland erhielt hier den größeren Teil des Herzogtums Warschau, welches Napoleon aus den polnischen Landesteilen Preußens und Österreichs geschaffen hatte, das nun unter der Bezeichnung „Königreich Polen“ mit eigner Verwaltung dem russischen Länderkomplex hinzugefügt wurde.

Zu den wichtigsten inneren Umgestaltungen unter Alexander I. gehört die Verwandlung der alten Kollegien Peters des Großen, deren Geschäftsgang hinter der Zeit zurückgeblieben war, in Ministerien nach neuerer Art, die Gründung des Reichsrats zur Vorberatung aller neuen Gesetze und wichtigen Verordnungen und eine ausgedehnte Fürsorge für die Bildung des Volkes durch Errichtung von höheren und niederen Schulen, Universitäten und anderen Lehranstalten. Alexander I. hatte bereits die Aufhebung der Leibeigenschaft im Auge, die er aufs lebhafteste herbeiwünschte, aber es blieb bei einigen Maßregeln, welche die Lage der an die Scholle Gefesselten erleichterte, ohne sie völlig zu befreien. Diese und manche andere durchgreifende Verbesserung wurde durch die fortdauernden Kriege bei Seite gedrängt.

Alexander I. starb, als er den Süden des Reichs bereiste, in der Stadt Taganróg (19. Nov. 1825). Da er keine Kinder hinterließ, war sein Bruder Konstantin der nächste Thronerbe. Dieser aber, morganatisch vermält, hatte schon bei Lebzeiten Alexanders der Thronfolge entsagt, seine Abdankung war vom Kaiser angenommen, aber das betreffende Manifest nicht publiciert. Es sollte das erst nach dem Tode Alexanders geschehen. So kam es, daß beim Eintreffen der unerwarteten Todesnachricht in St. Petersburg Nikolái, der jüngere Bruder, mit der Armee dem älteren Konstantin huldigte, während Konstantin in Warschau mit den dortigen Truppen den jüngeren Nikolái zum Kaiser ausrief. Jetzt erst wurde das Erbfolgemanifest Alexanders eröffnet, und da Konstantin auf seinem Entschluß beharrte, bestieg Nikolái I. Páwlowitsch (1825—1855) (Fig. 24) den russischen Thron.

Die erste traurige Aufgabe des jungen Kaisers war die Niederschlagung eines Militär-Aufstandes. Auch in Russland hatten sich damals, nach Art der Carbonari, geheime Gesellschaften gebildet, welche die Verfassung und Regierungsform des Reiches umstürzen wollten. Sie hielten das kurze Zwischenreich

nach dem Tode Alexanders für eine günstige Gelegenheit, ihre Pläne auszuführen und wußten das Militär durch die Vor-

Fig. 24.



Kaiser Nikolái I. Páwlowitsch.

spiegelung zu gewinnen, Konstantin habe keineswegs dem Thron entsagt, von dem man ihn ungerechterweise verdrängen wolle.

So geschah es, daß ein Teil der Garde sich weigerte dem Kaiser Nikolái zu huldigen, der erst, nachdem der Generalgouverneur von St. Petersburg, Graf Milorádowitsch, von den Aufrührern getötet worden, sie mit Kartätschen auseinandertreiben ließ. Die Haupträdelsführer wurden hingerichtet, die verführten Soldaten in andere Regimenter versetzt.

Nicht lange nach seinem Regierungsantritt hatte Nikolái Krieg mit Persien zu führen (1826—1828), das seine verlorenen Provinzen wieder erobern wollte. Dieser Versuch endigte für den Angreifer sehr unglücklich. Nachdem in dem zweijährigen Feldzuge der russische Heerführer Graf Paskéwitsch - Eriwánski sich mit Ruhm bedeckt, schloß Fet-Ali-Schah mit Russland den Frieden von Turkmantschai, in welchem er die Chanate Eriwan und Nachitschewan abtrat und eine Kriegsentschädigung von zwanzig Millionen Rubel zahlte. Es war nicht der materielle Besitz des armenischen Hochlandes allein, welchen Russland durch diesen glücklichen Krieg erlangte. Weit wichtiger war noch der Einfluß, den es auf sämtliche armenische Christen gewann, indem nun der Patriarch von Armenien, der in Etschmiadsin seinen Sitz hatte, russischer Unterthan war.

Noch vor der Beendigung des persischen Krieges wurde Russland in einen neuen Kampf mit der Türkei verwickelt, indem es den Griechen, welche das muselmännische Joch abschüttelten, seinen Beistand nicht versagen durfte. Im Friedensschluß von Adrianopel (1829), der diesen erfolgreichen Krieg beendigte, erhielt Russland das östliche Ufer des Schwarzen Meeres und freie Schiffahrt auf der Donau und den Dardanellen; der Moldau, Walachei und Serbien wurde eine von der Pforte weniger abhängige Stellung unter russischem Schutze zugestanden und die Unabhängigkeit Griechenlands anerkannt.

Der im November 1830 ausgebrochene polnische Aufstand wurde in nicht viel mehr als einem Jahre unterdrückt, das Königreich Polen mit dem übrigen Bestand des russischen Reiches enger vereint, die polnische Armee aufgelöst und die Universitäten

zu Warschau und Wilna geschlossen, an deren Stelle eine neue Hochschule in Kijew gegründet wurde.

Dem Kaiser Nikolái verdankt das Reich die vollständige Sammlung aller russischen Gesetze, die Herausgabe des zur Zeit in Kraft bestehenden Gesetzbuches und die Errichtung des Ministeriums der Reichsdomänen.

Als durch den damaligen Präsidenten der französischen Republik im Jahre 1852 die Pforte sich verleiten ließ, die griechisch-russischen Pilger zu Jerusalem in verletzendster Weise den lateinischen nachzusetzen und die bezüglichen Forderungen des russischen Gesandten, Fürst Ménschtschikow, zurückgewiesen wurden, ließ Kaiser Nikolái eine russische Armee in die Donaufürstentümer einrücken und im Herbst desselben Jahres zerstörte Admiral Nachimow das türkische Geschwader bei Sinope. England, Frankreich und Sardinien kamen der Türkei zu Hilfe, der sogenannte Krymkrieg entbrannte, die russischen Truppen blieben in verschiedenen Schlachten im Nachteil und trotz des heldenmütigsten Widerstandes gelang es den Verbündeten nach elfmonatlicher Belagerung das Hauptbefestigungswerk von Ssewastópol als Trümmerhaufen zu erobern. Unterdessen hatten die russischen Waffen in Kleinasien den besten Erfolg. Kaiser Nikolái überlebte die Demütigung nicht, welche die russische Armee von seiten eines übermächtigen Feindes und behindert durch die äußerst schwierige Verproviantierung erfahren; er starb am 18. Februar 1855 und hinterließ dem ältesten Sohne

Alexander II. Nikolájewitsch (1855—1881) (Fig. 25) die Regierung und die Fortführung des Krieges, welchem der Pariser Friede vom 18. März 1856 ein Ende machte. Russland verlor durch denselben an Territorialbesitz nur die Mündungen und einen unbedeutenden Landstrich am linken Ufer der Donau, aber es mußte sich entschließen, seiner Kriegsflotte im Schwarzen Meere zu entsagen. Friede nach außen und friedliche Entwickelung im Innern waren die leitenden Ideen des neuen Kaisers.

Einer späteren Zeit bleibt es vorbehalten, die Regierung

Alexanders II. in ihrem ganzen Umfange zu würdigen. Sie ist im civilisatorischen Sinne vielleicht die glänzendste der russischen

Fig. 25.



Kaiser Alexander II. Nikolajewitsch.

Geschichte und hier ruht ihr Schwerpunkt, wenn es ihr auch keineswegs an äußeren Erfolgen gefehlt hat.

Seit Peter dem Großen hatte Russland seine Aufgabe erkannt, die Kultur nach Osten hin zu tragen, von wo sie der-

einst der Welt gekommen, wo sie aber bis auf geringe Spuren erloschen war. Sicherung der Grenzen, des Handelsverkehrs und Erweiterung des Absatzgebietes gingen damit Hand in Hand. Ununterbrochene Konflikte mit den räuberischen Nomaden der Ostgrenze hatten schon Kaiser Nikolái veranlaßt, die Linie des Syr-Darja zu okkupieren und mit den Beherrschern der mittelasiatischen Chanate Buchara, Khokand und Chiwa Verträge abzuschließen. Wenig war damit erreicht. Wiederholte Einfälle nötigten zu energischen Kriegsoperationen und Taschkent wurde 1865 dem russischen Reiche einverleibt. Nach der Eroberung Samarkands (1868) war ganz Turkestan in russischem Besitz. Auch die Unterhandlungen mit Chiwa, welche hauptsächlich die Freilassung russischer Gefangenen bezweckten, führten zu keinem Resultat. Ein neuer, ruhmvoller Feldzug begann 1873, Chiwa wurde erobert und durch den Friedensschluß zu Gendemain das ganze rechte Ufer des Amu-Darja und die angrenzenden Landstriche an Russland abgetreten. Der Chan, nun Tributär des russischen Reichs, wurde gezwungen, die Sklaverei aufzuheben. Im Jahre 1875 erfolgte die Einnahme von Chokand; 1880 ein neuer überaus schwieriger Kriegszug gegen die Teke-Turkmenen, der von dem jungen und kühnen General Skóbelew (Fig. 26) nach Überwindung der größten Schwierigkeiten und Überwältigung des hartnäckigsten Widerstandes mit der Einnahme der festen Plätze Gök-Tepe und Dengil-Tepe 1881 ruhmreich beendet wurde und die Errungenschaften in Central-Asien vervollständigte.

Als der Pariser Vertrag das russische Reich von dem Kampfe gegen die westeuropäischen Verbündeten erlöst hatte, konnte es seine ganze Kraft der Niederwerfung des aufständischen Kaukasus zuwenden. Seit Georg XII., Zar von Grusien, am Ende der Regierung Pauls sein Reich dem russischen Kaiser hinterlassen hatte, war der Kaukasus Schauplatz ununterbrochener Kämpfe mit den aufsässigen Bergbewohnern gewesen. Anfangs hatte man sich auf die Abwehr der räuberischen Stämme be-

schränkt und erst seit der Ernennung des Generals Jermólow zum Oberkommandierenden (1816) im Gebirge allmählich festen Fuß gefaßt.

Fig. 26.



General Skóbelew.

Mit dem Auftauchen der muselmänischen Sekte der Müriden in den dreißiger Jahren wurden diese Erfolge von neuem in Frage gestellt. Religiöser Fanatismus vereinigte die zerstreuten Stämme und Russlands stärkster und gefährlichster Gegner, der Imam Schamil trat an ihre Spitze. So hatte der Krieg

unter der Regierung Nikoláis fortgedauert und Alexander II. ihn als Erbschaft überkommen. Nach der Besetzung des wichtigen Passes von Argún und dem Falle der Feste Wedén im April 1859 warf sich Schamil in die starke Bergfestung Gúnib in Daghestan. Er ergab sich im August desselben Jahres und besiegelte damit die völlige Unterwerfung des östlichen Kaukasus. Im Jahre 1864 folgte der westliche Teil des Gebirgslandes und der kaukasische Krieg war zu Ende.

Im fernsten Osten Nordasiens machte Russland unter Alexander friedliche Eroberungen. Durch die Verträge von 1858 und 1860 erhielt es von China das Gebiet des Amúr bis zum Flusse Ussúri und längs der Meeresküste bis Korea, 1875 von Japan die Insel Sachalin. Dagegen befreite es sich 1867 von einer nutzlosen Bürde, indem es seine an der nördlichen Küste Amerikas gelegenen Besitzungen gegen Zahlung von sieben Millionen Dollars an die Vereinigten Staaten abtrat.

Selbstverständlich konnte Russland den Gedanken nicht aufgeben, die durch den Pariser Vertrag verlorene Seemacht im Schwarzen Meere wiederzugewinnen. Durch die Entziehung dieser Wasserstraße war dem Reiche eine seiner Lebensadern unterbunden. Die Wiedererlangung des Verlorenen wurde zur rechten Zeit mit Nachdruck erstrebt, und erreicht, daß auf der Londoner Konferenz von 1871 die betreffenden Artikel des Pariser Vertrags und die russisch-türkische Spezialkonvention aufgehoben wurden, und die Entwickelung seiner Kriegsflotte war für Russland wieder eine Möglichkeit geworden.

Aber alle diese äußeren Erfolge verschwinden gegen die Errungenschaften im Innern, welche Russland der Regierung Alexanders II. zu danken hat. Unter ihm begann die Masse des Volks zu leben und zu atmen; er gab der Nation die köstlichsten Güter, die ein Monarch verleihen mag: Bildung, gleiches Recht für alle, Freiheit.

Keiner der Herrscher Russlands vor Alexander II. hatte wie er begriffen und empfunden, daß Bildung gleichbedeutend ist mit

Wolstand, Wissen mit Reichtum. Kein Monarch vor ihm hat der Aufklärung, dem Unterricht des Volks eine solche Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Pflege zugewandt, wie er. Die Zahl der unter ihm ins Leben gerufenen Lehranstalten ist Legion. Vor seinem Regierungsantritt war außerhalb der Ostseeprovinzen von Volksschulen und Lehrerseminarien kaum die Rede. Hier und dort unterrichtete ein ausgedienter Militärschreiber auf dem Lande einige Auserwählte im Lesen und Schreiben. Das wurde jetzt anders. Die Gouvernements wetteiferten in der Errichtung von Volksschulen, Lehrerbildungsanstalten folgten; Gewerbeschulen, Realschulen erstanden. Höhere Töchterschulen wurden gegründet und bewährten sich. Der Unterricht an den Gymnasien erhielt einen neuen Aufschwung, gestützt durch die Schöpfung des historisch-philologischen Instituts in St. Petersburg und des Seminars in Leipzig. Die vorhandenen Anstalten wurden erweitert, ihre Mittel vermehrt, ihre Anforderungen gesteigert. Wurde dann und wann fehlgegriffen, so lag die Schuld in der Ungeschicklichkeit der Ausführenden, nicht in den vortrefflichen Absichten des Kaisers.

Mit derselben monarchischen Weisheit und Energie des Willens schuf Zar Alexander im russischen Reiche ein neues Recht. Die Pflichten und Rechte der Landesangehörigen wurden in neuer Weise geordnet, der Staatsbürger aus der Unmündigkeit emporgehoben und, so weit es die Verhältnisse zuließen, die Angelegenheiten der Körperschaften, der kleineren und größeren Gemeindeverbände, ihrer Selbstverwaltung übergeben. Die Verteidigung des Vaterlandes, die bisher Strafe und Züchtigung gewesen, verwandelte Alexander II. in ein Ehrenrecht und eine allgemeine Ehrenpflicht, von der es hinfort nur Ausnahmen der Naturnotwendigkeit und Barmherzigkeit gab. So rief er die Städteordnung, die Provinzialinstitutionen, die Gemeindeverwaltung, die allgemeine Wehrpflicht ins Leben, welche die Kluft zwischen den Ständen der Nation überbrückten und nicht ermangeln werden, den Russen unserer Tage politisch und sozial

zu jener Kulturstufe heranreifen zu lassen, welche ihn zum Empfange neuer, vollkommenerer Staatseinrichtungen befähigen wird.

Von höherer Tragweite, als diese Umwandlungen des Staatsrechts, ist die von Kaiser Alexander geschaffene neue Gerichtsverfassung. Durch sie erst wurden zwischen Kläger und Verklagten Sonne und Wind geteilt. Das alte Aktenverfahren, welches Kriminal- und Civilprozesse in seinen Repositorien von Jahr zu Jahr ohne Urteil und Bescheid vermodern ließ, versank für immer in die Nacht der Vergessenheit mit seinen mangelhaft gebildeten Richtern und der sprichwörtlich gewordenen Bestechlichkeit. Ein neuer, gründlich unterrichteter, ehrenwerter und völlig unabhängiger Richterstand wurde erzogen, das Institut der Friedensrichter geschaffen, Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens eingeführt und im Kriminalprozeß die Entscheidung in die Hände des Volkes selbst, der Geschworenen, gelegt. Wenn irgend eine Neuschöpfung in Russland, so steht die Gerichtsordnung Alexanders des Zweiten ganz und voll auf der Höhe des neunzehnten Jahrhunderts und weicht in keiner Beziehung vor den besten Einrichtungen der vorgeschrittensten Staaten Europas.

Aber auch Freiheit gab Zar Alexander seinem Volke, ein kostbares und gefährliches Geschenk, das nur allzuleicht für Spender und Empfänger verderbenbringend wird. Die Zeit der Leibeigenschaft, jenes unwürdigsten aller menschlichen Verhältnisse, war zu Ende. Alexander löste die Ketten seines Volkes und sechzig Millionen befreite Sklaven lagen jubelnd und dankend zu seinen Füßen.

Aber der Freiheit des Leibes gesellte er auch die Freiheit der Gedanken. Das ist keine schönrednerische Phrase. Man vergleiche nur die russische Presse, man vergleiche die Erzeugnisse der russischen Literatur der vierziger mit denen der sechziger und siebziger Jahre und man hat den lebendigen Beweis vor Augen. Hat das heutige Russland noch keine allgemeine, volle und fessellose Preßfreiheit, — so ist es gut, daß es so ist. Die

jeder Beschränkung enthobene Freiheit der Presse können selbst viel ältere und reifere Kulturvölker ohne schädliche Ausschreitungen nicht ertragen.

Aber nicht nur dem eigenen Volke trachtete Alexander Freiheit und Glück zu bereiten, auch die Glaubensbrüder der russischen Nation auf der Balkanhalbinsel wollte er vom türkischen Joche erlösen und der lange geknechteten Bevölkerung zu einem menschenwürdigen Dasein verhelfen. Das war der Beweggrund des letzten Krieges mit der Türkei.

Man mag von jenem Kriege sagen, was man wolle, man mag mit vollem Rechte behaupten, daß Russland, welches in seinem Innern noch so große Aufgaben zu lösen hatte, nicht in der Lage war, sich den Luxus reicher und gereifter Nationen, den Krieg für eine Idee, zu gestatten; daß es durch jenen Krieg zwar die Balkanchristen befreit, aber sich selbst in einen Abgrund ökonomischer Verwickelungen und finanzieller Verlegenheiten gestürzt hat — war jener Krieg ein Irrtum, so war er ein schöner Irrtum und ein ruhmwürdiger Zug des großmütigen, mitleidigen Herzens des edlen Kaisers.

Die materiellen Erfolge des Kampfes für Russland, die neue Gebietserweiterung durch Bessarabien und das nördliche Armenien waren bedeutungslos, aber die heutige Lage und Stellung der Königreiche Serbien und Rumänien, der Fürstentümer Montenegro und Bulgarien sind allerdings Errungenschaften, welche die ungeheuren Opfer an Menschenleben und Staatsvermögen, die Russland gebracht hat, in milderem Lichte erscheinen lassen.

Am 13. März 1881 wurde Alexander II., den sein Volk mit Recht den Befreier nennt, das Opfer der Dynamitbande, welche noch heute die Herrscher, die Ordnung und den Frieden der europäischen Staaten bedroht.

Den russischen Thron bestieg Alexanders des Zweiten ältester Sohn Alexander III. Alexándrowitsch (Fig. 27), der mit seiner Gemalin, der Kaiserin Maria Fédorowna (Fig. 28), ge-

bornen Prinzessin (Dagmar) von Dänemark, am 27. Mai 1883 im Kreml zu Moskau feierlich als Zar gekrönt wurde.

Die Regierung Alexanders III. zählt erst wenige Jahre. Weder ist es an der Zeit, noch ist es überhaupt möglich, die-

Fig. 27.



Kaiser Alexander III. Alexándrowitsch.

selbe in wenigen Zügen zu charakterisieren. Aber jetzt schon verdient sie vorzugsweise den Namen einer Regierung des Ernstes, der Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit. Dem ritterlichen, offenen

und geraden Charakter des regierenden Kaisers ist jedes Kokettieren mit Phrasen und leeren Formen offenbar in der Seele zuwider. Unredlichkeit, Scheinwesen, Bestechlichkeit und Verschleuderung des Nationaleigentums sind ihm die verhaßtesten Er-

Fig. 28.



Maria Fódorowna, Kaiserin von Russland.

scheinungen im russischen Staatsleben, gegen die er einen unerbittlichen Vernichtungskampf führt. Der bei ihm offen zu Tage tretende redliche Wille, ausschließlich für das Wol seines Volkes zu leben und es in besonnener Weise, langsam und sicher

zu Bildung und Wolstand zu führen, ohne mit westeuropäischen Institutionen zu experimentieren, welche sich für Reich und Nation nicht eignen, müssen mit der Zeit dem russischen Staat das Gedeihen und die friedliche Kulturentwickelung bringen, welche den reichen Anlagen des Volkes und den unermeßlichen Schätzen des Landes entsprechen. In der Erstrebung dieses Gedeihens und dieser Entwickelung wurde Russland in den letzten Jahren auf frevelhafte und nichtswürdige Weise behindert und gestört.

Die folgende Zahlenreihe gewährt einen lehrreichen Überblick des rasch fortschreitenden Wachstums der russischen Monarchie, wobei die früheren amerikanischen Besitzungen wie die allerneuesten Erwerbungen in Central-Asien nicht mitgerechnet sind. Das russische Reich umfaßte

1505	ungefähr	2 032 088	Quadratkilometer
1533	„	2 591 904	„
1584	„	6 869 317	„
1598	„	8 625 354	„
1676	„	14 119 926	„
1682	„	14 561 277	„
1725	„	15 110 073	„
1770	„	16 146 504	„
1800	„	16 759 216	„
1825	„	17 309 114	„
1855	„	19 332 937	„
1882	„	21 602 905	„

Drei Faktoren haben hauptsächlich zu dieser raschen Vergrößerung beigetragen: das Bedürfnis neuen Ackerlandes für die zunehmende Bevölkerung, Selbstverteidigung und politische Ziele.

Was den ersten dieser Faktoren betrifft, so war man nicht in der Lage, auf verbesserte Ackerbausysteme zu denken, so lange man im Süden und Osten eine unabsehbare dünnbevölkerte Fläche des fruchtbarsten Bodens vor sich hatte, die zur bequemen Besitznahme aufforderte. Hierzu kam noch, daß Bedrückungen aller

Art, Steuerlasten, die Fesselung der Bauern an die Scholle, Unduldsamkeit gegen die Ketzer, zahllose Scharen von Flüchtlingen in das freie Gebiet jenseits der Grenze trieben, wo sie sich vor Beamten, Gutsbesitzern und andern Autoritäten sicher wähnten. Aber der Staat folgte ihnen bald nach und die Freiheitsdurstigen hatten die Auswanderung von neuem zu beginnen.

Eine Vergrößerung aus Gründen der Selbstverteidigung hat das beständige Vorrücken des russischen Reiches nach Süden und Osten ununterbrochen begleiten müssen, um sich vor den Einfällen räuberischer Nomadenstämme — im Kaukasus der Bergbewohner — zu schützen. Hier erwies sich als das bequemste, billigste und erfolgreichste Mittel der Pacificierung die völlige Unterwerfung, von welchem denn auch Russland den ausgiebigsten Gebrauch gemacht hat.

Die unabweisbare Notwendigkeit, das Ufer des Meeres zu erreichen, um durch Kriegs- und Handelsflotte Sicherheit und Wolstand des Reiches zu begründen, führten zu Eroberungen im Nordwesten und am Schwarzen Meere; andere politische Ziele forderten weitere Ausdehnung im Norden und Westen. Hier hat Russland nach den subtilsten Erwägungen politischer Weisheit offenbar seine natürlichen Grenzen erhalten. Im Osten wird vielleicht die eigene Sicherheit ein weiteres Vordringen notwendig machen, bis ein Land erreicht wird, dessen Regierung kultiviert und stark genug ist, um ihre Unterthanen an räuberischen Einfällen in den Nachbarstaat zu verhindern.

3. Beschaffenheit des Landes.

Das europäische Russland ist ein Land der Ebene; Gebirge umkränzen es nur in seinen Grenzgebieten. Die Waldaiberge, welchen kaum dieser Name gebührt, bilden ein Hochplateau im Centrum des Reichs, dessen höchste Spitze sich nur 350 Meter über die Meeresfläche erhebt. Alles übrige ist Tiefland, ausgetrockneter, von Bergformen freier Meeresboden, der nur von einigen unbedeutenden Hügelreihen durchzogen wird. So bildet

Mittelrussland eine größtenteils sehr fruchtbare Ebene, die etwa anderthalb mal so groß ist, als der österreichische Kaiserstaat.

Diese Bodengestaltung hat neben andern Faktoren vorwiegenden Einfluß auf das russische Klima. Große Wasserbassins mildern die Hitze im Sommer, wie die Kälte im Winter und sind die Erzeuger einer gemäßigten Temperatur. Von diesen Wasserbehältern liegt der größte Teil Russlands weit entfernt. Der Westwind ist hier, nicht wie in den andern Ländern Europas, ein oceanischer, sondern ein kontinentaler Luftstrom, der Ost weht aus den Steppen Asiens mit den schroffsten Temperaturwechseln und bringt Dürre oder Kälte, der Nord, aus den Regionen ewigen Eises, findet in der russischen Ebene nirgends Widerstand und verbreitet sich unbehindert, die Atmosphäre mit Kälte durchdringend. Alles das bewirkt, daß das russische Klima unter denselben Breitegraden weit rauher ist, als das der westlichen Länder Europas und daß die Kälte zunimmt, je weiter man nach Osten vorrückt; wissenschaftlich ausgedrückt heißt das: die Isothermen-Linien nähern sich mehr und mehr dem Äquator, je weiter sie nach Osten reichen. Infolge ihrer östlichen und kontinentalen Lage sind die Winter der russischen Ebene viel strenger, als sich der Regel nach aus der mittleren Jahrestemperatur ergeben würde.

Der Einförmigkeit des Landes entspricht die große Einheit und Einförmigkeit des Volkes. Auf der unterschiedslosen Fläche kann das Einzelne sich nicht absondern; Mensch, Tier und Pflanze, Boden, Wind und Wetter werden uniform, während die Berge, die Erzeuger der Vielgestaltigkeit, die Länder scheiden. Aber nicht allein die allgemeine Form der Bodenfläche, auch die bequemen Verbindungswege haben in Russland zur Ausgleichung der Volksunterschiede ihr wohlgemessen Teil beigetragen. Die bequemsten Kommunikationswege älterer Zeit aber waren die schiffbaren Flüsse, mit denen Russland reich gesegnet ist. Der ungeheuren Ausdehnung des Landes entsprechen riesenhafte Stromsysteme, die über das ganze Reich ein Wassernetz ausbreiten,

welches die Absonderung auch nur eines kleinen Bevölkerungsteiles unmöglich macht. Diese Flußsysteme spielten in der Geschichte Russlands eine hervorragende Rolle. Sie waren die Führer der ersten Ansiedler und Eroberer, an ihnen ließen sich die einwandernden Stämme nieder, an ihnen wurden die ersten Städte gebaut und sie wurden bei steigender Kultur willkommene Absatzwege für den Überfluß des fruchtbaren Landes.

Die ungeheure Ausdehnung Russlands von Norden nach Süden erzeugt eine Mannigfaltigkeit klimatischer Unterschiede, wie sie nur wenig andere Reiche darbieten.

Nach der allgemeinen physikalischen Beschaffenheit und den Hauptprodukten lassen sich acht klimatische Zonen unterscheiden, welche eine Stufenfolge darstellen von der Heimat ewigen Eises bis zur Kultur des Zuckerrohrs und des Seidenwurms.

Lassen wir diese Zonen, gleich Wandelbildern, an unserem geistigen Auge vorüberziehen.

1. Die Zone des Eises. Sie umfaßt im europäischen Russland Nówaja Semljá und einen Teil des Kreises Kola im Gouvernement Archangel, im asiatischen den nördlichen Teil Sibiriens. Hier dauert der Winter volle acht Monate, während welcher das Meer mit Eis bedeckt ist. Die Kälte steigert sich häufig bis zum Gefrieren des Quecksilbers. Obgleich die Sommersonne fast nicht vom Himmel verschwindet, bilden doch nur Flechten und Moose die ganze kümmerliche Vegetation. Deshalb ist denn auch diese Region unbewohnbar und sie wird nur von Jägern und Fischern heimgesucht, welche unter den zahllosen nutzbaren Land- und Seetieren reiche Ernte halten.

Der nächste Punkt, auf welchem am 24. Juni die Sonne nicht mehr untergeht, Alwasaksa in Finland, liegt nicht allzufern von St. Petersburg, so daß er von dort in einem Sommerausflug von wenigen Tagen leicht zu erreichen ist.

Ein halbes Jahr später geht in der Zone des Eises das Tagesgestirn nicht mehr auf und die Stelle im Süden, wo es sich unter dem Horizont befindet, wird von einem zarten, der

Fig. 29.

Wintermittag im Eismeer.

Morgenröte ähnlichen Lichtschimmer angedeutet (Fig. 29). In diesem Hochnorden ist der Sommer ein endloser Tag, der Winter eine gigantische Nacht.

Wenn die Jahreszeit des Lichtes eintritt, zerbricht der starre Eispanzer, welcher die Natur in ihrem tiefen Winterschlafe bedeckte. Der Schnee verschwindet an günstig gelegenen Stellen, ein dürftigster Pflanzenwuchs entwickelt sich, die Tierwelt regt sich lebhafter auf dem Lande, im Wasser, in der Luft. Die Strömungen des Meeres öffnen große Buchten und Wasserstraßen, in denen das schwimmende Eis in Gestalt von Bergen, Feldern und Schollen in südliche Regionen treibt, wo es von den Stralen einer wärmeren Sonne in sein flüssiges Element wieder aufgelöst wird. Da sieht der Unerfahrene oft in weiter Ferne eine ganze Flotte von Schiffen mit vollen Segeln vor dem Winde ziehen, freudig wähnt er die polarische Einsamkeit und Totenruhe von emsigen Völkern unterbrochen — da belehrt ihn das Fernrohr, daß er die riesigen Massen schwimmender Eiskolosse vor sich hat (Fig. 30), die ihn bald gefahrdrohend umringen werden.

Nicht lange vermag die Sonne in diesen Regionen lösend und befreiend zu wirken. Schon die letzten Nächte des Juli bringen neues Eis und im September beginnt die Herrschaft des Winters. Die schwimmenden Berge, Bänke und Felder frieren in eine einzige Masse zusammen und starr und leblos liegen wieder Land und Meer, gefesselt von der Hand des Todes, nur daß der Himmel im lieblichsten Farbenwechsel erglüht und in den wärmsten und reichsten Tönen Leben atmet über dem Grabe der Erde.

Ist endlich die lange Nacht hereingebrochen und die furchtbarste Kälte umklammert mit Todesstarre alles schlummernde Leben, dann enthüllen sich die nächtlichen Wunder der Polarwelt. Es ist Nacht, aber keineswegs schwere, drückende Finsternis. Die glänzende Decke des Schnees leuchtet und glitzert den Sternen entgegen, welche funkelnden Demanten gleich in herr-

Fig. 30.

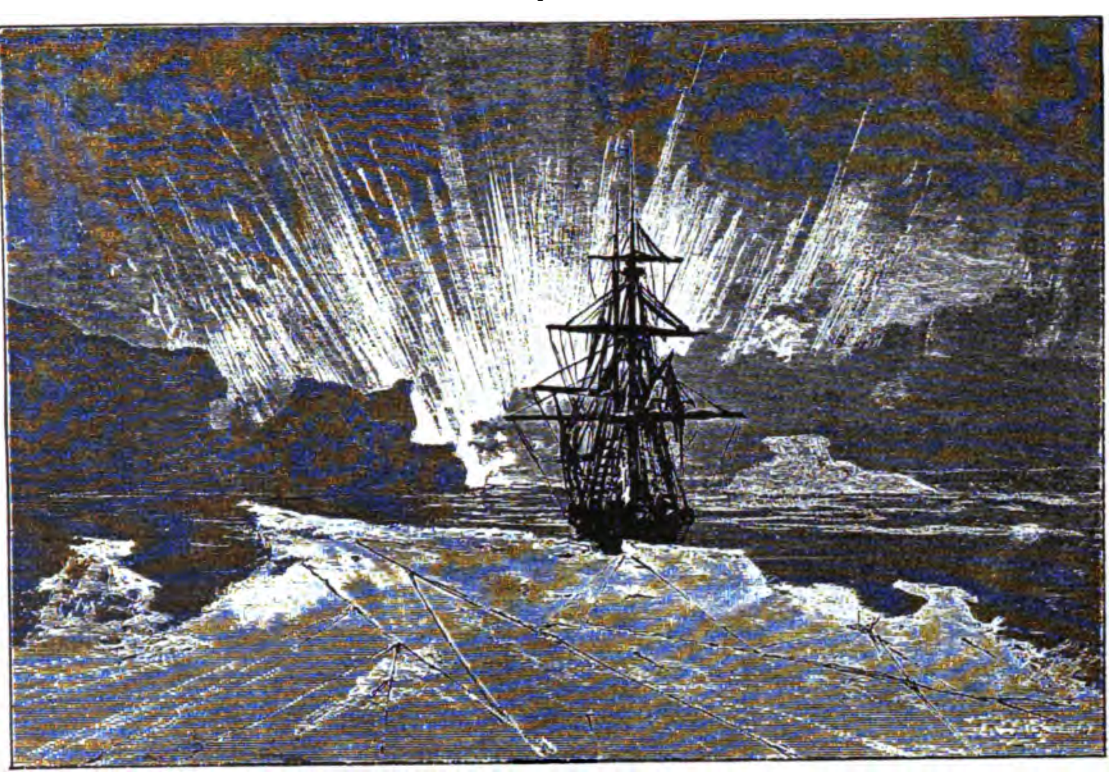


Schwimmendes Eis.

lichstem Farbenspiel schimmern. Dazu sendet der Mond sein klares Silberlicht herab und zur Mittagszeit dämmert's im Süden und steigert sich gegen den Ausgang des Winters zur Tageshelle. Zu alledem gesellt sich das Nordlicht, die wunderbare Aurora borealis, die mit ihrem zauberischen Glanz einen neuen Reiz über die nordische Winternacht ausgießt.

Am klaren Winterhimmel, in mondloser Nacht, erscheint, anfangs kaum bemerkbar, ein blasser Lichtbogen, der einen dunkeln wolkenartig umgrenzten Kreisabschnitt einschließt. Auf dem Bogen schwanken in die Höhe leckende, matt glänzende, unregelmäßige Flammen hin und her, laufen in einander, und werden nach ihren Spitzen zu heller und heller. Bald ist der ganze nördliche Himmel von aufzuckendem Feuer erfüllt, nach unten von kreisrundem Bogen begrenzt, der sich scharf von den schwarzen, zackigen Umrissen der Ufermassen oder von der bleichen, mattbeleuchteten Meereswüste abhebt. Unter jenem Bogen erscheint das Dunkel noch undurchdringlicher, die Finsternis noch schwärzer. Nun beginnt das Segment in der Richtung seiner Radien ganze Strahlengarben elektrischen Lichtes emporzuschleudern, von deren Glanz das Auge geblendet wird. Diese Garben schießen wie Blitze in die Höhe, höher und höher, fließen wie Feuerregen zusammen und fahren auseinander, winden sich hin und her wie vom Winde bewegte Bänder, wogen und lodern im lebhaftesten Farbenwechsel bald rot, bald weiß, bald grün, bis der ganze majestätische Bogen plötzlich in zwei Hälften zerreißt, von denen jede sofort wieder ein noch blendender leuchtendes Grundsegment bildet. Nun verwandeln sich beide in kolossale den Himmel deckende Feuersäulen, die sich höher und höher recken und wie die riesigen Tatzen eines Ungeheuers der Urwelt in den dunkeln Nachthimmel hineinkrallen. Ruckweise nähern sie sich dem Zenith. Ihr hellblaues Feuer wird gelb und geht dann in ein so glühendes Blutrot über, daß die ganze Schneewüste unter dem Glanze dieser Polarfackeln wie in Purpur getaucht erscheint. Auf der dunkelglühenden Fläche

Fig. 31.



Nordlicht.

schimmern hier und dort in rubinartigem Glanze die erstarrten Eisflächen, wo der Wind sie von Schnee entblößt hat. Jetzt vereinigen sich die roten Lichtsäulen, nun stoßen sie sich ab und plötzlich sind sie erloschen.

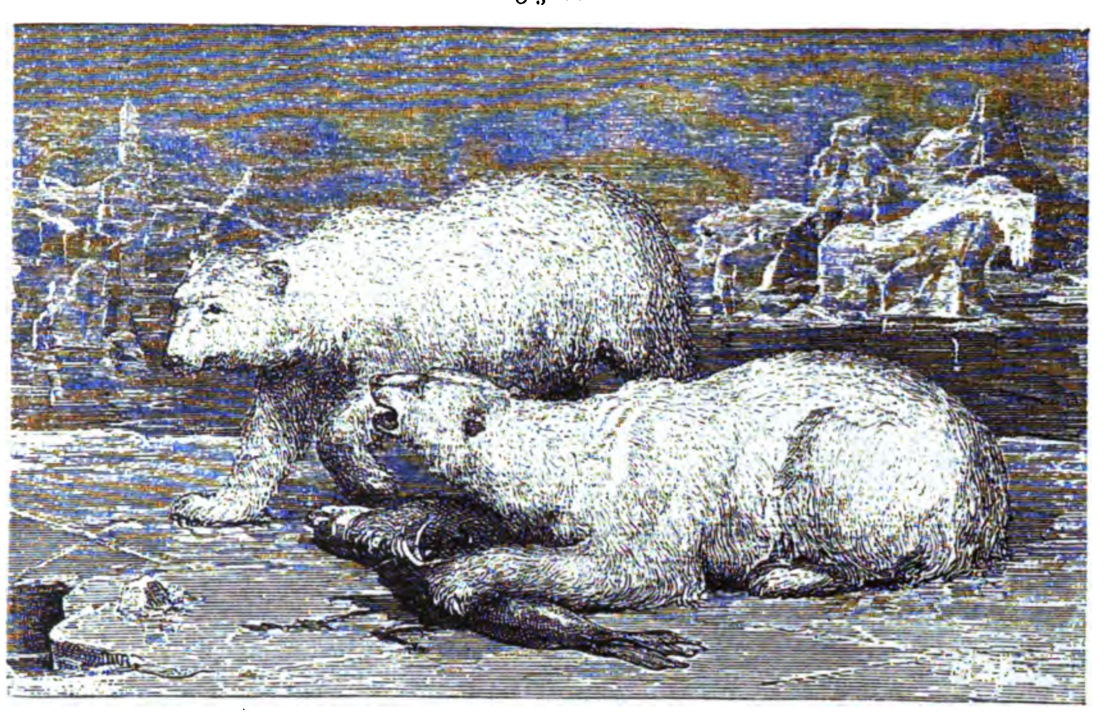
Der ganze Himmel erscheint fast schwarz, da glüht im Zenith eine Aureole auf, zauberisch, geheimnisvoll, in bläulichem Licht, wie ein Sternenkranz. Nun erlischt auch sie und wiederum ziehen über den Himmel hunderte von riesigen Lichtsäulen wie eine Armee leuchtender Gespenster, jetzt neigen sie sich wieder gegen das unsichtbare Centrum und bilden einen Strahlenkranz um das erloschene Kreissegment. Jetzt werden sie kürzer und kürzer; das Segment erglüht heller und heller, endlich verschwinden die Säulen und der frühere Lichtbogen glänzt und strahlt wieder blendend am Pole auf und schießt seine Garben nach dem Zenith.

So wechseln die Lichterscheinungen in zauberischer Mannigfaltigkeit und Fülle, bis sie matter und bleicher werden und endlich wieder die nordische Eiswüste in düstere Grabesnacht versinkt. (Fig. 31.)

Selten ist das Nordlicht von einen eigentümlichen Geräusch begleitet und zwar nur dann, wenn es sich in den unteren Schichten der Luft entfaltet. Dann klingt es bald wie eine im Winde flatternde Fahne, bald wie das Rauschen eines bewegten seidenen Stoffes, bald wie der Wind, der in die lodernde Flamme hinein saust oder durch das Tauwerk eines schnellsegelnden Schiffes fährt.

Einen entzückenden Anblick gewährt das Eismeer während des Nordlichts. Die schwimmenden Schollen, die Eisberge, funkeln in jenem magischen Lichte wie helles, blendendes Feuer auf den nächtig dunkeln Wogen. Bisweilen leuchten nur die Spitzen der Eisberge wie Brillantnadeln, während der Beschauer auf seinem Uferfelsen in Entzücken versinkt. Eine so intensive Helligkeit verbreitet das Nordlicht, daß bei seinem Leuchten ein Strandjäger auf einen Kilometer Entfernung eine ganze Eisbären-

Fig. 32.



Eisbären.

familie beobachten konnte. Man unterscheidet bei seinem Lichte nicht allein die im Ocean auftauchenden weit entlegenen Klippen, sondern auch auf ihren Abhängen die blauen Flecken geschmolzenen und wieder gefrorenen Schnees.

Wo die drei Weltteile Europa, Asien und Amerika den Pol umlagern, zeigen sie überall dieselbe einförmige, gleiche, starre Natur, dieselbe Tierwelt, denselben Menschen. Die Polarregionen bilden eine Welt für sich, in der alle übrigen Unterschiede verschwinden. Die Natur zwingt dem Menschen Lebensweise, Kleidung, Wohnung und Gewohnheiten auf und verwischt alle Merkmale der Herkunft und Abstammung. Nur das Tierreich bietet Nahrung und Erwerb, nur Fischer und Jäger hausen in diesen unwirtlichen Regionen.

Der König der Tiere ist hier der grimme Eisbär (Fig. 32), kühn, wild und gewaltig, dem kein Kältegrad, kein Unwetter etwas anzuhaben vermag, den der Mensch, so weit er auch nach dem Nordpole hin vorgedrungen ist, überall als lebensfrischen Bewohner dieser lebensfeindlichen Region gefunden hat. Von keinem anderen Wesen bedroht, ohne Winterschlaf, streift er über Land und Meer, über Eisschollen und durch eisige Wogen, der unumschränkte Gebieter des Nordens. Nur wo der Mensch seine Pfade kreuzt, unterliegt er den Waffen der höheren Intelligenz. Das sagt ihm ein untrüglicher Instinkt; deshalb geht er auch dem Menschen gern aus dem Wege und greift ihn ungereizt nur beim größten Hunger an. Wenn er jedoch dem Kampfe nicht ausweichen kann, ist er der furchtbarste Feind, welcher dem Menschen in jenen Breiten entgentritt. Nur der Schuß ins Herz oder in den Kopf wirft ihn nieder, jede andere Verwundung reizt ihn und vermehrt die Gefahr. Die Jagd auf Eisbären, unter allen Umständen ein bedenkliches Wagestück, wird trotzdem im Norden fleißig betrieben und Fell, Fett und Fleisch des Tieres werden gut verwertet. (Fig. 33.)

Nächst dem großen Reichtum an trefflichen Fischen bietet die Jagd der Waltiere und der Robbenfang dem Bewohner des

Fig. 33.

Jagd auf Eisbären.

Nordens eine Quelle einträglichen Erwerbs. Der letztere ist freilich bisher auf die unvernünftigste Weise, ohne jede Schonung, als grausamer Vernichtungskampf betrieben und die Seehundsjagd ist dadurch von Jahr zu Jahr schwieriger und weniger einträglich geworden. Es kostet viele Mühe, die klugen und vorsichtigen Tiere zu beschleichen, um eine größere Anzahl derselben erlegen zu können. Da müssen weite Umwege gemacht und die Boote über ausgedehnte Eis- und Schneeflächen gezogen werden, wobei der nordische Schneeschuh, der das Einsinken in die lockeren Schneedecken verhindert, seine trefflichen Dienste leistet. (S. Titelbild.) So sucht man sich den auf dem Lande oder auf Eisfeldern schlafenden Tieren mit dem Winde unhörbar zu nähern, bis die Jäger sich mitten unter ihnen befinden und das Blutbad mit Keule und Feuergewehr beginnt. (Titelbild.)

Der Haupterntеplatz für Fischfang und Jagd ist der nördlichste Punkt des europäischen Russlands, die Insel Nówaja Semljá. Sie wurde bisher nur in der guten Jahreszeit besucht, da das polarische Klima jede Ansiedelung unmöglich machte. Neuerdings hat die russische Regierung dort eine physikalische Beobachtungsstation eingerichtet, welche ein Marinedetachement unter Anführung eines Offiziers Sommer und Winter bewohnt. Ob diese Einrichtung zu weiterer Kolonisation führen wird, läßt sich vorläufig nicht entscheiden.

Nówaja Semljá, ein langgestreckter von Südwest nach Nordost ziehender Gebirgskamm, dessen Spitzen sich bis zu 1300 m erheben, besteht aus zwei durch den Mátotschkin Schar getrennten Hauptinseln und einer großen Anzahl kleiner Nebeneilande. Es hat etwa die Größe der beiden Königreiche Bayern und Sachsen zusammengenommen. Die meist schroff abfallenden Felsen bieten einen imposanten Anblick dar, welchen die blendend weißen Schneemassen noch erhöhen, die bald ganze Berge bedecken, bald sich in mächtigen Streifen vom Gipfel des Gebirges bis zu den Meeresfjorden herabziehen und den grellsten Gegensatz bilden zu dem schwarzblauen Thonschiefer des Felsbodens.

Fig. 34.



Nowaja Semlja.

(Fig. 34 und 35.) Das Ostufer der Insel ist fast beständig von den Eismassen des Karischen Meeres blockiert und unzugänglich, die Westseite genießt einer milderen Temperatur und hat im Sommer wenigstens eine eisfreie See. Die nördliche Hälfte der Insel ist von Gletschern bedeckt, die oft bis ins Meer hinabreichen.

2. Die Sumpfzone oder Tundra. Unter dieser Benennung begreift man den hunderte von Kilometern breiten Gür-

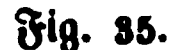


Fig. 35.



Militjáschew-Felsen am westl. Ufer von Nówaja-Semljà.

tel der Polarsümpfe, welche die Ufer des Eismeers umfassen. Der im Winter zu einer kompakten Masse erstarrte Moorboden thaut im Sommer nur einige Zoll tief auf und das Grundeis läßt das Schnee- und Regenwasser nicht eindringen. So bildet das letztere Sümpfe, Wassertümpel, kleine und größere Seen, wo der Boden abschüssig ist, Rinnsale, deren Ufer sich mit Kräutern bedecken. Das Wasser ist von den Sumpferzen der Tiefe rostig rot gefärbt, der Boden stellenweise von weißem Renntiermoos überzogen, hier und dort stehen Büschel von Wollgras. Aus dem Morast ragen die festeren Stellen wie große Maulwurfshügel hervor, auf denen saftige Beeren und Wacholder

wachsen. Hier ist das Vaterland des Rentiers, welches alle übrigen Haustiere ersetzt, das Reich des Wolfes, des unumschränkten Gebieters der Fauna, die zeitweilige Heimat wilder Schwäne und Gänse, welche in der Mauserzeit die Tundra in zahllosen Scharen aufsuchen und in den moosbedeckten Sümpfen nisten.

Die Tundra dehnt sich tausende Kilometer von Westen nach Osten aus, die unabsehbare Wüste des Nordens. Im Süden grenzt sie an die Region undurchdringlicher Wälder, im Norden verschmilzt sie mit der dämmernden Fläche des Eismeers; im Osten ragt, wie der Wächter ihres ewigen Schlafes, die Felsenkette des Urál. Im Winter das Gebiet des Todes, heißt die Tundra in den skandinavischen Sagas das Reich des Schreckens. Nur für ihren angestammten Bewohner, den melancholischen Ssamojéden ist sie weder das eine noch das andere. Alle Freuden seines armen Lebens vereinigen sich auf dieser morastigen Fläche.

Im Winter ist die gefrorene, schneeverwehte Tundra eine grenzenlose blendend-weiße Ebene ohne Baum, ohne Strauch, ohne menschliche Ansiedelung. Unter dicker Eisdecke schlafen die gigantischen Flüsse des Nordens ihren langen Schlaf. Ihr Eis ist von tiefem Schnee verhüllt und der einsame Reisende kreuzt die Fläche im schnellen Schlitten, ohne zu ahnen, daß tiefe, fischreiche Gewässer unter ihm ruhelos dahinziehen. Tage, Wochen kann das flüchtige Gefährt über die Schneewüste gleiten, ohne einer menschlichen Wohnung zu begegnen. Die Sonne erhebt sich kaum über den Horizont und übergießt beim Hinabsinken die glitzernde Fläche mit rosigem Schimmer. Bald erlöschen die hellen Purpurtöne im Westen, der Schnee, der noch eben wie in Blut getränkt erschien, färbt sich bläulich und die zwanzigstündige Nacht verdrängt den kurzen, kränkelnden Tag.

Jetzt treten bei dem Scheine des Nordlichts und des Mondes die Pelztiere der transuralischen Gegenden ihre geheimnisvolle Wandrung in die Tundra an. In langen dichten Scharen, das Leittier voran, huschen die Hermeline durch die nächtliche

Stille, Überreste von Fisch und Fleisch zu kärglicher Nahrung suchend; Marder, Füchse, Hasen folgen in endloser Zahl. Das Rentier scharrt das dürftige Moos unter dem Schnee hervor, nicht selten überfallen von seinem schlimmsten Feinde, dem gefräßigen Wolf.

Oft braust die „Purga", der grausige Schneesturm dieser Zone, in furchtbarer Majestät über die Tundra. Der Nordost,

Fig. 36.



Der Schneepflug.

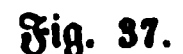
ihr Vorläufer und Herold, fegt widerstandslos über die Weiten, Berge lockeren Schnees werden aufgetürmt und wieder auseinandergejagt und begraben unter ihrem lawinenartigen Fall den hilflosen Wanderer, das Zelt des nomadisierenden Fischers und Jägers und die Rindenhütte des scheuen Eingeborenen. Die Purga vernichtet oft ganze Familien von Rentierhirten und begräbt die Herden in solchen Tiefen, daß der Hirt, wenn er am Leben bleibt, keine Spur seiner Tiere zu entdecken vermag. Weit in das Innere von Russland hinein wüten diese nordischen

Schneestürme, dort „Metél“ genannt, und oft im Winter, wenn sie Dorf und Stadt, Wald und Flur, Berg und Thal mit ihren ungeheuren Schneemassen verschüttet haben, muß der Schneepflug (Fig. 36) auf den entschwundenen Wegen eine notdürftige Verbindungsbahn herstellen.

In hellen Wintertagen, wenn der kurzweilende Gast, die Sonne, auf die weiße Fläche niederblitzt, dann leuchtet der Schnee in Myriaden von Krystallen wie ein Meer von Feuerfunken. Schließt der Mensch geblendet die Augen, so tanzen feurige Spiralen vor der gereizten Netzhaut, öffnet er sie, so starrt ihm von neuem die unabsehbare Flut geschmolzenen Silbers entgegen. Die Augenlider bedecken sich mit Geschwüren, es tritt zeitweilig vollständige Blindheit ein.

Im kurzen Frühling-Sommer ist die Tundra nicht wieder zu erkennen. Von Süden ziehen heran, wie dunkle Wolken die Sonne verhüllend, zahllose Scharen von Polarenten, Gänsen und Schwänen. Das Ohr wird taub von dem durchdringenden Geschrei und Geschnatter, das ohne Unterbrechung aus den Lüften herabtönt. Zwischen den buntfarbigen Moosweideplätzen der Rentiere schimmern hier und dort klare Seen und Wasserbecken, wie Stückchen blauen Himmels. Langsam fließen die menschenverlassenen, fischreichen Ströme gen Norden. Rentierherden löschen am Wasser den Durst. Dürftige Grasflächen mit verkrüppeltem Gesträuch durchsetzen in schmalen Streifen die trockneren Stellen der Tundra. Wolken von Mücken und Bremsen erfüllen die Luft, und ohne die kalten Nächte und die tiefen Erdspalten, in denen während des ganzen Sommers der Schnee nicht schmilzt, würden die Rentiere von diesen schrecklichen Feinden alles Warmblütigen vernichtet werden. Die unabsehbare Fläche bedeckt sich mit buntfarbigen Blüten, Sträuchern, zuweilen auch mit spärlichem Gebüsch. In diesen nördlichen Breiten gilt für das Leben in der Natur eine Stunde so viel wie ein Tag in gemäßigten Zonen. Hier könnte man in der That beinahe das Gras wachsen hören, der helle Tag und die helle

Nacht wecken in der Erde nach ihrem langen Schlafe so mächtige schöpferische Kräfte, daß sie die Tundra für zwei bis drei Monate in eine reizende Flur umzuwandeln vermögen. Moosige Weideplätze in den verschiedensten Farben wechseln miteinander ab und erfreuen das Auge. Bald sind sie blau wie Türkisen, bald weiß, bald rot, bald grau. Für den Ssamojéden, den darbenden Stiefsohn der Natur, beginnt jetzt die lebhafte Zeit der





Die Tundra im Sommer.

Sommerarbeit. In den einsamen Buchten der Flüsse schallt fröhlicher Lärm. Hier plätschert und gackert das bunte Volk der Enten und anderer Wasservögel. Im Morgen- und Abendrot tönt aus der Höhe der laute Ruf der Schwäne. Kleine Bäche hüpfen und sprudeln durch die pfadlose Tundra, um sich in einen der majestätischen, breiten, gemächlichen Ströme des Nordens zu ergießen. Die tote Einöde, plötzlich, wie auf den Wink des Zauberers, in eine lachende Aue verwandelt, atmet frisch pulsierendes Leben von einem Ende zum andern. (Fig. 37.)

Aber auch die Schönheit der sommerlichen Tundra birgt Verderben für den Wandrer. Unter dem bunten Teppich lauert an wärmeren Stellen auf den Unvorsichtigen beweglicher, tiefer Sumpf, der selbst unter dem Schneeschuh nachgiebt und die Fußspur sofort mit rostfarbenem Wasser füllt. Nur das Rentier wandert ungefährdet über den trügerischen Boden, der Jäger geht hier häufig spurlos zu Grunde.

Im Süden der Tundra schieben sich die letzten Ausläufer des Waldes in den Moorsumpf vor wie Oasen der Wüste. Weiter nördlich beginnt die ewige Pfadlosigkeit.

3. Die Zone der Wälder und der Viehzucht. Sie wird von unermeßlichen Nadelholz-Urwäldern bedeckt, zwischen denen hier und dort der weiße Stamm des eigentlichen Nordlandsbaumes, der Birke, hervorleuchtet. Unter milden Himmelsstrichen zart und schlank gebaut, wird die Birke in kalten Klimaten zu einem stattlichen, dickstämmigen, dichtbelaubten, zähen Prachtbaum, einer wahren Augenweide und unerschöpflichen Quelle reichen Gewinns. Holz, Bast, Rinde, Laub, alles wird vom Haushalt und dem Gewerbe verwertet. Auch die Weide findet sich in den nordischen Wäldern als seltener Gast. Gegen den Polarkreis zu werden die Waldungen immer lichter, die Bäume niedriger und krüppelhafter, bis sie in armseligen Gebüschen ihr Ende erreichen. Dann folgen weit ausgedehnte magere Grasflächen mit Moosen und verschiedenen Beerenarten, welche den Übergang in die Tundra bilden. Im nördlichen Teil der Waldregion bildet die Jagd, besonders auf Eichhörnchen, das Haupterwerbsmittel der Nomadenvölker, welche diesen Gürtel durchstreifen. Erst im südlichen Teil, welcher reich an Futterkräutern ist, wird die Viehzucht von Bedeutung und findet man einige Spuren von Ackerbau.

4. Die Zone der Gerste. Sie ist die Region des beginnenden Ackerbaus und wird nach der Gerste benannt, weil wegen der Kürze des Sommers dieses Getreide das einzige ist, welches mit einigem Erfolge gebaut werden kann. Man beginnt

jedoch hier die Kartoffel und einige Gartengemüse zu akklimatisieren. Da aber das Erträgnis des Ackerbaus in dieser Zone immer ein sehr beschränktes sein muß, so dienen Viehzucht, Jagd, Fischfang und Holzflößerei als Haupternährungszweige der Bevölkerung. Die ungeheuren Wälder dieses Landstrichs, welche aus Nadelholz und Birken bestehen, wie die Riesenflüsse desselben, bieten zu jenen Gewerben reiche Gelegenheit. Die Zone der Gerste erstreckt sich nach Süden bis zur Breite der Stadt Jarénsk im Stromgebiete der Dwiná, also etwa bis zum 63. Grad nördlicher Breite.

5. Die Zone des Roggens und Flachses. Die Bezeichnung rührt selbstverständlich von den beiden Landesprodukten her, welche hier vorzugsweise mit Erfolg gebaut werden. Dieser klimatische Gürtel, welcher den Hauptteil des Reichs umfaßt, erstreckt sich nach Süden bis in die Mitte des Gouvernements Tschernigow, d. h. bis zum 51.° nördlicher Breite. Das Klima ist dem Ackerbau im allgemeinen günstig, rauher im Osten, milder, je weiter die Zone sich nach Westen erstreckt. In den baltischen Provinzen wird die Temperatur außerdem durch die Nähe des Meeres gemäßigt, so daß diese vor den Landstrichen desselben Breitengrades besonders bevorzugt erscheinen. Mit der vierten Zone verglichen, haben die Wälder an Areal bedeutend abgenommen, mit Ausnahme der Gegenden, in welchen der Transport des Holzes schwierig und die Ausbeutung der Waldungen wenig gewinnbringend ist, aber sie sind reich an vortrefflichen Laubhölzern. An jagdbaren Tieren ist noch heute großer Überfluß. Wie in der ältesten germanischen Sage, ist der Bär hier König der Wälder und der Tiere und ist nur in der Nähe der großen Städte seltener geworden. Hier finden sich noch zwei Arten stattlicher Waldbewohner, die das übrige Europa nicht mehr kennt: der Ur- oder Auerochs im Walde von Bjelowésch und das Elen in Litauen und den baltischen Ländern. Zahlreiche Stromsysteme, durch Kanäle untereinander verbunden, bilden bequeme Verkehrsstraßen; in den weniger vom

Klima begünstigten Gegenden hat sich eine lebendige Gewerbthätigkeit entwickelt. Im allgemeinen ist der Boden der Zone fruchtbar, aber der Landbau ist, mit Ausnahme der Ostseeprovinzen, was die rationelle Ausbeutung des Ackers betrifft, noch wenig vorgeschritten. Der Weizen nimmt in der Bodenkultur eine nur untergeordnete Stelle ein. Gemüsebau wird eifrig betrieben. Gartenfrüchte gedeihen vorzugsweise nur in dem westlichen Teile, den Gouvernements Grodno und Wilna. In den mittleren Gegenden der Zone ist der Apfel die einzige Gartenfrucht, die mit Erfolg gezogen wird.

6. Die Zone des Weizens und der Gartenfrüchte, die hier vorzugsweise und mit dem günstigsten Erfolge angebaut werden, reicht im Süden bis Jekaterinosssláw oder bis zum 48.° nördl. Breite. Sie ist im vollsten Sinne des Worts die Kornkammer des Reichs und die Landstriche, welche sie umfaßt, versorgen die beiden Hauptstädte, verproviantieren die Armee und bringen außerdem noch beträchtliche Quantitäten von Getreide in den Ausfuhrhandel. Hirse, Buchweizen und Hanf werden hier mit dem besten Erfolge gebaut, die Tabakpflanzungen sind von beträchtlicher Ausdehnung und hervorragender Bedeutung, Viehzucht und Branntweinbrennerei stehen in Blüte, auch die Biennenzucht ist von Wichtigkeit. In dieser Zone ist der Unterschied zwischen dem Osten und Westen weniger bedeutend, als in den vorhergehenden. In den westlichen Gegenden, wie Kijew und Podolien, ist das Klima ausnehmend gesund und der Vegetation günstig, während der Osten freilich unter dem nachteiligen Einfluß der asiatischen Ebenen zu leiden hat und ein großer Teil desselben von sogenannten Steppen eingenommen wird, deren Schilderung ich für die nächste Zone vorbehalte. Dagegen enthält die sechste Region auch den Tschernosém, die Schwarzerde jenen vorzüglichen Humusboden, der an manchen Stellen in einer Mächtigkeit von 5 Metern vorkommt und keiner Düngung bedarf. Dieser Tschernosém zieht sich durch einen Teil von Bessarabien, Podolien, einen Teil von Wolynien, Kijew, Pol-

táwa, Tschernigow, Chárkow, Kursk, den nördlichen Teil von Worónesh, Tambów, Pénsa, Ssimbirsk und einen Teil der Gouvernemens Ssarátow und Ssamára. Eine große Partie der Zone leidet an empfindlichem Holzmangel, der von verschiedenen Ursachen herrührt, aber doch wol zum Teil durch eine weise Forstwirtschaft gehoben werden dürfte. Auch der Wassermangel ist ein großes Hindernis für das Fortschreiten der Kultur und der Bevölkerung in diesen Gegenden.

7. Die Zone des Mais- und Weinbaues umfaßt Bessarabien, Neurussland, das Land der donischen Kosaken, das Gouvernement Astrachán, den Kaukasus und die Krym, deren südlicher Teil jedoch schon der achten Zone angehört. Außer allen Produkten der früher genannten Striche, nimmt die Kultur des Mais in derselben einen hervorragenden Platz ein und in verschiedenen Gegenden wird Wein mit dem besten Erfolge gebaut. Einen großen Teil dieser Zone nehmen die Steppen ein, deren Boden, so weit er noch produktiv ist, als Weideland für die Viehzucht benutzt wird, die in diesen Gegenden einen wichtigen Zweig der Landwirtschaft bildet. Einige Gegenden dieser Region leiden unter häufiger Dürre und werden von der entsetzlichen Plage der Wanderheuschrecke heimgesucht. Der südliche Teil der Krym hat das Klima Italiens. Hier gedeihen neben dem Weinstock der Ölbaum, der Kapernstrauch und andere Pflanzen, die eine gleichmäßige, milde Temperatur verlangen.

Die Steppen bilden einen beträchtlichen Teil der beiden letztgenannten Zonen. Ihre Ausdehnung beträgt etwa ein Fünftel des gesamten europäischen Russlands, ein Gebiet mehr als zweimal so groß wie Frankreich. Sie ziehen sich im Süden des Landes vom Urál bis zu den Karpathen hin und werden im großen und ganzen als die pontische Steppe, im Norden des Schwarzen, und als die kaspische Steppe im Norden des Kaspischen Meeres bezeichnet. Im einzelnen zeigen die Steppen bedeutende Abstufungen der Bodenbeschaffenheit und vegetativen Physiognomie; es lassen sich grasige,

Fig. 38.

Die Steppe.

Weide-, Heide-, sandige und steinige Steppen unterscheiden. Die ersteren werden teilweise als Weideland für die Viehzucht benutzt, die letzteren enthalten fast nur unproduktiven Boden. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß nur tüchtige Arbeitskräfte und einsichtsvolle Kultur mangeln, um wenigstens einen Teil dieser sterilen Landstriche in fruchtbare Ebenen zu verwandeln. Außer andern Eigentümlichkeiten ist es besonders der Holzmangel, welcher diesen Gegenden ihren besonderen Charakter verleiht; aber Spuren alter Wälder beweisen, daß die heutige Kahlheit des Steppenlandes nicht nur in natürlichen Hindernissen ihre Begründung findet, sondern daß auch, hier wie anderwärts, die Zerstörung vorhandenen Baumwuchses einen Hauptfaktor der gegenwärtigen Waldarmut und Unfruchtbarkeit abgegeben hat.

In ihrer ganzen Ausdehnung zeigt die Steppe überall dieselbe Physiognomie. Die geringen Erhebungen und Vertiefungen des Bodens, in der Nähe dem Meere vergleichbar, das von leichter Brise in mäßigen Wellen bewegt wird, fließen in der Ferne in eine unabsehbare Fläche zusammen. (Fig. 38.) Niedrige Thäler, oft meilenlang, durchziehen in den westlichen Teilen dieser Ebene, meist in der Richtung von Norden nach Süden das Land, mit unbedeutenden Verzweigungen nach rechts und links. Diese Bodeneinschnitte von flußartiger Bildung, den größten Teil des Jahres hindurch trocken, führen zur Zeit der Schneeschmelze oder nach heftigen Gewitterregen das Wasser sporadischen Becken, und weiter den Limans oder dem Meere zu. Die peinliche Einförmigkeit der Natur drückt den Geist zu Boden. Eine Tagereise nach der andern wird zurückgelegt, überall dasselbe Bild. Kein Wald, kein Baum, kein lebendiges Wasser, bis auf die wenigen großen Flüsse, welche die Steppe durchbrechen, hier und da nur kündet ein armseliges Dorf oder ein Aul nomadisierender Hirten, eine weidende Herde die Nähe menschlicher Bewohner.

In manchen Gegenden der Steppe bilden künstliche Hügel, Türkenhügel nennt sie der Volksmund, eine Unterbrechung der

einförmigen Flächenöde. Es sind dies in der Regel 7 bis 8 Meter hohe Aufschüttungen auf den Spitzen der relativ höchsten Bodenerhebungen, welche eindringenden asiatischen Horden als Warten oder Wegweiser gedient haben sollen. Sie sind in der That derartig über die Steppe verteilt, daß man gewöhnlich von der Höhe des einen dieser Hügel nach vier Seiten hin einen folgenden im Auge hat. Möglicherweise ist die Verteilung auch nur eine zufällige. Diese Aufschüttungen enthalten keine Gräber, wie die im Osten bis ins südliche Sibirien hinein vorkommenden Grabkurgane oder Tschudengräber, und ist man über die Zeit und den Zweck ihrer Entstehung, wie über das Volk, das sie errichtete, noch bis heute im dunkeln. Eine andere Eigentümlichkeit der Steppengegenden am Schwarzen Meere bilden die Limans. Unter diesem Ausdruck versteht man ursprünglich die Mündungen der Flüsse, welche sich in den nordwestlichen Teil des Pontus ergießen und sich zu breiten Meeresarmen, Busen und Becken erweitern, die durch Reihen kleiner Inseln und Eilande von der offenen See getrennt sind, also eine Art von Lagunenbildung. Sie mögen wol den häufigen Süd- und Südostwinden ihre Entstehung verdanken, welche die Wassermassen der Flüsse zurückdrängten, dadurch die Ufer stromaufwärts erweiterten und zugleich Sandbänke vor den Mündungen anschwemmten, welche durch den Schlamm und das Geröll, das der Strom mit sich führte, zu Inseln heranwuchsen. Bei weniger mächtigen Wasserläufen wurden dann diese Inseln und Werder zu förmlichen Dämmen und Dünen und aus den Flußmündungen formten sich Binnenseen, die sich langgestreckt dem Meere zuwenden, in seiner Nähe die größte Tiefe zeigen, zum Teil auch noch salziges Wasser und die Fische des Schwarzen Meeres führen. Interessant sind eine Anzahl dieser Limans dadurch, daß sie reiche Stätten für die Salzgewinnung darbieten. Es sind dies vorzugsweise die flachen Wasserbecken, welche im Sommer zum Teil austrocknen, aus denen sich das Salz niederschlägt. Unter ihnen sind die ergiebigsten die von Odessa aus

nach Südwesten gelegenen bessarabischen Limans. Dort zieht sich schon im Juni das Wasser von den Ufern zurück und läßt das Salz in kleinen Krystallen auf den Boden fallen, im Juli verstärkt sich dieser Niederschlag und wird gegen Ende des Monats so bedeutend, daß es sich lohnt mit der Salzernte zu beginnen. Die Mächtigkeit der Salzschicht nimmt nach der Tiefe zu und wechselt von 1 bis 30 Centimeter. In ergiebigen Jahren soll man aus den drei bessarabischen Limans über sechs Millionen Pud (à 40 Pfund) Salz gewonnen haben.

Der Winter der Steppe ist außerordentlich kalt, der Sommer unerträglich heiß; die Übergänge sind schnell und schroff, so daß von Frühling und Herbst kaum die Rede sein kann. Mehr als ein Drittel des Jahres wehen die heftigen Steppenstürme aus Norden, Nordosten und Osten. Im Sommer verdunkeln sie die Luft durch den Staub, den sie aufwirbeln, der wie ein dichter Nebel die Gegend verhüllt, durch Thüren und Fenster in das Innere der Wohnungen dringt und alles bedeckt. Wehen sie im Winter bei 15 bis 20° Kälte, so wird der Aufenthalt im Freien fast unmöglich, wenn man nicht Nase und Ohren erfrieren will.

Nach der Schneeschmelze verwandelt sich die Oberfläche der Steppe, wo nicht alter dichter Rasen eine feste Decke bildet, in einen schwarzen flüssigen Brei, der keine Stelle bietet, wo man den Fuß sicher hinsetzen kann. Von allen Erhöhungen herab, in allen Thälern und Einsenkungen rauschen Ströme schmutzig braunen Wassers. Die Oberfläche des Bodens verändert sich über Nacht, die strömende Flut reißt klaftertiefe Schluchten auf, lange Thalstrecken werden oft in wenigen Tagen mit einer meterdicken Erdschicht bedeckt, die Ufer des Meeres werden abgespült und treten zurück. Bis zur Mitte des April schwankt die Temperatur je nach den Windrichtungen. Gegen Ende des Monats und anfangs Mai verwandelt sich die Steppe in einen grünenden Garten, bedeckt mit Hyazinthen, Krokus und Schneeglöckchen, und der Himmel lächelt im freundlichsten Blau auf sie

herab. Nachtfröste gehören hier zu den unbekannten Erscheinungen, höchstens bedeckt in kühlen Nächten reichlicher Tau Thäler und Schluchten. Die schwachen Gewitter der Steppe, welche niemals einen gewaltsamen, verderblichen Charakter annehmen, beginnen bereits im April und halten oft den ganzen Mai hindurch die Erde feucht. Im Juni erhitzt sich der Boden, überall klaffen Risse und Sprünge. Nun fällt kein Tropfen Regen mehr und die Sonne brennt unbarmherzig versengend und verdorrend vom bleiernen Himmel herab. Die Luft ist von Dünsten erfüllt, die unbeweglich und unverändert über der schmachtenden Fläche lagern. Blutrot geht die Sonne auf und unter, die Hitze wird unerträglich durch ihre ununterbrochene Dauer. Der Pflanzenwuchs welkt und verbrennt zu Staub, die Steppe wird dunkelbraun, die Herden magern ab und werden matt und schwach. Die Quellen vertrocknen, die Brunnen versiegen, alles lechzt und dürstet nach einem Tropfen erquickenden Wassers. Im August erreicht die Trocknis ihre qualvollste Höhe und beginnt wieder abzunehmen. Der Nachttau tritt ein, Gewitter bringen erfrischendes Naß, der Himmel klärt sich, die Luft wird milde, die Steppe ergrünt abermals, anmutig geformte Wolken ziehen über die zu neuem Leben erwachte Fläche. Aber mit dem September endigt die kurze Freude, der Oktober ist überreich an Nebeln und strömendem Regen und am Ende desselben tritt schon der Winter ein, der im November die uferlose Ebene mit dichtem weißen Leichentuche bedeckt.

Die Pflanzenwelt ist in der Steppe hauptsächlich durch Grasarten vertreten, unter denen das Schilf die hervorragendste Rolle spielt. Die Ufer aller größeren Flüsse der Steppengegenden sind, besonders wo sie ruhig fließen, sich in Arme teilen und durch häufige Überschwemmungen den Boden feucht erhalten, mit Schilfwaldungen bedeckt, welche an manchen Stellen eine Höhe von 3 bis 4 Metern erreichen. Diese Schilfwälder haben in den Niederungen des Dnjestr, Dnjepr und Don eine Ausdehnung von mehr als sieben Kilometern in der Breite und vielen

Meilen in der Länge. In ihnen ragt Rohr neben Rohr, nur unterbrochen durch Flußarme und Wasserbecken und die schmalen Stege, welche die wilden Tiere ausgebrochen haben. Ein unendlich reiches animalisches Leben birgt ihr Schoß. Neben den verschiedensten Singvögeln hausen hier Wasservögel aller Art, Enten, wilde Gänse und Pelikane, die man oft in Trupps von mehreren Hunderten beieinander sieht, auch Reiher und Trappen. Über dem Schilfe kreisen beständig die einzigen Jäger der Gegend, die Raubvögel, welche hier die reichste Beute finden. Im Winter ziehen sich alle schädlichen und unschädlichen Vierfüßler der Steppe, Wölfe und Hasen, Füchse und Wiesel, in die Schilfwälder zurück, um dort Schutz vor der unbarmherzigen Kälte zu suchen.

Das Schilf spielt hier fast dieselbe Rolle, wie die Dattelpalme in den Oasen Afrikas, nur daß es keine nahrhaften Früchte darbietet. Mit Schilf deckt der Steppenbauer sein Dach, aus Schilf flicht er seinen Gartenzaun, ja in manchen Gegenden baut er aus dem Schilfe, das mit Lehm beworfen wird, treffliche Häuser. Das Schilf ersetzt in den Steppen das Holz als Brennmaterial, wenn es auch rasch verbrennt, wie Stroh, und keine nachhaltige Glut erzeugt. Auffällig, besonders in der kaspischen Steppe, ist das Vorkommen einer Grasart, der Stipa pennata, welche in großen Büscheln beisammen steht. Die überaus zierlichen und langen weißen Grannen dieses Grases leuchten weithin, selbst in der Nacht, und nicken im Winde, wie Gespenster, dem vorüberziehenden Reisenden zu.

Neben den Gräsern ist wohl die Distel die verbreitetste Steppenpflanze. Einige Gattungen entwickeln sich hier zu einer bewunderungswürdigen Größe, so daß, wo sie in Haufen stehen, der Kosak zu Pferde sich in ihnen verbergen kann. Eine Distelart ist auch die Wind- oder Steppenhexe. Ihre feinen dünnen Zweige bilden etwa meterhohe Kuppeln oder Kugeln, die oft einen Umfang von drei bis fünf Metern erreichen. Ungenießbar, werden sie selbst von gänzlich ausgehungerten Tieren nicht an-

gerührt. Im Herbst fault der Stamm über der Wurzel ab und das Gewächs trocknet zu einem schwarzen, federleichten Balle zusammen, den der Sturmwind vom Boden reißt und durch die Lüfte über die Steppe hintreibt. Oft werden hunderte dieser Distelgloben zu gleicher Zeit durch die Lüfte geführt und machen aus der Ferne den Eindruck einer Herde wilder Pferde.

Charakteristische Steppenpflanzen sind ferner der Wermut, unter den sich gern die Königskerze mischt mit ihren klafterhohen Stengeln und leuchtendgelben Blumen, deren Blätter aber das Vieh nicht frißt, der wilde Klee, Schafgarbe, welche die Höhe von zwei Metern erreicht, Pastinaken, wilder Hanf, Wolfsmilch und Gehlrübe. Dazu kommen Gänsefußarten, Strandnelken in zartem Violet, Rainfarn, Wicken, Seidenkraut, Salbei und Lavendel, Reseda, Kümmel, Krausemünze u. a. Da der Steppenboden außerordentlich salzhaltig ist, gedeihen eine Menge Salzkrautpflanzen (Salsola) und Fettkrautarten (Sedum) in üppigster Schönheit. Den lieblichsten Schmuck aber bilden die Zwiebel- und Knollengewächse: Tulpen, Hyacinthen, Muscat-Hyacinthen, Meerzwiebel, Vogelmilch, Lauch, Schneeglöckchen, Hohlwurz und andere, die im Frühling mit ihrer Farbenpracht das Auge entzücken.

In der kaspischen Steppe findet sich als einziges holz- oder strauchartiges Gewächs eine Tamarixart.

Alle diese Pflanzen wachsen jedoch nicht in wolgefälliger Mischung. Meilenweit bedecken nur einzelne Arten den Boden, oft erblickt man ganze Quadratkilometer von einer einzigen Pflanzengattung bestanden. Die hochwachsenden Steppenkräuter mit holzartigem Stengel werden hier Burján (Gestrüpp, Unkraut) genannt. Sie wachsen vorzugsweise in den Niederungen und an den Abhängen, erreichen, wie erwähnt, oft eine beträchtliche Höhe und bilden das unentbehrlichste Brennmaterial des Steppenbewohners. Wenn im Spätjahr, nachdem der erste Reif gefallen, die Herbststürme über diese Unkrautwälder hinbrausen, sind sie in kurzer Zeit gänzlich vertrocknet und werden nun ab-

gehauen und eingebracht. Der Burján brennt wie Reisig, erzeugt aber bei anhaltendem Feuer eine beträchtliche Glut. Auch der Dünger, namentlich der Schafe und Kamele, welcher festgetreten, in Würfeln ausgestochen und getrocknet wird, bildet eine nützliche Feuerung in der Steppe und brennt, abgesehen von dem abscheulichen Geruch, dem Torf ähnlich.

Zur Verbesserung des Graswuchses in den Gegenden, welche sich für die Viehzucht eignen, wird das „Abbrennen der Steppe“ angewandt. Es geschieht im Frühjahr nach der Schneeschmelze. Zur Sommerzeit, wo die Steppenvegetation bis auf die Wurzeln vertrocknet ist, gerät sie auch häufig durch Zufall in Brand. Dergleichen nichtbeabsichtigte Steppenbrände erstrecken sich oft hunderte von Kilometern weit und vernichten alles, was ihnen in den Weg kommt, Fruchtfelder, Schober, Wohnungen, oft ganze Dörfer.

Auch die Schilfwälder in den Flußniederungen werden zuweilen mit Absicht, zuweilen durch Zufall, Übermut oder Böswilligkeit angezündet und der Brand wälzt sich dann wie ein Feuermeer durch die Stromthäler. Mit Vorbedacht wird das Schilf verbrannt, entweder um die Wölfe aus der Gegend zu vertreiben oder um dem jungen aufsprossenden Nachwuchs Luft zu machen. Der Brand solcher Schilfwälder, der sich an den Stromufern herabzieht, gewährt häufig in den Frühlingsnächten einen schauerlich erhabenen Anblick.

Ist die Tierwelt in der Steppe auch nicht durch viele Arten vertreten, so finden sich doch diese in ungeheurer Menge. Im Frühjahr wimmeln die zahlreichen Wasserbecken und Wasserläufe, die Limans und Flüsse von wilden Enten, Gänsen, Schwänen und Pelikanen. Allerwärts wandeln Störche und Reiher, in der kaspischen Steppe Flamingos und weiße Kraniche; dazwischen tummeln sich allerlei Taucher und Möven und eine Unzahl kleinen Geflügels, welches rastlos am Wasserrande hin und herläuft oder fliegt. Dazu noch die Menge der Adler, Falken, Sperber und anderer Raubvögel, die nicht die geringste Scheu vor dem Menschen bekunden.

Auch eine große Zahl von Vierfüßlern findet ihr gemächliches Fortkommen in der Steppe: da ist der Wolf, der die Herden bedroht, der Fuchs, der Marder, der Hase, der Ssússlik oder Zieselmaus, ein charakteristischer Indigene der Steppengegenden, den man auf Schritt und Tritt in seine Löcher schlüpfen sieht, das Murmeltier (Arctomys Baibak), welches allerwärts seine Erdhaufen aufwirft und die überaus zierliche Springmaus (Dipus jaculus), die so pfeilschnell im Sprunge dem Auge vorüberfliegt, daß der Blick ihre Gestalt nicht zu erhaschen vermag. Dazu kommen in der kaspischen Steppe noch Schlangen von beträchtlicher Größe und zahllose Eidechsen.

In den pontischen Steppen begegnet man hier und dort in der Nähe des Wassers Schildkröten, die eine Länge von 30 bis 40 Centimetern erreichen, und Frösche sind in solcher Menge vorhanden, daß ihre Sommernachtskonzerte zur Landplage werden. Die Insektenwelt ist ungemein zahlreich vertreten, freilich auch von solchen Individuen, die recht lästig und schädlich werden können. In der pontischen Steppe ist die Tarantel nicht selten und die Wanderheuschrecke richtet dort die entsetzlichsten Verwüstungen an.

Die kaspische Steppe hat größtenteils sandigen, stark salzhaltigen Boden. Weit landeinwärts erstrecken sich die Dünen des Kaspisees mit ihrem rötlich gefärbten feinen Sande, der sich bei stürmischem Wetter in Bewegung setzt, die Luft erfüllt, drei bis fünf Meter hohe Wellen bildet und ein anschauliches Bild der afrikanischen Wüste giebt. Da entstehen Berge und Thäler und verschwinden in der kürzesten Zeit. Das Wüstenbild wird um so drastischer, wenn man einer Karavane reichbeladener Kamele begegnet, welche wie in der Sahara die geeignetsten und beliebtesten Lasttiere sind. Aber auch hier hat der Mensch seine Wohnsitze aufgeschlagen; es ist der tatarische Stamm der Kalmyken, welcher die kaspische Steppe als wanderndes Hirtenvolk durchzieht.

3. Die Zone des Ölbaums, des Seidenwurms und des Zuckerrohrs umfaßt die transkaukasischen Provinzen, ein Gebirgsland, dessen Klima, je nach der Lage der verschiedenen Teile, große Abwechselung darbietet. Die Thäler bringen einen großen Reichtum an Pflanzen heißer Klimate hervor, die Höhen sind bedeckt mit Getreidefeldern und trefflichen Weiden. In den Niederungen mit gemäßigtem Klima werden Weinstock, Maulbeerbaum und viele andere Früchte gebaut. In den Ebenen mit heißem Klima, namentlich in den ehemals persischen Provinzen, wachsen Südfrüchte, Reis, Baumwolle. Der Ölbaum gedeiht nur im westlichen Teil, das Zuckerrohr in den tiefer liegenden Gegenden am Kur, welche ein sehr heißes Klima mit außerordentlich fruchtbarem Boden vereinigen. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß die Kultur des letzteren eine bedeutende Ausdehnung erlangen werde. Auch Cochenille, Assa foetida, Krapp und wilden Safran bringt diese Zone hervor; ein Hauptprodukt derselben ist die Seide.

4. Die Bevölkerung im europäischen Rußland.

Dieselben Schwierigkeiten, die sich der Berechnung des Flächeninhalts entgegenstellten, begegnen uns in Russland in noch höherem Grade bei der Bestimmung der Bevölkerungszahl. Eine große Menge von Sektierern entzog sich bisher der Einschreibung in die Revisionslisten, nur wenige Personen sind schriftkundig, ein nicht unbeträchtlicher Teil der Bevölkerung besteht aus nomadisierenden Horden; — so ist denn das einzige Mittel, ein sicheres Ergebnis zu erlangen, die zu gleicher Zeit veranstaltete Zählung, für Russland unmöglich. Die bisherigen Revisionslisten, von rein fiskalischem Charakter, lieferten in Bezug auf Frauen und Kinder nur sehr ungenaue Angaben, erhalten aber jetzt durch die Polizeiregister, die Gemeindeverwaltungen und die statistischen Lokalkomites ihre Berichtigung und sind zuverlässiger geworden. So schätzt man denn die Gesamtbevölkerung des russischen Reichs nach den vorliegenden neusten Berechnungen auf 94 938 839 E.

Wenn zur Feststellung dieser Summe vorwiegend Zählungen des Jahres 1882 zu Grunde gelegt sind, so haben doch für verschiedene Gebietsteile frühere Berechnungen benutzt werden müssen. (Finland 1880, Kaukasus 1871, Sibirien und Mittelasiatisches Gebiet 1870.) Kann die gegebene Zahl somit überhaupt nicht der Wirklichkeit entsprechen, so ist sie — abgesehen von dem Anwachsen der Bevölkerung in den verschiedenen Provinzen seit der letzten Zählung — auch deswegen zu niedrig gegriffen, weil die Einwohnerzahl mehrerer Neuerwerbungen, als unbekannt, in der Aufstellung vollständig fehlt. So mußten die Gebiete von Batum und Transkaspien unberücksichtigt bleiben. Es ist demnach keineswegs zu hoch gegriffen, wenn man die heutige Gesamtbevölkerung des russischen Reichs auf 95 bis 100 Mill. Köpfe veranschlagt. Auf das europäische Russland allein kommen davon 80 459 066 Einw., die specifische Bevölkerung beträgt also hier 16 E. auf den Quadratkilometer.

Vom Jahre 1722, in welchem die erste Zählung stattfand, ist die Zahl der Bevölkerung Russlands — die Gebietserweiterungen selbstverständlich mit in Anschlag gebracht — ungefähr in folgender Weise gestiegen:

Jahr.	Einwohner in runder Zahl.
1722	14 Mill.
1742	16 „
1762	19 „
1782	28 „
1796	36 „
1812	41 „
1815	45 „
1835	60 „
1851	68 „
1858	74 „
1870	86 „
1882	95 „

Kein Reich der Welt schließt ein so buntes, fast unentwirrbares Völkergemisch ein, wie das russische. Seine ungeheure Ausdehnung über zwei Weltteile hin, seine Zusammensetzung aus den heterogensten klimatischen Regionen mit den verschiedenartigsten Volksstämmen, seine Lage zwischen Asien und Europa, die es gewissermassen zur Schleuse machte, durch welche die Völker des Orients sich in den europäischen Westen ergossen, nicht ohne hier und dort Überbleibsel zurückzulassen, — alle diese Umstände haben die großartige Mannigfaltigkeit an Völker-Stämmen, Gruppen und Familien erzeugt, deren Bestimmung dem Ethnographen des Zarenreichs fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet.

Schon das europäische Russland für sich — auf das ich mich beschränke — hegt einen fast unbequemen Reichtum verschiedenartiger Völkerschaften, die noch lange nicht genügend gesondert, erkannt und schematisiert sind. Gehört auch bei weitem die Mehrzahl der Einwohner (etwa $^{4}/_{5}$) der großen slawischen Familie an, die wir Russen nennen, so hat diese im Laufe der Jahrhunderte sich keineswegs rein und unvermischt erhalten können. Der beständige unmittelbare Kontakt mit Völkern, namentlich der finischen und tatarischen Gruppe des mongolischen Stammes, hat vielfache Kreuzungen im Gefolge haben müssen und auf die Bevölkerung einzelner Landesteile variierend eingewirkt. Wurde auch im allgemeinen der nationale Typus festgehalten, so konnten doch die Völkerfragmente, welche in die russische Nationalität aufgingen und sich allmählich russificierten, unmöglich ohne Einfluß auf den neuen Typus bleiben, welcher sich an der Stätte ihrer früheren Existenz bildete. Der scharfe Unterschied zwischen dem Typus des Großrussen und des Kleinrussen läßt sich wahrscheinlich — nach Annahme hervorragender russischer Gelehrten — nur durch die Entwickelung äußerer Beimischungen auf allgemein slawischer Grundlage erklären. So zeigt sich schon frühe ein charakteristischer Gegensatz zwischen den nordöstlichen und südwestlichen russischen Slawen.

Beiläufig sei hier bemerkt, daß, wenn auch nicht auf ganze Bevölkerungsmassen, aber doch auf die höheren Schichten der russischen Nation, die Einwanderung der Ausländer stets von hervorragend entmischendem Einfluß war und keineswegs unterschätzt zu werden verdient. Nach der thatsächlichen oder sagenhaften Ankunft der normännischen Waräger folgte mit dem Christentum der Einzug eines zahlreichen griechischen Klerus. Dann kam die Herrschaft der asiatischen Eindringlinge, der Tataren. Nach Abwerfung des mongolischen Joches spielten Emigranten aus Griechenland wieder eine bedeutsame Rolle in Moskau. Zar Boris Godunów, selbst von tatarischer Abkunft, zog viele Ausländer in das Reich. Das Haus Románow führt seinen Stammbaum auf einen preußischen Fürsten zurück, der im Anfange des XIII. Jahrhunderts nach Russland übergesiedelt war. Unter dem Zaren Alexéi Michaílowitsch gab es in Moskau schon ganze aus Ausländern gebildete Regimenter. Der Handel war im XVI. und XVII. Jahrhundert hauptsächlich in den Händen deutscher, holländischer und englischer Kaufleute: Artilleristen, Ingenieure, Architekten, Bergleute, Ärzte, Apotheker und Handwerker waren größtenteils Ausländer. Ein ansehnlicher Teil der russischen Bojarenfamilien stammt — trotz ihrer russisch klingenden Namen — von Ausländern ab und die Einwanderung dieser Magnaten erfolgte nicht selten mit einer aus tausenden bestehenden Gefolgsmannschaft gleicher Nationalität. In den mittleren Gouvernements des östlichen Russland ist die Mehrzahl des örtlichen Adels aus getauften tatarischen Mursen und mordwinischen „Panki" hervorgegangen. Den meisten wurde — wie später auch im Kaukasus — bei der Taufe der Fürstentitel beigelegt, daher so viele russische Fürstenfamilien ohne jede historische Basis, ohne jedes staatliche Verdienst ihrer Vorfahren.

Um nur einige der bekannteren russischen Adelsfamilien von ausländischer Abstammung anzuführen, so sind von deutscher Herkunft: die Tolstói, Lewschin (Löwenstein), Kosodáwlew (Koß von Dahlen), Jáchontow, Lewaschéw (von Dohlen), Mjátlew,

Buturlín, Mússin-Púschkin, Kutúsow, Orlów (Leo), Wassiltschikow; von altpreußischer: die Scheremétjew, Ssaltyków, Morósow; von litauischer: die Golowín, Lichatschéw, Golízyn; von dänischer: die Nagoi, von französischer: die Grjásnow; von englischer: die Bestúshew und Chomutów (Hamilton); von schwedischer: die Ssuwórow, Chruléw, Nowossílzew; von italienischer: die Pánin; von ungarischer: die Blúdow; von tatarischer: die Urússow, Apráxin, Jermólow (Arsslan-Jermol), Dáschkow, Uwárow, Schirínski, Bíbikow, Mordwínow, Karamsín (Kara Mursa).

Nur ein bedeutender Name von jüdischer Abstammung tritt uns in der russischen Geschichte entgegen: Schafírow (Schapíra), Vicekanzler unter Peter dem Großen; der zu gleicher Zeit genannte russische Diplomat Wesselówski war ebenfalls jüdischer Abkunft.

Unter den bedeutenden Männern Russlands in neuerer Zeit war nur ein einziger, der sein Geschlecht von Rjúrik ableiten konnte, — Fürst Gortschaków.

Wenn ich im Folgenden die Völker, welche das europäische Russland bewohnen, nach ihren verwandtschaftlichen Beziehungen Revue passieren lasse, so will ich keineswegs überall die strikte Richtigkeit der ethnographischen Gruppierung vertreten, auch sind dabei mancherlei kleine Stämme und Stämmchen übergangen, welche bei ihrer geringen Kopfzahl und ihres sporadischen Vorkommens wegen von untergeordneter Bedeutung sind.

Das europäische Russland wird vorwiegend von zwei Hauptvölkerstämmen bewohnt, vom indogermanischen und mongolischen. Ein dritter, der semitische, tritt gegen die beiden genannten weit zurück.

I. Völker indogermanischen Stammes.

Unter diesen steht als wichtigste und zahlreichste im Vordergrunde

A. Die slawische Gruppe, welche von Russen und Polen

nebst einer geringen Zahl von Bulgaren, Serben und Tschechen gebildet wird und 4/5 der Gesamtbevölkerung Russlands ausmacht. Selbstverständlich fallen hier die Russen vor allem ins Gewicht, sie machen in 34 Gouvernements mehr als drei Viertel der Bevölkerung aus, in 6 mehr als die Hälfte, in dreien mehr als das Viertel und nur in 6 bleiben sie unter dieser Zahl.

1. Die russische Bevölkerung, welche sich auf etwa 52 Millionen beziffert, zerfällt in drei Hauptfamilien: die Grossrussen, Kleinrussen und Weißrussen. Die letzteren, an Zahl ungefähr 3 1/2 Millionen, bewohnen die Gouvernements Mohiléw, Minsk, Witebsk, Gródno, Teile der Gouvernements Wilna, Kówno, Wolynien, Podolien, Tschernigow, Smolensk, Orél und in geringer Anzahl die Gouvernements Cherson und Pénsa. Die Kleinrussen, etwa 14 Millionen, sind in den Gouvernements Poltáwa, Chárkow, Tschernígow, Kijew, Wolynien, Podolien, Jekaterinosslaw und Taurien seßhaft, finden sich auch in hervorragender Zahl in den Gouvernements Wórónesh, Orél, Kursk, Mohiléw, Bessarabien und im Lande der donischen Kosaken, minder zahlreich in den Gouvernements Ssamára und Ssarátow. Der Rest obiger 52 Millionen kommt demnach auf die Grossrussen, welche vorzugsweise das mittlere Russland bevölkern, aber auch in allen übrigen Gegenden des Reiches angetroffen werden.

a. Die Grossrussen. Sie sind im allgemeinen ein kräftiger und wolgebauter Menschenschlag. Unter den Bauern findet man wahrhaft edel geformte Köpfe und junge Mädchen und Frauen von entzückender Schönheit. Ihr Körperbau ist meist etwas gedrungen, der Hals nicht lang, der Nacken stark, die Schultern breit, die Beine verhältnismäßig kurz, doch finden sich unter ihnen auch recht schlanke Individuen. Der Grossrusse hält sich gerade, hat natürliche Anmut und Leichtigkeit der Bewegungen, einen festen und raschen Gang — aber das beweglichste und schnellste Glied seines Körpers ist die Zunge. Er

redet mit jedem Vornehmen, auch mit seinem Herrscher ohne Verlegenheit und klettert über Abgründe ohne Schwindel.

Die Physiognomie des Großrussen ist etwas grob geschnitzt, aber offen, die Nase dick, der Bart lockig, das Auge heiter. Seine Gesichtsfarbe ist ein gleichmäßig über das ganze Antlitz verbreitetes helles Rot, nicht wie bei den germanischen Stämmen, wo ein kräftigeres Rosenrot nur in den Wangen blüht. Die Haare sind meist hell gefärbt: lichtbraun, goldig rot, blond — dunkelhaarige Großrussen sind selten. Es wird behauptet, der reinere Slawentypus sei brünett und der Großrusse habe das helle Haupt- und Barthaar, wie die häufig vorkommenden blauen Augen, der Vermischung mit finischen Nachbarn und eingewanderten Normannen zu danken.

Wenn der Großrusse wolhabend wird und gut lebt, erlangt er häufig eine bedeutende Körperfülle. So findet man unter höheren Officieren, Gutsbesitzern, Kaufleuten und den Frauen der Gutsituierten nicht selten Exemplare von ansehnlicher Wolbeleibtheit.

Wird von den Temperamenten dem Niederländer das phlegmatische, dem Engländer und Deutschen das cholerische, dem Spanier das melancholische zugeschrieben, so hat der Großrusse unbedingt mit dem Franzosen das sanguinische gemein. Nicht mit Unrecht nennt man ihn den Franzosen des Nordens. Dem glücklichsten der Temperamente verdankt der Großrusse seine unzerstörbare Fröhlichkeit, seine Gewandtheit, seine Geselligkeit und Gesprächigkeit, seinen Geschmack an leichter Unterhaltung und unschuldigen Spielen, seine Furchtlosigkeit oder vielmehr seinen leichten Sinn. Trotz seines melancholischen Volksgesanges besitzt er einen unbesiegbaren Hang zur Heiterkeit und eine ans Unglaubliche grenzende Sorglosigkeit um die Zukunft. Lustig leben, singen, jubilieren erscheint ihm als die Hauptaufgabe des Lebens; viel arbeiten ist nicht nach seinem Geschmack, und wenn er arbeitet, scheut er jede größere Anstrengung.

Mit beispielloser Gemütsruhe läßt der Großrusse Glück

und Unglück über sich ergehen, wie es der Himmel ihm bestimmt hat. Er lebt nur im Augenblick und für den Augenblick. Seine Gleichgültigkeit gegen alles, was da kommen mag, wird zur sträflichen Indolenz in allem, was eine Sorge für die Zukunft in sich schließt. Für bevorstehende schlechtere Zeiten arbeiten und sparen, Vorräte sammeln für die mageren Tage des Jahres oder des Lebens, alles das liegt nicht im Charakter, im Temperament des Großrussen. Zwei Lieblingswörter, die er jeden Augenblick gebraucht, illustrieren diese Seite seines Wesens auf das prägnanteste. Das eine heißt: „Awóss"; beinahe unübersetzbar, bedeutet es: „Was kümmert mich die Zukunft, laß' kommen, was da kommen mag." Das andere „Nitschewó" gebraucht er bei allem, was nicht so ist, wie es sein könnte oder müßte, wir würden statt seiner sagen: „Das schadet nichts, das thut nichts, laßt's gehen!" Das fröhliche Blut, welches durch seine Adern rollt, das Gefühl seiner Kraft und das Bewußtsein, mit welcher Leichtigkeit und Gewandtheit er im Stande ist, sich aus kritischen Lagen zu befreien, bewirken, daß der Großrusse nirgends Gefahr sieht und selten an das Kommende denkt. Seine Sorglosigkeit zeigt sich in den kleinsten Dingen wie in den wichtigsten Angelegenheiten und bringt ihn oft in unnöthige Gefahren, aus denen ihn freilich meistenteils seine Gegenwart des Geistes rettet. Sicherheitsmaßregeln beunruhigen ihn nie. Um einige Schritte zu ersparen, geht er über ein morsches Brett oder brüchiges Eis. Im Wagengedränge sieht er nach allen Seiten, nur nicht auf seinen Weg.

Seinem Hange zur Heiterkeit entspricht die Neigung des Großrussen zu Witz und Scherz in der Unterhaltung, und dieser Neigung kommt seine seltene Begabung für die Sprache, seine staunenswerte Macht über das Wort, seine angeborene Beredsamkeit entgegen. Jedes frohe Gelage wird durch Gesang, Dichtung, gewandte und witzige Erzählung geschmückt. Dabei gebraucht der gemeine Mann gern Fremdwörter, ohne jemals den Sinn derselben zu verfehlen. Ich hörte einst auf der Straße

in St. Petersburg ein paar einfache Markthelfer miteinander reden. Der eine erzählte dem andern von einem frohen Abend, den er verbracht. „Da waren auch ein paar Mamsells — sagte er (das Wort hatte bei ihm einen gewissen Beigeschmack) — kurz, wir bildeten ein vollständiges Comité.“

Der Großrusse hat vorzügliche Charaktereigenschaften, auf welche ich an anderem Orte eingehender zurückkomme. Er ist aus tiefstem Herzensgrunde religiös, womit selbstverständlich eine beträchtliche Quantität Aberglauben zusammenhängt. Aber mit seiner angeborenen Frömmigkeit vereinigt er die liebenswürdigste Toleranz in Glaubenssachen. Nie fragt er einen Fremden nach seiner Religion, nirgends sind — trotz der Starrheit der orthodoxen Kirche — Andersgläubige in der öffentlichen Übung ihres Kultus weniger behindert, nirgends in der Welt dürfen sie sich so frei und zwanglos bewegen, nirgends wird bei dem Manne und seinen Leistungen so wenig nach seinem Glauben gefragt, als in Russland. Deshalb würde man auch arg fehlgreifen, wenn man den traurigen Judenhetzen der letzten Zeit einen religiösen Charakter unterlegen wollte — ihre Entstehung wurzelt lediglich in sozialen Verhältnissen.

Der Großrusse ist menschenfreundlich, gefällig, zuvorkommend, in hohem Grade gutmüthig und mildthätig. Mit dem Bedürftigen und namentlich mit Gefangenen, die er niemals Verbrecher oder Übelthäter, sondern „Unglückliche“ nennt, teilt er seine letzte Kopeke, sein letztes Stück Brot. Seine Liebe zu Kindern ist sprüchwörtlich geworden und war auch in Deutschland nach den Befreiungskriegen bekannt genug. Der an sich komische Anblick einer männlichen Kinderwärterin ist in Russland nichts seltenes. Mit den genannten trefflichen Eigenschaften steht die weltberühmte Gastfreiheit des Großrussen in innigstem Zusammenhange, die auch auf die andern das Reich bewohnenden Stämme übergegangen ist und das Leben in Russland so anziehend gestaltet. Ich schließe die Reihe der angestammten russischen Nationaltugenden mit keiner der geringsten — mit der Tapferkeit. Sie

steht mit dem Frohsinn, der Sorglosigkeit, der Leichtlebigkeit des Großrussen in innigstem Zusammenhange. Er achtet — nein er kennt keine Gefahr, er steht im Kampfe wie ein Fels, er stürmt den Wall wie ein Dampfroß, er folgt seinem Vorgesetzten in die Hölle und erträgt Mühsal und Strapazen wie vielleicht kein Volksstamm in der weiten Welt.

Neben diesen glänzenden Lichtseiten des großrussischen Charakters liegen tiefe Schatten. Der Hang zur Heiterkeit, zum lustigen Leben führt zur Genußsucht, die um jeden Preis befriedigt sein will, die Genußsucht zur Habsucht, zur Misachtung fremden Eigentums. So ist der Großrusse in hohem Grade geldgierig und der Diebstahl ein Nationallaster, wiewol dasselbe mit fortschreitender Kultur beträchtlich abgenommen hat. Aber wie Habgier und Diebstahl bei ihm nur Kinder der Genußsucht sind, so paart sich mit ihnen die Verschwendung. Sehr treffend sagte einst ein geistreicher gebildeter Russe: „Wenn der Deutsche stiehlt, so thut er es, um Weib und Kind auf ferne Zeiten zu versorgen, der Russe stiehlt nur, um ein Gelüste des Augenblicks zu befriedigen." Aus der Genußsucht ohne Maß und Ziel entspringt die Völlerei, das Laster der Trunksucht. Dasselbe ist übrigens durchaus nicht so eingewurzelt und so allumfassend, wie parteiische Berichterstatter erzählen. Es hing in vergangener Zeit mit dem Umstande zusammen, daß dem gemeinen Mann kein anderes spirituöses Getränk zu Gebote stand, als der Branntwein (wódka, Wässerchen) und daß die Regierung einen großen Teil ihrer Revenüen aus der Besteuerung desselben bezog. So wurde denn das Volk von den sogenannten Branntweinspächtern auf jede denkbare Art zum Trunk, zum übermäßigen und unmäßigen Trunk, verleitet, damit jene sich bereichern konnten. Auch kann der Russe nicht allzuviel an geistigen Getränken vertragen, und hat er erst über den Durst getrunken, wird ihm von den betrügerischen Schenkwirten das erbärmlichste, miserabelste Fuselgemisch untergeschoben. Seit man in allen größeren Städten des Reichs ein gutes, gesundes

Bier braut und eine vernünftige Regierung selbst darauf bedacht ist, die Zahl der Branntweinschenken zu vermindern, hat die Trunksucht in Russland beträchtlich abgenommen.

Aber auch in der Betrunkenheit offenbart sich der gutmütige, freundliche Charakter des Großrussen. Es kommt wol vor, daß ein paar Betrunkene zornig werden, schimpfen und fluchen, auch sich einander beim Kragen nehmen und mit den Fäusten tüchtig darauf losschlagen, dann verlieren sie aber in der Regel bald das Gleichgewicht, rollen in die nächste Pfütze, richten sich sorgsam, einer den andern unterstützend, auf und trollen Arm in Arm, singend und jubelnd von dannen. Mit Recht oder Unrecht wird behauptet, der Charakter offenbare sich im Rausch. Jedenfalls ist der Großrusse in der Betrunkenheit stets zärtlich und liebebedürftig. Auf seinem süßlich und schelmisch lächelnden Gesicht stralt die Freude, wie Butter, welche in der Sonne zergeht. Sein Verlangen nach Kuß und Umarmung wird dann so lebhaft, daß es unbedingt Befriedigung fordert, und da muß denn der Schenkwirt herhalten und alle seine betrunkenen Gäste der Reihe nach abküssen und umarmen. Daher leitet die Volksetymologie seine Bezeichnung im Russischen: Zelowálnik, d. h. der Küsser, von dem Umarmen der Gäste her, obwol sie in der That vom Küssen des Evangeliums beim Leisten des Eides abstammt.

Die sprüchwörtlich gewordene Unreinlichkeit des Großrussen ist lange nicht so arg, als sie der Mythus schildert. Er hat keine Neigung, keine Ausdauer zu regelmäßiger Arbeit, deshalb ist ihm auch die alle Tage wiederkehrende Sorge für die Reinlichkeit des Körpers und des Hauses zu beschwerlich. Aber das Reinlichkeitsbedürfnis ist bei ihm in sehr hohem Grade vorhanden, nur macht er das an einem Tage der Woche gründlich ab, was andere emsigere Völker sparsamer auf sieben Tage verteilen. So wenig der Großrusse Kamm, Seife und Wasser im Verlauf der Woche für seinen Körper in Bewegung setzt, um so fleißiger und verschwenderischer geht er am Sonnabend Abend damit um, wenn er sein Dampfbad aufsucht, das den Schmutz

sämtlicher Arbeitstage für den Sonntag hinwegspült und ihm Frische, Gelenkigkeit, Wolbehagen, Gesundheit für die ganze Woche, für das ganze Jahr verleiht. Davon später mehr.

Der Großrusse ist geistig außerordentlich begabt, alles erfaßt er ohne viel Mühe, und bewältigt, wenn er sich der Wissenschaft widmet, die schwierigsten Probleme mit Leichtigkeit. Sein Sprachtalent, wie das aller slawischen Völker, ist enorm. Ich habe unsere für den Ausländer sicher nicht leichte deutsche Sprache von keinem Angehörigen einer anderen Nationalität so vortrefflich, so gewandt, so ohne jede Spur eines fremden Accents sprechen hören, als von Russen. Die kleinen Kaufleute auf dem Markte von Wassili-Ostrow, jenes Stadtteils von St. Petersburg, in welchem vornehmlich die Matrosen fremder Schiffe verkehren, sprechen alle Sprachen der Welt, ohne jemals in irgend einer unterrichtet zu sein. Wenn sie den vorübergehenden Schiffer auffordern, bei ihnen einzutreten und zu kaufen, versuchen sie's zuerst mit dem Deutschen. Antwortet er nicht, wiederholen sie ihre Einladung französisch, dann englisch, italienisch und wandern so durch alle bekannten Idiome, bis sie das richtige getroffen haben und der Fremdling erwidert. Dann ist er aber auch in der Regel dem kaufmännischen Überredungstalent des geschäftigen Russen verfallen. Es hat allerdings seinen guten Grund, wenn behauptet wird, die große Schwierigkeit der eigenen Sprache wirke so außerordentlich bildend und verfeinernd auf Ohr und Zunge des Russen, daß die Erlernung jeder fremden für ihn zum Kinderspiel werde. Freilich ist der Reichtum an Lauten, Formen und Biegungen in der russischen Sprache ein ganz eminenter und macht den Nichtrussen beim Studium derselben unsagbare Mühe. Aber trotz ihres Überflusses an einfachen und zusammengesetzten konsonantischen Lauten, ist sie in hohem Grade wollklingend und melodisch und eignet sich trefflich zum Gesange. Auch in der Sprache offenbart sich das gutmütige, liebenswürdige Wesen des Russen, namentlich in seiner Vorliebe für Diminutiva und Liebkosungs-

wörter. Väterchen, Mütterchen, Täubchen, Seelchen sind gewöhnliche Anreden in der Konversation und zwar bei Personen· die sonst in keinerlei näherem Verhältnis zu einander stehen Auch das häßlichste Mädchen wird der Russe stets „Krassáwiza" (Schöne) nennen. Welchen angenehmen Eindruck macht es, wenn der Fuhrmann, der seine Pferde antreibt, statt der abscheulichen Flüche, die wir in Deutschland so häufig vernehmen müssen, in den zärtlichsten Ausdrücken mit seinen Tieren redet: „Warte, mein Schwälbchen", ruft solch' ein Pferdelenker, „du sollst bald ausruhen und blanken Hafer und grünen Klee fressen, so viel du willst." Haben diese freundlichen Zusagen keinen Einfluß auf die Gangart des kleinen Pferdes, dann heißt es wol: „Pfui, Braunchen, schämst du dich nicht? Siehe, dort Grigóri's Schimmelchen, er ist kleiner als du und läuft doch schneller. Du wirst mich noch erzürnen und dann werde ich dich schlagen. Schläge thun wehe, höre nur!" Und dann schlägt er mit der Peitsche an die Schlittenwand, daß es klatscht. Läßt sich das Rößlein durch diese Drohung zur Eile bewegen, so wird es in den zärtlichsten Ausdrücken überschwenglich gelobt. Die linguistische Begabung des Russen beschränkt sich übrigens hauptsächlich auf das gewandte Sprechen fremder Dialekte, in deren Geist er einzudringen, deren Laute und Konstruktionen er sich in vollendeter Weise anzueignen vermag. Philologische Untersuchungen liegen eben so wenig in seinem Geschmack, als in seiner Begabung, und die Namen russischer Sprachforscher sind bisher nicht über die Grenzen ihrer Heimat gedrungen.

Eine große Neigung hat der gebildete Russe für die philosophische Weltbetrachtung, ohne jedoch in den Disziplinen dieser Wissenschaft produktiv zu werden. Die philosophischen Vorlesungen an den deutschen Universitäten bilden in der Regel den Sammelplatz der zahlreichen an denselben studierenden jungen Russen. Wie ein Freund des verstorbenen Generals Skóbelew berichtet, sah man gewöhnlich auf seinem Tische Kuno Fischers Geschichte der Philosophie. Ihre Vorliebe für die Dialektik läßt

aus den Russen vorzügliche Juristen hervorgehen, welche, unterstützt durch die angeborene Gabe der Beredsamkeit, beim öffentlichen Gerichtsverfahren durch ihren Scharfsinn, ihre Gewandtheit und den Schwung der Rede in Erstaunen setzen.

Offenbar aber umschreiben die Naturwissenschaften das geistige Gebiet, für welches der Russe den stärksten Trieb und die höchste Begabung zeigt. Chemie, Physik, Botanik, Mineralogie haben russische Forscher aufzuweisen, die von der westeuropäischen wissenschaftlichen Welt mit Hochachtung genannt werden. Vor allem aber zieht sie eine hervorragende Begabung zu den mathematischen Disziplinen, in denen sie so Treffliches geleistet haben, daß die Werke von Osstrográdski, Bunjakówski, Ssáwitsch u. a. ins Deutsche oder Französische übersetzt, eine europäische Verbreitung erlangt haben.

Früher hatte man ein, vielleicht gerechtfertigtes, Mistrauen gegen studierte Russen solcher Fächer, welche unmittelbar in das Leben eingreifend, eine gewisse persönliche Zuverlässigkeit und strenge Gewissenhaftigkeit voraussetzen. So soll Peter der Große seinen Landeskindern die Leitung von Apotheken untersagt haben, die sich noch heute größtenteils in den Händen von Deutschen befinden. Auch nahm man in vergangenen Zeiten seine Zuflucht lieber zu deutschen, als zu russischen Ärzten. Heute ist das anders geworden. Das Reich zählt eine enorme Schar aus dem großrussischen Volksstamme hervorgegangener trefflicher Ärzte, denen die russische Gesellschaft bis in ihre obersten Schichten mit dem unbedingtesten Vertrauen entgegenkommt und Namen wie Pirogów werden in der ganzen gebildeten Welt mit Ehrfurcht genannt.

Leider fehlt dem Großrussen, wenn auch nicht das Geschick, aber Lust und Neigung gerade zu dem Beruf, der ihm selbst der nützlichste, dem Landeswolstande der förderlichste sein würde — zum Ackerbau. Ihm mangelt zur Landwirtschaft die erforderliche Solidität der ganzen Lebensrichtung, das Interesse am eignen Heim, am eignen Grund und Boden. Er hat zu viel

Nomadenblut in den Adern, zuviel Lebhaftigkeit des Temperaments, zu wenig Ausdauer für die schwere und einförmige Arbeit. Dagegen ist er ein geborener Kaufmann, in wenigen Fällen der Handelsherr in großem Sinne, meist nur der Krämer, der im Kleinen operiert und kleine Vorteile im Auge hat. Aber diese Kleinkrämer bringen es nicht selten zu vielen Millionen und besitzen weite Strecken schönen Landes mit reichen Schlössern und Paläste in der Residenz. Und das sind nicht etwa Errungenschaften einer gewissen Solidität, sondern der Ertrag verschmitzter Spekulation, nicht selten offenbaren Betrugs. Das Markten und Schachern ist geradezu eine Leidenschaft des Großrussen. Den doppelten, dreifachen Preis einer Waare von Kunden zu fordern ist Regel; natürlich zahlt der Verständige schließlich doch nicht mehr, als die Sache wert ist. Der Fleischer, der Gemüsehändler, der Verkäufer von Wildbret, Kolonialwaren und dergl. auf dem St. Petersburger Markt bedient zuweilen ein angesehenes Haus in seiner Nachbarschaft zwanzig Jahre hindurch auf das beste und solideste, und im einundzwanzigsten betrügt er unverfroren seine treue, reiche gute Kundschaft, wenn sich gerade eine günstige Gelegenheit darbietet. Bei Peter dem Großen sollen die holländischen Juden einst darum nachgesucht haben, in Russland als Handeltreibende zugelassen zu werden. Der kluge Zar, der sein Volk gründlich kannte, antwortete — wie man erzählt — den Bittstellern: „Um eurer selbst willen kann ich das Gesuch nicht gewähren. Ihr würdet von meinen Russen so arg betrogen werden, daß ihr bald als Bettler das Land verlassen müßtet.“

Mit Begierde ergreift der Großrusse jede Gelegenheit, um dem Ackerbau, der ihm zu langweilig, zu einförmig und anstrengend ist, den Rücken zu kehren und irgend ein Gewerbe zu ergreifen, bei dem es lustiger zugeht, bei dem er mehr Abwechselung und weniger Arbeit findet, wenn auch Schmalhans Küchenmeister ist. Leicht erträgt er die größten Entbehrungen, wenn er nur schwerer Arbeit entgehen kann. Da sieht man zu-

weilen in den Straßen der Residenzen wahre Hünengestalten in den besten Jünglingsjahren, die im Felde für vier zu arbeiten vermöchten, mit einem Körbchen, in dem sich etwas Band, leinene Knöpfe, Haken und Ösen befinden, auf dem Trottoir den Vorübergehenden ihre ärmliche Waare anpreisen und sich mit den wenigen Kopeken begnügen, die dieser Miniaturhandel am Tage abwirft. Geschickt und anstellig wie er ist, ergreift der Großrusse mancherlei Gewerbe, nur müssen sie seine physischen Kräfte nicht allzusehr und allzulange in Beschlag nehmen, auch keine Ansprüche auf große Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit machen. Am Eismeer, am Schwarzen Meer oder an den großen Flüssen wird er ein trefflicher Fischer, in der Waldregion des Nordens ein geschickter Holzfäller, Teerbrenner, Bastmattenflechter, in den Urwäldern Sibiriens ein ausgezeichneter Jäger, in den Fabriken ein brauchbarer Arbeiter, in den großen Städten ein guter Handlanger, Diener, Kellner. Auch Handwerke aller Art erlernt er bei seiner vorzüglichen Begabung mit Leichtigkeit. Freilich sind die Erwerbszweige, bei denen besonderer Fleiß, Ausdauer und Zuverlässigkeit gefordert wird, in den Residenzen noch heute fast ausschließlich in den Händen der Deutschen.

Zu allem, was ihm einigen Gewinn zu versprechen scheint, zeigt sich der Großrusse willig und unternehmungslustig, nur darf es dabei an Ruhepausen und heiteren Unterbrechungen nicht fehlen. Seine Arbeit erleichtert er stets durch frohen Gesang, sein Mal würzt er mit lustigen Scherzen und Erzählungen. Ganz besonders in die Augen fallend bei dem Großrussen ist seine Geschicklichkeit und Anstelligkeit, seine Befähigung, mit den schlechtesten und geringfügigsten Werkzeugen Unglaubliches herzustellen. Der Ausländer staunt über die einfachen Mittel, mit denen ein gebrochenes Rad repariert und ohne künstliche Maschinen die größte Last gehoben wird. Mit dem gewöhnlichen Handbeil macht er in kürzester Frist die kompliziertesten und feinsten Zimmer-, Wagner- und Schreinerarbeiten, und im buchstäblichsten Sinne wahr ist das Sprüchwort, welches sagt: Der Russe reitet mit dem

Beil in den Wald und fährt aus demselben zurück (d. h. auf einem in dem Walde angefertigten Wagen). Es ist bewunderungswürdig, zuweilen haarsträubend, mit welchen einfachen Geräten und Vorrichtungen sich der russische Zimmermann, Maurer, Tüncher bei der Arbeit begnügt. Ein einziger langer Balken, der mit Querhölzern als Sprossen versehen ist, reicht aus, um das höchste Gebäude anzustreichen. Zuweilen sitzt der Künstler auch auf einem Brett, das an schwankendem Tau befestigt über eine Rolle unter dem Dache gezogen ist und auf der Straße von einem einzigen Gehilfen gehalten und dirigiert wird. Daß er dabei in beständiger, drohender Lebensgefahr schwebt, kommt dem Arbeiter nicht in den Sinn. In wenigen Wochen nach seiner Einstellung im Regiment wird der rohe Rekrut, wie es gerade dem Kommandeur gefällt, Soldat, Schuster, Schneider oder Musikant. Die hervorragende Geschicklichkeit des Großrussen zeigt sich namentlich in gewissen Hausindustriezweigen, in denen derselbe ganz Vorzügliches leistet. So werden im Gouvernement Archängel an der Meeresküste aus Walroßknochen Schnitzereien angefertigt, die sich den berühmten Geißlinger Arbeiten an die Seite stellen können. Im Spitzenklöppeln wird in verschiedenen Gegenden ausgezeichnetes geleistet, die Leinwand des Gouvernements Jarosslaw ist ebenso berühmt wie die wollenen Tücher aus Orenburg, ein so feines Gewebe, daß man einen Shawl, in welchen sich eine Dame vollständig einhüllen kann, durch einen Fingerring zu ziehen vermag. Das vorzügliche russische Juchtenleder ist in der ganzen Welt bekannt und wird vielfach nachgeahmt, aber nicht erreicht. Die prächtigen Lederstickereien aus Torshok sind in ganz Westeuropa beliebt und die russische Schuhmacherarbeit hat den wolverdientesten Ruf.

Nicht selten steift der Großrusse sich darauf, mit seiner eminenten Geschicklichkeit etwas zu erreichen, was nach hergebrachten Begriffen unmöglich erscheint, wenn es auch noch so wenig reellen Nutzen gewährt. Und in solchen Fällen fehlt es ihm nicht an Fleiß und Ausdauer. So sah ich auf russischen

Ausstellungen eine Uhr, die vortrefflich ging und deren Werk von einem einfachen Bauer aus Holz geschnitzt war, so daß dieselbe nicht den kleinsten Stift aus anderem Material aufzuweisen hatte. Eine zweite Uhr war von dem gewöhnlichen Arbeiter

Fig. 39.



Großrussin aus dem Gouvernement Nishni-Nowgorod.

einer Glashütte mit Ausschluß jedes anderen Stoffes nur aus Glas hergestellt.

So sind geistige und körperliche Begabung des Großrussen eminent. Wird er dereinst die Kulturstufe erreichen, wo er In-

Fig. 40.



Großrussen aus dem Gouvernement Nishni-Nowgorod.

Fig. 41.



Großrussinnen aus dem Gouvernement Túla.

teresse gewinnt für Erwerb und Besitz eines soliden Eigentums, wo ihm die moralische Kraft nicht fehlt, ehrlich, mäßig, fleißig und beharrlich zu sein und zu bleiben — so steht ihm eine große Zukunft bevor.

Unsere Leser erhalten in den Bildern 39 bis 43 großrussische Typen aus verschiedenen Gegenden. Die Kleidung, besonders der Frauen, weicht in wesentlichen Stücken von einander ab, ich werde dieselbe später eingehend zu betrachten haben. Die junge Großrussin aus dem Gouvernement Níshni-Nówgorod (Fig. 39) repräsentiert den Stammescharakter in vollendeter Weise. Das schöne Oval des Gesichts, das fleischige Kinn, die dunkeln feurigen Augen, aus denen Lust und Mutwille hervorblitzen, der etwas starke sinnliche Mund, die aufgeworfenen Lippen — jeder Zug atmet heitere Sorglosigkeit und fröhlichen Lebensgenuß. Auf Fig. 40 haben wir eine ganze Familie derselben Gegend vor dem etwas ursprünglichen Gartenzaun beim einfachen Male versammelt. Haltung und Arrangement, die etwas steif ausgefallen sind, lassen sofort erkennen, daß die Zeichnung nach einer Originalphotographie hergestellt wurde, zu welcher die Landleute in ungewohnter Weise posieren mußten. In Fig. 41 sind ältere Frauen aus der Gegend von Túla dargestellt in ihrer originellen, charakteristischen Kopfbedeckung. Mit ihnen kontrastieren erheblich die Bauern aus dem Gouvernement Orél (Fig. 42). Die beiden Alten in dunklen Kaftans sitzen auf ihrem einfachen Lastschlitten, umgeben von dem üblichen Pferdegeschirr dem Krummholz, auf welches die Frau sich stützt, dem Kummet links und dem übrigen Zubehör. Die Frauen aus Archángelsk (Fig. 43) sind würdige Vertreterinnen dieses überaus starken und schönen Menschenschlags, bei dem, während die Männer Wochen, Monate hindurch auf Fischfang oder Holzarbeit abwesend sind, sämtliche Haus-, Stall- und Feldarbeit von den Frauen verrichtet wird, deren Wohnungen sich durch Reinlichkeit und schmuckes Äußere ganz besonders auszeichnen.

b. Die Kleinrussen. Sie sind der Mehrzahl nach hoch

Fig. 42.



Großrussen aus dem Gouvernement Orël.

gewachsen und schlank, ihre Körperbildung fein und zierlich; dickleibige Individuen gehören zu den Seltenheiten. Die Physiognomieen sind ausdrucksvoll und ansprechend, die bräunliche Gesichtsfarbe erinnert an den teint basané der Orientalen. Ihr Haar

Fig. 43.



Großrussische Frauen aus Archangelsk.

ist gewöhnlich dunkelblond, häufig schwarz, selten hell gefärbt. Die Majorität hat graue, meist dunkelgraue Augen, braune und schwarze Augen sind häufig, blaue kommen nur in geringer Anzahl vor. Die Kleinrussen sind ihrer äußeren Erscheinung nach

hübsche Leute; das starke Geschlecht hat vorwiegend feste ernste Züge; die Männer erscheinen älter als ihre Jahre, ihr Gesichtsausdruck ist fast rauh zu nennen. Die Frauen sind in der Regel bedeutend kleiner von Wuchs, als das starke Geschlecht und neigen mehr zur Fülle. Im ganzen sind sie wolgestaltet und graziös, das Ebenmaß, die Schmiegsamkeit der Gestalt ist nach landesüblichen Begriffen Grundbedingung weiblicher Schönheit; braune Augen und schwarze Augenbrauen dürfen dabei nicht fehlen. Der Gesichtsausdruck der Frauen ist meist weich und freundlich mit einem melancholischen Anfluge. In Fig. 44 und 45 sind zwei Charakterbilder dieses anmutigen Geschlechts aus verschiedenen Gegenden Kleinrusslands dargestellt; die erstere umgeben von Skizzen der Feld- und Hausarbeit. Der kleinrussische Typus ist nicht ohne asiatische Beimischung. Es ist das eine Folge der Kreuzung mit orientalischen Elementen, ähnlich wie im Großrussen sich die Vermischung mit finischen und germanischen darstellt, und so der scharfe Unterschied zwischen beiden seine Erklärung findet.

Was die Körperpflege betrifft, so giebt es zwar in Kleinrussland keine Badstuben, und nur die Jugend badet in den Flüssen, dennoch ist der Sinn für Reinlichkeit und ein gewisses ästhetisches Behagen bei den Kleinrussen stärker ausgebildet, als bei ihren nördlichen Stammesgenossen. Die Wäsche wird wöchentlich gewechselt und überall zeigt sich das Bestreben, die Wohnung sauber und nett zu halten.

Der Kleinrusse spricht gewöhnlich langsam und macht nicht viel Worte. Die Frauen teilen diese Eigenschaft nicht, sie sind gesprächig und reden schnell, und doch durchklingt ihre Rede häufig ein melancholischer Ton, wie überhaupt eine gewisse Schwermut über dem ganzen Volksstamme lagert.

In seinen Bewegungen ist der Kleinrusse langsam und ziemlich apathisch; auch er arbeitet nicht gern, aber er teilt mit dem Großrussen nicht dessen Lebensfreudigkeit und Unternehmungs-

Fig. 44.



Kleinrussin.

lust. Die Frauen dagegen sind rege, emsig und an Arbeit gewöhnt.

Fig. 45.



Kleinrussin.

Der Verstand des Kleinrussen faßt langsam, eignet sich aber das einmal Aufgenommene auf die Dauer an. Er besitzt einen hellen Verstand und die Fähigkeit zu spekulativem Denken; das bekunden namentlich die zahlreichen, gern gebrauchten Sprüch-

wörter. Diese Hinneigung zur Spekulation, die durch den häufigen einsamen Aufenthalt in der weiten, uferlosen Ebene genährt wird, hat auch auf die Phantasie des Kleinrussen befruchtend gewirkt und in ihm eine auffallende Vorliebe für Allegorie und Symbolik, für Bilder und Vergleiche, entwickelt, von welcher seine Lieder das lebendigste Zeugnis ablegen. Ihm erscheint die Natur geistig belebt und stellt sich dar als symbolische Verkörperung der verschiedenartigsten Erscheinungen des menschlichen Lebens. Daraus ist denn eine ganze Welt von Geistern entstanden, unter denen es höchst poetisch gedachte giebt. Eigentümlich und bemerkenswert ist die Empfindsamkeit des Kleinrussen, welche sogar zum Gegenstande des Spottes geworden. Leicht, besonders leicht bei den Frauen, fließen ihre Thränen. Eine traurige Geschichte, ein klagendes Lied weckt bei ihnen tiefe Seufzer und Zähren des Mitgefühls. Klima und Natur haben sie besonders zum Gefühlsleben disponiert, das sich in allen Lebenserscheinungen äußert; vornehmlich in der Liebe Lust und Leid, in der Anhänglichkeit der Gatten, in der Zärtlichkeit für die Kinder. Tiefes Gefühl und lebhafte Phantasie haben das weitberühmte Volkslied der Kleinrussen geschaffen, ansprechend und reizvoll durch Inhalt und Melodie.

Der Schönheitssinn der Kleinrussen umgiebt ihre Ansiedelungen mit Gärten, ihre Häuser mit Bäumen. Die Fruchtplätze sind mit Weiden umpflanzt, in den Gemüsegärten werden auch Blumen gezogen. Die Mädchen schmücken im Sommer das Haar mit Blüten; trockene, auch künstliche Blumen aus farbigem Papier zieren die Heiligenbilder.

Der Kleinrusse ist sehr gottesfürchtig, aber sein reiches Gefühlsleben macht ihn gleichgültig gegen die Spitzfindigkeiten der Dogmatik. Jeder Hader in Glaubenssachen ist ihm fremd und der Rasskól, das Schisma der Großrussen, fand bei ihm keine Stätte. Wo das Sektenwesen bei den Kleinrussen — immer nur in geringem Grade — Einlaß fand, geschah es vor-

zugsweise in einer Form, die dem protestantischen Rationalismus ähnelt.

Die Neigung zur Spekulation und Empfindsamkeit hat im Kleinrussen einen Skepticismus erzeugt, der ihn unentschlossen macht und seine Energie lähmt; sie bringt in ihm eine trübe, sentimentale Stimmung hervor, infolge deren er häufig zum Becher greift, um sein wirkliches oder eingebildetes Leid zu ertränken. Alles das zusammengenommen ergiebt eine Apathie gegenüber den Erscheinungen des Lebens, welche auch den Gebildeten unter den Bewohnern Kleinrusslands nicht fremd ist.

Fällt es dem Kleinrussen schwer, einen Entschluß zu fassen so ist er wieder nicht leicht von einem beschlossenen Vorhaben abzubringen, und das hat ihm den Ruf des Eigensinns verschafft. Nicht leicht stimmt er einer fremden Meinung bei und hält an seinem Sprüchwort fest: „Besser ein eigener Lappen, als ein fremdes Haus." Dank diesem Starrsinn hat er unter fremder Unterdrückung seine Religion, seine Nationalität, seine Sprache bewahrt. Aber diese Eigentümlichkeit erzeugt auch im öffentlichen Leben Zwiespalt, Streit, Mangel an Einheit unter größeren Gemeinschaften. Seine Prozeßsucht wird dem Kleinrussen mit Recht vorgehalten.

Den Wert der Persönlichkeit, der Individualität schätzt der Kleinrusse sehr hoch; daher seine Liebe zur Freiheit, die im Kosakentum ihren Ausdruck gefunden, daher aber auch seine Abneigung gegen die Association. Noch heute krankt die kleinrussische Intelligenz am Geist des Individualismus, am Mangel des Interesses für die Angelegenheiten des Gemeinwesens, daher stehen hier die landschaftlichen Institutionen den großrussischen nach, daher die historische Neigung der kleinrussischen Adligen zum Polonismus, dem klassischen Boden der individuellen Freiheit und Ungebundenheit.

Auch im heutigen Volksleben beherrscht die Idee der persönlichen Selbständigkeit alle Erscheinungen. Die Zerstückelung des Familiengutes, das Streben des Sohnes, nach seiner Verhei-

ratung sich vom Vater zu trennen, die Unlust zu wirtschaftlicher Association schädigen den ökonomischen Fortschritt und zersplittern die materiellen Kräfte. Daher sind die Kleinrussen ökonomisch so wenig entwickelt, so abhängig von den Juden.

Zeigen die Kleinrussen auch ein gewisses Mistrauen dem „Pan" (Herrn) gegenüber, so sind sie doch untereinander treuherzig, aufrichtig und gutmütig. Des Kleinrussen Herz hängt an der Heimat, am Geburtsort, am Dorf, wo seine Verwandten und Freunde leben, wo seine Liebste weilt. Wird er von ihm getrennt, so leidet er an Heimweh. Daher wird es ihm schwer, sich auch nur auf geringe Weite vom väterlichen Wohnsitz zu entfernen. Die heimatliche Natur bietet ihm genug, um zu Hause satt zu werden, wozu soll er in fremden Gegenden seinen Unterhalt suchen?

Der Kleinrusse ist vorzugsweise Ackerbauer und Hirt. Er hat wenig Anlage und Lust zu mechanischen Arbeiten, noch weniger aber zu Handel und Gewerbe. Der Sinn für kaufmännische Unternehmungen geht ihm ganz und gar ab. Ihm fehlen dazu die notwendigsten Eigenschaften: Raschheit, Beweglichkeit, schnelles Auffassen und Benutzen der Umstände, vor allem die Gabe der Rede. Bringt der Kleinrusse seine Erzeugnisse auf den Jahrmarkt, so ruft er die Käufer nicht an, und wird er gefragt, giebt er nur widerwillig Auskunft. Die Frauen sind darin gewandter und lebhafter. Die kleinrussischen Händlerinnen sind flink, klug, berechnend und unternehmend.

Das Haften an der Scholle und die ausschließliche Beschäftigung mit dem Ackerbau bedingen eine Einfachheit der Gewohnheiten, eine Einschränkung der Bedürfnisse und eine Genügsamkeit, wie sie in der sittlichen und ökonomischen Lebensordnung des Kleinrussen ihren vollen Ausdruck finden. Jeder Unternehmungsgeist geht ihm ab. Er führt seine Wirtschaft, wie es seine Voreltern vor Jahrhunderten gethan. Von den Gewerben beschäftigt er sich nur mit denen, welche für das bäuerliche Leben unum-

gänglich sind, und auch bei diesen sind seine Erzeugnisse ursprünglich und roh.

Die ausgebildete persönliche Unabhängigkeit des Kleinrussen erzeugt in der Familie das Streben der einzelnen Glieder nach ökonomischer Selbständigkeit, welches nach erreichter Volljährigkeit die verwandtschaftlichen Bande zu lockern pflegt. Gründet der Sohn seinen eigenen Herd, so knüpft er weit öfter ökonomische Beziehungen mit andern an, als mit seinen Verwandten. Daraus entspringt das stark entwickelte Nachbarschafts- und Freundschaftsverhältnis der Kleinrussen, welches oft stärker ist als die Bande der Blutsverwandtschaft.

Das Familienleben ist durchweg ein sittliches. Selten oder nie wird die Tochter zur Ehe mit einem ungeliebten Manne gezwungen; selten oder nie sind die Männer in der Ehe treulos oder finden sich Mädchen, die vor derselben ihre Jungfräulichkeit eingebüßt.

Der hohe Begriff vom Werte der Persönlichkeit hat der kleinrussischen Frau eine bessere, geachtetere Stellung zugewiesen, als der großrussischen. Sie ist dem Gatten gleichberechtigte Gefährtin und Freundin und schaltet im Hause nach eigenem Ermessen, während die großrussische Frau nicht viel mehr ist als die Dienerin des Mannes. Ihre Stellung legt freilich der kleinrussischen Frau eine Fülle von Mühen und Pflichten auf — sie arbeitet doppelt soviel als der Mann — aber sie klagt nicht darüber, sie ist die Herrin im Hause und erfährt von niemandem — am wenigsten von einer Schwiegermutter — Kränkungen, Tadel oder Vorwürfe.

Der Kleinrusse ist im allgemeinen stolz und egoistisch. Kränkungen erträgt er nicht leicht und ist rachsüchtig, wenn ihm eine schwere Beleidigung widerfahren. Die schwerste für ihn ist die Kränkung einer geliebten Person, vor allen seines Weibes. Diesen schönen Zug von Ritterlichkeit teilen alle.

Der Kleinrusse ist zartsinnig und verabscheut alles Cynische. Das tritt besonders in den Schmähworten hervor. Die klein-

russischen sind weit entfernt von der erschreckenden Rohheit der großrussischen. Wenn der Kleinrusse schmäht, gebraucht er weder Schimpfwörter, noch ergeht er sich, wie der Großrusse, in Obscönitäten, er wünscht nur, daß seinem Gegner oder diesem nahestehenden Personen (namentlich dem Vater) irgend ein großes Unglück widerfahre,

Im geselligen Verkehr sind die Kleinrussen äußerst höflich; das „Sie" ist bei ihnen ganz gebräuchlich. Einen verheirateten Mann nennen sie „Onkelchen", eine verheiratete Frau „Tantchen", alte Leute „Großvater" und „Großmutter".

Der Kleinrusse ist gefällig, plaudert gern und besitzt einen bedeutenden Grad von Humor. Er liebt Gesang und Musik; die Schalmei wird von vielen in ihren Mußestunden gespielt. Fast in jedem Dorfe giebt es mehrere Musikanten von Profession; Geige und Schellentrommel sind die verbreitetsten Instrumente, doch begegnet man auch nicht selten dem Hackebrett. In Kleinrussland giebt es noch wandernde Rhapsoden, Barden oder Skalden, welche die Thaten der Altvordern, Bogdán Chmelnízkis und anderer Helden singen; meist blinde Bettler, welche, von Knaben geführt, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt wandern und ein zahlreiches Auditorium zu gesegneter Ernte um sich versammeln. Sie begleiten ihre Gesänge mit der Leier (Líra), der Bandúra, einem Saiteninstrument mit zwanzig Saiten oder der Kóbsa, welche nur acht Saiten hat. Von ihren Instrumenten führen sie die Namen Lírnik, Kobsár und Bandurist. Unser Bild (Fig. 46) stellt einen blinden Lírnik dar, begleitet von einem gleichfalls blinden Banduristen, mit ihren beiden jungen Führern. Übrigens sind die historischen Heldenlieder auch in Kleinrussland im Aussterben begriffen.

Reich begabt für Musik und Poesie, haben die Kleinrussen kein Geschick für mechanische Arbeiten, noch weniger für plastische Kunst. Früher soll es Maler unter ihnen gegeben, die Malerei in Ansehen gestanden haben — diese Zeiten gehören jedenfalls längst der Vergangenheit an.

Fig. 46.



Kleinrussische Musikanten.

Mildthätigkeit, wie überhaupt Mitleid mit dem Unglück, ist bei dem Kleinrussen wie bei dem Großrussen stark entwickelt. „Witwen und Waisen mit der Tat zu helfen — sagt der Kleinrusse — ist die Pflicht eines guten Menschen."

Die Kosaken. Kleinrussland, insbesondere der Landstrich, welcher Ukráine genannt wird, ist einer der Hauptsitze der Kosaken. Die Bezeichnungen Kleinrusse, Kosak, Ukrainer werden häufig durcheinander geworfen. Ich halte es deshalb für angezeigt, der Charakteristik des Kleinrussen die Erörterung der Frage folgen zu lassen, was man denn eigentlich in Russland unter Kosaken verstehe — eine Erörterung, die um so notwendiger erscheint, als im Auslande selten ein deutlicher Begriff mit dem Namen Kosak verbunden wird. Ob derselbe die eigentümliche Abzweigung eines russischen Volksstammes, oder eine besondere unter eigenartigen Bedingungen lebende Gemeinschaft, oder ob er nur eine charakteristische landesübliche Truppengattung bedeutet, darüber sind sich wol wenige Nichtrussen klar geworden. Das ist aber um so natürlicher, als alle diese Bezeichnungen dem Kosak von Rechtswegen beigelegt werden können.

Ich habe bereits früher (S. 17) den Zeitpunkt angegeben, in welchem die Kosaken eine historische Rolle zu spielen beginnen, und bei jener Gelegenheit die Entstehung dieses Zweiges der russischen Volksfamilie berührt. Das Wort (russisch: Kasák) scheint tatarischen Ursprungs und gleichbedeutend oder verwandt mit „Tscherkesse" zu sein. Ob die Kosaken sich ursprünglich um den Krystallisationskern eines slawischen oder mongolischen Stammes angesetzt und geschart haben, ist nicht leicht zu entscheiden. Jedenfalls erhielten die Flüchtlinge aus allen möglichen russischen Gebietsteilen und slawischen Stämmen sehr bald das Übergewicht und haben sich dann als ein slawisches Mischlingsvolk in dem Grenzgebiet der Steppe, zwischen Slawen und Tataren, angesiedelt, festgesetzt und durch zahlreichen Zuzug vermehrt. Sie bestanden ursprünglich aus solchen Elementen, welche der Bedrückung der Beamten, der Besteuerung, irgend einer Art

von Abhängigkeit, der Leibeigenschaft oder auch wolverdienten Strafen aus dem Wege gingen, teilweise auch aus solchen, welche der Drang nach einem freien ungebundenen Leben und Abenteuerlust in die Ferne, in das von allerlei Gefahren bedrohte Grenzergebiet zog. Sie mögen hin und wieder versprengte mongolische Stammesangehörige aufgenommen haben, jedenfalls versorgten sich die unbeweibt Entflohenen vorzugsweise nach Art der alten Römer unter Romulus, durch den Raub tatarischer Frauen mit den unumgänglichen Lebensgefährtinnen. So erhielt das Blut dieser slawischen Mischlinge einen bedeutsamen mongolischen Beigeschmack und es entstand ein eigenartiger Volkstypus, welcher seinen Ursprung aus verschiedenen slawischen und orientalischen Elementen nicht verleugnen kann. Der treffliche Kopf unserer Fig. 47 ist ein sprechendes Beispiel.

Auf dem streitigen, herrenlosen Landstrich zwischen den beiden feindlichen Staatsgebieten und Rassen bildeten diese freien Kosaken unabhängige militärische Gemeinschaften. Als notwendiges Lebenselement suchten sie vor allem die Wasserläufe auf, und ließen sich an den nach Süden fließenden Strömen, dem Dnjepr, dem Don, der Wolga und dem Urál (Jaïk) nieder. Vor der Welt waren sie Feinde des Islam, Vertheidiger der orthodoxen Kirche und getreue Unterthanen des russischen Zaren. In Wirklichkeit machten sie sich wenig aus den kirchlichen Behörden und befolgten die Weisungen aus Moskau in aller Ehrerbietung nur insoweit sie mit ihrem Nutzen und ihrer Bequemlichkeit vereinbar waren. Dabei konnte es denn vorkommen, daß sie bei räuberischen Einfällen auf türkisches Gebiet vom eigenen Souverain desavouirt oder bei Plünderungen russischer Karavanen von den Truppen des Zaren aufgesucht und gezüchtigt wurden. Die letztgenannten Fälle waren jedoch selten. Sie erhielten aus Moskau regelmäßige Sendungen von Vorräten und Munition, die sie nicht leichtsinnig aufs Spiel setzen durften. In demselben Verhältnis wie die Kosaken des Don, der Wolga und des Jaïk zum russischen Zaren, standen die Kosaken des Dnjepr bis in die Mitte

des 17. Jahrhunderts zu den Königen von Polen. Um diese Zeit machten sie sich von der polnischen Oberhoheit frei und

Fig. 47.



Kosak.

wurden gleichfalls Unterthanen des Beherrschers von Moskau.

So lebten die Kosaken auf beständigem Kriegsfuß mit den

Tataren, stahlen ihre Herden, plünderten ihre Dörfer, raubten ihre Frauen, durchstreiften auf kleinen Ruderflotillen das schwarze Meer und zerstörten bei Gelegenheit ansehnliche Küstenstädte. War keine tatarische Beute zu erlangen, mußten die slawischen Landsleute herhalten, und wenn sie deshalb von den christlichen Monarchen hart verfolgt wurden, nahmen sie auch keinen Anstand, sich unter den Schutz des türkischen Sultans zu begeben.

Trotz dieses etwas fragwürdigen staatsbürgerlichen Verhaltens haben die kriegerischen Gemeinschaften der Kosaken sowol Russland wie Polen unschätzbare Dienste geleistet. Die südlichen Grenzen konnten gegen die räuberischen Nomadenhorden nicht leicht besser geschützt werden, als durch Verbrüderungen solcher waghalsiger Abenteurer und Freischärler, die ein ähnliches Leben führten wie jene, und die Tataren mit ihren eigenen Waffen bekämpften. Selbsterhaltung und Beutegier schärften ihre Wachsamkeit, Tag und Nacht waren sie auf dem Posten und Feuerzeichen verkündeten das Nahen des Feindes. Sofort stand der Bezirk unter Waffen. War die Zahl der Gegner nicht übermäßig groß, wurden sie angegriffen und zurückgetrieben. Erwies sich die Macht der Feinde zu stark für die in Bereitschaft stehende Schar, so ließ man sie unbehindert passieren und eine Abteilung Kosaken überfiel die tatarischen Dörfer, um sie während der Abwesenheit der Krieger zu plündern und zu zerstören. Inzwischen sammelte man ein zahlreicheres Heer, lauerte dem rückkehrenden, mit Beute beladenen Feinde auf und jagte ihm seinen Raub wieder ab.

Die ältesten und bedeutendsten der unabhängigen Kosakengemeinschaften sind die Saporóger am Dnjepr und die Kosaken am Don.

Am Dnjepr hausten die Kosaken ursprünglich nur in der Gegend der Stromschnellen dieses Flusses. Das von ihnen eingenommene Gebiet dehnte sich bald nach Westen und Osten aus und erstreckte sich nördlich bis in die Gegend von Kijew. Im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts vertraute König Stephan

Báthori ihnen den Schutz der ganzen südöstlichen Grenze Polens an, welche beiläufig das ehemalige Großfürstentum Kijew umschloß, und dies Gebiet erhielt nun den Namen Ukráine, d. i. Grenzland, auch wurde es Kleinrussland genannt im Gegensatz zu dem Großfürstentum Moskau als Großrussland. Die Kosakenscharen, welche die Hut der polnischen Grenze übernahmen, erhielten nun alles Land nördlich von den Stromschnellen des Dnjepr und wurden kleinrussische oder ukráinische Kosaken genannt, diejenigen ihrer Genossen aber, welche ihre früheren Wohnsitze an den Wasserfällen beibehielten, nannte man von nun an Saporóger (russisch Saporóshzi, d. h. jenseits der Stromschnellen wohnende, von poróg, die Schwelle, Felsenbank, der Wasserfall).

Die Saporóger werden schon im Anfang des 14. Jahrhunderts urkundlich erwähnt. Man hat in ihrer Organisation Ähnlichkeit mit dem deutschen Ritterorden finden wollen, doch ist diese nicht weit her. Sie nannten sich freilich selbst Lyzari, eine Korruption des russischen ryzari (Ritter), und spielten sich als Verteidiger der orthodoxen Kirche gegenüber dem Islam und Katholizismus auf, doch stand die Religion bei ihnen keineswegs in erster Linie und ihr Hauptziel war Raub und Beute. Ihre Verfassung war rein demokratisch mit einem Anflug von Kommunismus. Mit Jagd, Fischfang und Plünderung erwarben sie ihren Lebensunterhalt. Ihr Wohnsitz war ein befestigtes Lager (Ssetsch) am Dnjepr oder auf einer Insel desselben unterhalb der Stelle, wo das Flußbett von breiten Felsenbänken durchsetzt wird. Alle Saporóger waren unter einander gleich. Als eine Gemeinschaft von Flüchtlingen und Abenteurern, waren sie ursprünglich unbeweibt, und damit der Hausstand, die Familie, sie von der Erfüllung der übernommenen Pflichten nicht abhalte, wurde Ehelosigkeit bei ihnen zum Gesetz. Als sich später bei fortdauernder Vermehrung ihrer Zahl und entsprechender Ausdehnung des Gebiets die Notwendigkeit des Ackerbaues und der Gründung von Familien herausstellte, wurde ihre Organisation insoweit geändert, daß die Unverheirateten von nun an die

herrschende Kaste ausmachten und aus ihrer Mitte die Befehlshaber gewählt wurden, welche die Obrigkeit (Kosch) bildeten. Die Verheirateten bewohnten Dörfer (Sséla). Das Haupt der Regierung, der Hetman (Atamán), und seine Unterbefehlshaber wurden jährlich neu gewählt. Dann legten die Würdenträger in der allgemeinen Versammlung die Abzeichen ihrer Ämter nieder, dankten den Brüdern für die genossene Ehre und waren fortan gemeine Kosaken wie früher. So konnte sich für jeden Saporóger das Sprüchwort bewähren: „Halt aus, Kosak, du wirst noch Atamán!“ Als die polnische Regierung am Ende des 16. Jahrhunderts ihre Freiheit zu gefährden begann, widerstanden sie mit Waffengewalt und traten 1654 im Verein mit den ukrainischen Kosaken unter russische Hoheit. Nach dem Aufstande Masépas wurde ihre Ssetsch von Peter dem Großen zerstört, die Saporoger flohen zur Mündung des Dnjepr und in die Krym, wo sie sich unter den Schutz des Chans der Tataren stellten. Aber der alte, eingewurzelte Haß gegen diese gab dem neuen Verhältnis nur kurze Dauer. Sie erklärten der Kaiserin Anna ihre Unterwerfung, welche bereitwillig angenommen wurde. Doch waren die goldenen Zeiten für sie vorüber. Raub und Plünderung auf russischem Boden wurde streng geahndet und gegen die machtlosen Tataren und tiefgesunkenen Polen bedurfte man ihres Armes nicht mehr. Katharina II. ließ die Ssetsch von russischen Truppen besetzen und machte der kosakischen Selbstverwaltung ein Ende. Nun flohen die Saporóger nach der Krym, nach der Türkei; ihr Land wurde konfisziert und verschenkt. Von ihren späteren Schicksalen weiter unten.

Die Kosaken am Don, welche bereits im 15. Jahrhundert erwähnt werden, hatten eine Organisation, die sich wesentlich von der Saporógischen unterschied. Sie bewohnten keine Ssetsch, lebten verheiratet in Dörfern und versammelten sich je nach Bedürfnis. Im Laufe der Zeit nahmen sie mancherlei tatarische Gebräuche an, sogar die prächtigere morgenländische Kleidung. Vorzugsweise aus Unzufriedenen bestehend, die von allen Seiten

der grossrussischen Landstriche herbeiströmten, erhielten sie auch Zuzug aus Kleinrussland, von den Saporógern des Dnjepr, selbst Flüchtlinge aus Polen, Griechenland und der Türkei gesellten sich zu ihnen, doch war jeder Flüchtling genötigt, den russischen Glauben und die russische Sprache anzunehmen. Bei der Eroberung Astrachâns erscheinen sie zuerst als die Bundesgenossen Russlands, dessen Oberherrschaft sie bald darauf anerkannten. Sie behielten eine gewisse Selbständigkeit, entrichteten aber dem Zaren einen jährlichen Tribut. Auch sie lebten hauptsächlich von Raub und Plünderung zu Lande und zu Wasser, wobei gelegentlich selbst russische Städte und Handelskarawanen gebrandschatzt wurden. Waren sie daheim und keine Fehde, kein Beutezug in Sicht, so beschäftigten sie sich mit Fischfang und Jagd. Der Ackerbau war in ihren Augen ein schimpfliches Gewerbe. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vereinigten sich die verschiedenen getrennten Genossenschaften der donischen Kosaken zu einem allgemeinen Verbande, der den Schutz der Christenheit gegen Türken und Tataren auf sein Banner schrieb. Die Organisation dieser Körperschaft und ihre Satzungen entsprachen im ganzen den Einrichtungen der Saporóger, mit denen sie eine fortdauernde Verbindung unterhielten. Als Centralpunkt der donischen Kosakenschaft erbauten sie auf einer der Inseln des untern Don das befestigte Städtchen Tscherkâsk, nicht weiter als einige funfzig Kilometer von der türkischen Festung Asów entfernt, südlich vom heutigen Nówotscherkâsk. Diesen Hauptort umgaben, an den Ufern des Don und seinen Nebenflüssen, eine grössere Anzahl Ansiedelungen (Stanizen), deren es bereits im 17. Jahrhundert mehr als funfzig gab.

Über die älteste Verfassung der donischen Kosaken ist nur wenig Zuverlässiges bekannt. Hatten sie in Tscherkâsk auch einen allgemeinen Vereinigungspunkt, so ist es doch sehr glaublich, dass die einzelnen Stanizen an einer gewissen Unabhängigkeit festhielten und, wo sich Gelegenheit zu Fehde- und Plünderungszügen darbot, für sich oder mehrere im Verein, selbständig zum

Kampfe auszogen. Dieser Zustand erfuhr im 17. Jahrhundert insoweit eine Änderung, als von jetzt an eine Centralverwaltung in Tscherkásk von allen Stanizen anerkannt und ihren Befehlen willig Gehorsam geleistet wurde. Doch behielten die einzelnen Ansiedelungen immer noch die Selbstverwaltung ihrer inneren Angelegenheiten unter einem besonderen Oberhaupt. In allen Kriegsaffairen, über das ob und wie eines zu unternehmenden Zuges, über die Verteilung der Beute nach demselben u. s. w. beschloß die allgemeine Versammlung der waffenfähigen Mannschaft unter dem Vorsitze des Kriegshetman (Woiskowói Atamán), während für den Kriegszug selbst ein besonderer Feldhauptmann (Pochódni Atamán) gewählt wurde.

Wie bei allen kriegerischen Naturvölkern offenbarten sich auch in dem sittlichen Leben und den Einrichtungen der Donischen Kosaken die sonderbarsten Gegensätze. Raub und Plünderung in Feindes Land war selbstverständlich; daheim wurde Diebstahl wie Mord, Feigheit und Verrat mit dem Tode bestraft. Der Schuldige wurde in einen Sack gebunden und ertränkt.

Die Regierung der Zaren, welche die trefflichen Dienste der Kosaken gegen Türken und Tataren wol zu schätzen wußte, verlieh ihnen bedeutende Privilegien, aber „die sie rief, die Geister", welche ihr in Kriegsläuften sehr bequem und nützlich waren, wurde sie nun auch in Friedenszeiten nicht wieder los. Lebten die Zaren in Frieden mit Türken und Tataren, so hörten darum die Kosaken nicht auf, den Kriegspfad zu beschreiten, und raubten und plünderten nach Herzenslust. Dabei setzten sie sich über eine kleinliche Unterscheidung der Nationalitäten gleichmütig hinweg und türkische, tatarische, persische und russische Kaufleute wurden mit einer edlen Unparteilichkeit beraubt und geplündert.

Solchen Übelständen gegenüber sah sich denn die russische Regierung genötigt, mit eiserner Strenge einzuschreiten. Ihre Strafen und Einschränkungen stießen bei den Kosaken auf offenen Widerstand und Rebellion, die dann mit Waffengewalt unter-

drückt werden mußte. Bei dem Aufruhr unter Peter dem Großen kamen teils durch das Schwert, teils durch das Beil gegen 7000 Kosaken ums Leben. Unter Katharina II. gab der Pugatschéw'sche Aufstand, obwol sich die Donischen Kosaken nur in geringem Grade an demselben beteiligt hatten, einen willkommenen Vorwand, um die Lebensadern dieses kosakischen Staates im Staate zu unterbinden und den schädlichen unter ihren alten Gerechtsamen und Privilegien ein Ende zu machen. Die allgemeinen Versammlungen wurden aufgehoben und an ihrer Stelle eine Regierungsbehörde eingesetzt, welche als Gerichtshof, als oberste Verwaltungsinstanz und als Finanzkammer fungierte. Aus den Anführern, Hauptleuten und Vorstehern verschiedenen Ranges schuf man einen Adel, aus dem von nun an die Offiziers- und Beamtenstellen besetzt wurden. Hierzu kam unter Alexander I. die Organisation des kosakischen Bauernstandes nach dem Muster des großrussischen und unter Nikolai I. (1841) die Verteilung des Landes, welches früher Gemeingut gewesen war.

Jetzt ist der jedesmalige Großfürst Thronfolger Atamán aller Kosaken und der Hetman locum tenens am Don wird von der Regierung eingesetzt. Die sämtliche Kosakenbevölkerung ist militärisch organisiert, doch steht es sowol dem adligen wie dem gemeinen Kosaken frei, aus diesem militärischen Verbande auszutreten und der von Alexander II. eingeführten allgemeinen Militärpflicht anderweitig Genüge zu leisten. Bei der Verteilung des Landes erhielt jeder gemeine Kosak 30 Dessjatinen (32 Hektaren), den Offizieren wurden, je nach ihrem Range, 100 bis 1000 Dessjatinen zugeteilt. Dieser Landbesitz, der unter Kaiser Nikolái zu freier Nutznießung verliehen wurde, ist seit 1870 erbliches Eigentum der Inhaber geworden.

Die Kosaken des oberen und des unteren Don unterscheiden sich sowol in ihrem Äußeren, wie durch Charakter, Einrichtungen und Sitten. Der Kosak des oberen Don ist häufig blauäugig und blond, schwerfällig aber kräftig, bequem und allem Neuen

abgeneigt. Er beschäftigt sich hauptsächlich mit Ackerbau und Viehzucht, ist wenig unternehmend, von einfachen patriarchalischen Sitten und ausnehmend gastfreundlich. Eine Trennung der Familienglieder findet selten statt. Die verheirateten Söhne bleiben in der Regel im Elternhause und arbeiten in Gemeinschaft mit dem Vater, dem Familienhaupt, dem alle mit Ehrerbietung begegnen.

Der Kosak des unteren Don hat in Blut und Charakter eine beträchtlichere orientalische Beimischung. Er ist brünet, dunkeläugig, schlank und zart von Wuchs. Gewandter als sein Nachbar vom oberen Stromlauf, ist er weniger einfach und gastfreundlich. Er ist leichtlebig, ehrgeizig und prahlerisch und neigt zu Putzsucht und Verschwendung. Der Charakter des Kosaken alter Zeit, das Kecke, Unternehmende, Abenteuernde tritt bei ihm lebhafter hervor, als beim Bewohner des oberen Don. Der Fischfang im Fluß und auf dem Asow'schen Meere, Pferdezucht, Salzgewinnung, in neuerer Zeit auch Wein- und Bergbau bilden ein weites Feld mit reichen Einnahmequellen für die Unternehmungslust des Kosaken vom unteren Don.

Die Donischen Kosaken — und nach ihrem Beispiel alle übrigen, von denen noch die Rede sein wird — bilden jetzt eine Art berittener Landwehr. Für die großen Strecken fruchtbaren Landes in ihrem Besitz zahlen sie keinerlei direkte Abgaben. Als Gegenleistung für diese Vorrechte sind sie zum periodischen Kriegsdienst verpflichtet. Ist die Zeit ihrer Einstellung gekommen, haben sie sich auf eigene Kosten zu equipieren und ihrer Militärpflicht dort zu genügen, wo es der Staatsregierung gut dünkt. In Friedenszeiten bleibt ein beträchtlicher Teil der Kosakenmiliz in der Heimat und wird nur des Sommers eine kurze Frist zu Übungen einberufen, der Rest thut aktiven Dienst in allen Gegenden des Reichs, und begegnet man Kosaken vom Niemen bis zur Grenze Chinas. In den unkultivierten Landstrichen des asiatischen Russlands ist die Kosaken-Landwehr von unschätzbarem Werte.

Der Kosak wie sein Pferd können die unglaublichsten Mühseligkeiten und Entbehrungen ertragen und sind im Stande unter Verhältnissen zu existieren, denen reguläre Truppen bald erliegen würden. Sie besitzen im höchsten Grade die vorzügliche Eigenschaft aller Russen, sich den obwaltenden Verhältnissen anzubequemen. In die entlegenste Gegend Asiens kommandiert, wird der Kosak an Ort und Stelle sofort zum Ansiedler, baut sich sein Haus, holt sich sein Vieh zusammen, wo er es findet, bearbeitet das Land, säet und erntet und ist ein trefflicher Kolonist, während er seine militärischen Pflichten aufs pünktlichste erfüllt, ein ausgezeichneter Soldat, der dem Staate nur geringe Kosten verursacht.

Die Kosaken der Ukráine, obgleich schon im vierzehnten Jahrhundert beglaubigt, spielen erst seit König Stephan Báthori eine historische Rolle. Bis dahin bildeten sie eine Gemeinschaft mit den Saporógern. Nach erfolgter Trennung änderten sie ihre Lebensweise, ihre Verfassung. Sie wohnten in Ansiedlungen und wurden in 20 Regimenter geordnet, jedes von 2000 Mann, die sich aus der waffenfähigen Jugend rekrutierten. Als ihre Selbständigkeit, ihre Freiheit von der polnischen Regierung bedroht wurde, unterwarfen sie sich dem russischen Zaren (S. 26). Die neue Verfassung unter russischem Scepter wahrte ihnen die alten Rechte, die Gleichheit unter einander und die Besetzung der Ämter aus ihrer Mitte. Als die Grenze Russlands immer weiter nach Süden gerückt wurde, verloren die Kosaken als Hüter der Marken ihre Bedeutung und wurden vernachlässigt und bei Seite geschoben. Masépa, der die gänzliche Unterdrückung der Freiheiten und Privilegien seines Volkes vor Augen sah, griff zum letzten, verzweifelten, unglücklichen Mittel, dem Aufruhr und der Verbindung mit dem Reichsfeind. Nach dem Siege bei Poltáwa und der Unterdrückung des Aufstandes mußte die Ukráine den Frevel büßen. Alle Privilegien wurden vernichtet und viele Tausende zum Dienst in weiter Ferne verwandt.

Unter Katharina II. erhielt das Land dieselbe Organisation, wie alle übrigen Provinzen Russlands.

Die Astrachán'schen Kosaken werden seit 1730 als besondere Gemeinschaft genannt. Zum Schutze gegen die räuberischen Kalmyken errichtete zu dieser Zeit die russische Regierung eine zusammenhängende Linie von Kosakenansiedlungen am unteren Laufe der Wolga und führte zu diesem Zwecke tausend Kosakenfamilien vom Don nach den neuen Wohnplätzen über.

Die Kosaken vom Urál. Zu den ältesten Kosakenniederlassungen gehören die am Flusse Jaïk. Sie werden schon im sechzehnten Jahrhundert genannt und leisten bereits im siebzehnten Kriegsdienste im russischen Heere. Als die meisten Kosakengemeinschaften ihre Privilegien und Freiheiten einbüßten, befanden sich die Kosaken vom Jaïk der Regierung gegenüber in beständigem Aufruhr und gehörten zu den zahlreichsten und eifrigsten Teilnehmern am Pugatschów'schen Aufstande. Katharina II., um das Andenken dieser Empörung zu vernichten, ließ den Fluß Jaïk in Urál, die Kosakenstadt Jaïzk in Urálsk umbenennen. Von nun an bildeten die Kosaken vom Jaïk die Gemeinschaft der Urál'schen Kosaken. Der ihnen angewiesene Landstrich dehnt sich am rechten Ufer des genannten Flusses bis zum Kaspischen Meere aus. Fischfang und Viehzucht sind ihre Hauptbeschäftigung.

Die Wolga-Kosaken sollen in frühester Zeit unter der goldenen Horde gestanden haben, wahrscheinlich stammten sie aus den Gemeinschaften vom Don. Denn es waren Donische Kosaken, die, vielleicht im Verein mit früher an der Wolga angesiedelten, nach dem Untergange der Tatarenreiche Kasán und Astrachán die russischen Handelskaravanen in den Wolgaländern und die Kauffahrer auf dem Kaspischen Meere plünderten. Iwán IV. sandte Truppen gegen die Freibeuter und eine versprengte Abteilung derselben eroberte, wie im historischen Überblick berichtet worden, Sibirien (S. 18.) Andere Flüchtlinge dieser Abenteurerbande suchten die Ufer des Kaspischen Meeres auf,

wieder andere kamen nach dem Abzuge der russischen Truppen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, sammelten sich von neuem, wurden durch Zuzug vom Don und aus der Ukráine verstärkt und bildeten nun abermals eine Gemeinschaft, die im achtzehnten Jahrhundert als Wolga-Kosaken anerkannt wurde. In der Folge nahmen sie an allen Aufständen, zuletzt am Pugatschéw'schen, teil und wurden zur Strafe an die Ufer des Terek versetzt.

Die Kaukasischen oder Linienkosaken erhielten ihre allgemeine Bezeichnung von der ununterbrochenen Verteidigungslinie, welche ihre Stanizen im Norden des Kaukasus gegen die wilden kriegerischen Völker des Gebirges bildeten, eine Linie, die sich vom Asów'schen bis zum Kaspischen Meere, von der Mündung des Kubán bis zum Ausfluß des Terek erstreckte. Zu ihnen gehörten die Asów'schen oder neurussischen Kosaken, welche aus den Saporógern organisiert wurden, die nach der Türkei geflohen waren, aber im Jahre 1828 nach Russland zurückkehrten und um Wiederaufnahme baten. Sie erhielten einen Landstrich am Asów'schen Meere, ihre Gemeinschaft wurde jedoch im Jahre 1865 aufgelöst. Die westlichsten unter den Linienkosaken sind heute die Kubánschen, auch wol Tschernomórzen, d. h. Kosaken vom Schwarzen Meere (Tschérnoje móre) genannt. Den Kern derselben bildeten die Saporóger die nach der Krym geflohen waren (S. 137). Als die Halbinsel russische Provinz wurde, stellten sie sich der Regierung zur Verfügung und man gab ihnen neue Wohnsitze am Kubán, später erhielten sie eine umgestaltete Verfassung und Zuwachs aus anderen Kosakengemeinschaften. Auf der östlichen Linie, am Terek, sollen schon im sechzehnten Jahrhundert Kosakenniederlassungen bestanden haben. Sie wurden vermehrt durch den Rest der Wolga-Kosaken, der nach dem Pugatschéw'schen Aufstande sich hier ansiedeln mußte. Im achtzehnten Jahrhundert wurden die Kosakenkolonieen am Terek reorganisiert und erweitert.

So entstanden nach und nach 14 Regimenter Linienkosaken, die sich durch eine fabelhafte Tapferkeit und Verwegenheit aus-

zeichneten. Im beständigen Kriege mit den kaukasischen Gebirgsstämmen konnten sie ihre altgewohnte, abenteuernde Lebensweise wieder aufnehmen und beibehalten, sie kehrten so zu sagen in ihr eigentliches Element zurück. In den tapfern und listigen Tscherkessen fanden sie ebenbürtige Gegner, von denen sie im Laufe der Zeit Kleidung, Waffen, auch manche Sitten annahmen und ihnen dadurch um so gefährlicher wurden. Nach dem Erlaß von 1840 erhielt jeder gemeine Linienkosak 30, jeder Offizier 60, jeder Stabsoffizier 300 Dessjatinen Land, das sie nicht allein zu bebauen, das sie auch jeden Augenblick gegen die räuberischen Überfälle der Tschetschénzen zu verteidigen hatten. So war denn längs der Linie eine ununterbrochene Kette von Wachtposten organisiert, die Tag und Nacht auf Türmen und Ausgucken von abenteuerlichster Konstruktion (Fig. 48 und 49) ihren mühsamen Dienst verrichteten. Bei der Annäherung des Feindes wurde sofort durch Feuersignale, reitende Eilboten u. dgl. die ganze Linie alarmiert. Wie sich den Berichten über den Krieg am Kaukasus entnehmen läßt, haben die Tscherkessen, wenn sie es vermeiden konnten, ihre Gegner nicht in offener Feldschlacht angegriffen. Sie suchten die Linie bei Nacht und Nebel unbemerkt zu passieren, um die hinter derselben liegenden Ansiedelungen zu überfallen und zu berauben. Die außerordentliche Schnelligkeit ihrer Bewegungen, ihre genaue Ortskenntnis, ihre indianergleiche List und Verschlagenheit ließen diese Unternehmungen nicht selten gelingen. Auch hatten die Bergvölker hinreichende Ursache, den

Fig. 48.

Kosakenschildwache am Terek.

Kampf Mann gegen Mann mit den löwenmutigen Linienkosaken zu vermeiden. Diese Nachkommen der alten Saporóger sind ein starkes, riesiges Geschlecht, und man sieht nicht leicht so schöne, normal gebildete, mit Kraft und Gewandtheit gleichmäßig ausgestattete Männer, wie sie (Fig. 50). Auch dem leichten, behenden Tscherkessen fehlte es nicht an Mut und Tapferkeit, aber der schwere und starke Kosak war ihm im Handgemenge offenbar


Fig. 49.



Wachtposten auf der Linie.

überlegen. Reich war dieser Grenzkrieg an spannenden, schauerlichen Kampfscenen, die noch jetzt im Munde aller Anwohner jener Gegenden sind und in den Stanizen abends von Jung und Alt erzählt werden.

Als mit der Gefangennahme des Müriden Schamil die Unterwerfung des Kaukasus Thatsache geworden, konnten sich die Linienkosaken friedlichen Beschäftigungen, vor allem dem Ackerbau widmen, und gehören jetzt ihre Ansiedelungen zu den ergiebigsten Weizenkulturen Russlands. Aber die Mehrzahl der Männer sehnt sich doch in die Zeit der Kämpfe und kriegerischen Abenteuer zurück und bedauert, daß die Feldarbeit nicht wie früher von fröhlichen Feindesüberfällen unterbrochen wird. Auch

hier ist die Romantik vor der Prosa der Alltäglichkeit entschwunden, und der einzige Feind, den der Kosak des Kaukasus noch zu bekämpfen hat, ist der wilde Eber, der in dem dichten Röhricht

Fig. 50.



Linienkosak.

der Flußufer haust und nicht selten die Ackerfelder der Stanszen verwüstet.

Die Sibirischen Kosaken sind die Nachkommen der unter-

nehmungslustigen Schar, welche unter Jermák das Land eroberte und sich dort festsetzte. Sie wurden im achtzehnten Jahrhundert am Irtysch angesiedelt und erhielten die übliche militärische Kosakenverfassung. In der Folge wurden sie durch Zuzug verschiedenartiger Elemente verstärkt. Sie werden in Städte- und Linienkosaken unterschieden, von denen die ersteren den Sicherheitsdienst im Innern des Landes versorgen, den letzteren, welche in Stanizen wohnen, der Schutz der ganzen Südgrenze Westsibiriens obliegt. Da die Heimat der Sibirischen Kosaken die entlegenste von allen civilisierten Ländern ist, hat sich bei ihnen in ihrer Absonderung das alte kosakische Wesen mit seinen ursprünglichen Sitten und Gebräuchen am reinsten erhalten. Abzweigungen der Sibirischen Kosaken sind die Transbaikalischen, welche am Baikal-See 1815 aus einem Teil der Sibirischen Städtekosaken und ursprünglichen Einwohnern der Gegend gebildet, den Dienst an der chinesischen Grenze versehen; ferner die Kosaken des Amur, welche 1859 aus den letztgenannten, regulären Truppen und Ansiedlern am Amur organisiert, gleichfalls die chinesische Grenze bewachen, und endlich die Kosaken von Ssemiretschénsk, welche 1867 ebenfalls aus Sibirischen Kosaken formiert, das centralasiatische Gebiet südöstlich vom Balchasch-See bewohnen.

Die statistischen Nachweise des russischen Kriegsministeriums über die irregulären Truppen enthalten gegenwärtig die folgenden Abteilungen: Kosaken vom Don, Kubán, Térek, von Astrachán und Orenbúrg, vom Urál, Sibirien, Ssemiretschénsk, Transbaikalien und vom Amúr. Außerdem giebt es noch einzelne Ssótnien (Schwadronen) zu Irkútsk und Krassnojársk. Im ganzen zählt man an Kosaken des ersten Aufgebots, d. h. solchen, welche wenn nötig, sofort ins Feld rücken können: 323 berittene Ssótnien und 30 Ssótnien zu Fuß mit 118 Geschützen, welche von 3765 Officieren und 166 163 Unterofficieren und Gemeinen gebildet werden. Die Gesamtsumme der Bevölkerung beiderlei Geschlechts in den Kosakenansiedelungen betrug am 1. Januar 1882: 3 122 473. Bei weitem die Mehrzahl gehörte der russi-

schen Kirche an, nur 11 341 Bewohner jener Landstriche zählten zu anderen christlichen Bekenntnissen und 104 112 zu nichtchristlichen Religionen.

Wie es scheint, hegt die russische Militärverwaltung gegenwärtig die Absicht, die Eigenart der Kosakenmiliz sorgfältiger zu erhalten, als bisher der Fall war, und den Eintritt fremder Elemente in dieselbe zu erschweren. Während früher die Versetzung von Officieren der regulären Armee unter die Kosakentruppen häufig vorkam, gehört das jetzt zu den größten Seltenheiten und ist nur in dem Falle zulässig, wenn der Betreffende selbst Kosak wird, d. h. in dem Kosakengebiete Grundbesitz erwirbt. Auch die höheren Befehlshaberstellen sollen nun nach Möglichkeit nur mit einheimischen Kosakenofficieren besetzt werden Zur Erreichung dieses Zieles hat die Regierung kürzlich in Nowotscherkäsk ein Donisches Kadettencorps gegründet, welches 400 Schüler aufzunehmen bestimmt ist, von denen 300 Söhne von Kosaken-Officieren oder Beamten sein müssen. Der Andrang zu dieser Militärschule ist ein ganz unerwarteter und spricht aufs deutlichste für das vorhandene Bedürfnis. Sicher werden jetzt mehr Kosaken, als früher, die Officierslaufbahn ergreifen, da sie die Vorschule derselben in der Heimat absolvieren können. Auch zur Hebung der allgemeinen Bildung unter der Kosakenbevölkerung wird diese Lehranstalt nicht unwesentlich beitragen, da bisher vielen Kosaken-Officieren die Neigung oder die Mittel fehlten, ihre Söhne weit entlegenen Militärbildungsanstalten anzuvertrauen.

Alle diese Maßregeln, welche die Erhaltung der charakteristischen Eigenart unter den Kosakentruppen bezwecken, sind einer sehr treffenden Beurteilung der obwaltenden Verhältnisse entsprungen und werden dem Dienst wie der Disciplin ausnehmend förderlich sein. Eine langjährige Erfahrung hat erwiesen, daß die Kosaken sich einheimischen, mit ihren Sitten und Gewohnheiten vertrauten Officieren weit besser unterordnen, als solchen, die früher der regulären Armee angehörten.

c. Die Weißrussen. Für die Bezeichnung dieser russi-

schen Volksabzweigung giebt es verschiedene Erklärungen, die sämtlich wenig überzeugendes enthalten. Die annehmbarste leitet den Namen von der hellen Kleidung der Frauen und Männer im Sommer und Winter ab. Die Weißrussen werden für Abkömmlinge des alten slawischen Stammes der Kriwitschen gehalten, welcher als besonders konservativ in Sitten und Gebräuchen und jedem Verkehr abgeneigt, an Sprache, Kleidung und Gewohnheiten mit ausnehmender Zähigkeit festgehalten habe. Der Hang zur Absonderung charakterisiert den Weißrussen noch heute. Dörfer, die ein paar Dutzend Häuser enthalten, gehören zu den größten Seltenheiten; in der Regel besteht eine Ortschaft nur aus drei bis vier Hoflagen; einzelne Bauernhöfe dagegen, die zerstreut zwischen Wäldern und Sümpfen liegen, findet man häufig.

Fig. 51.



Weißrusse.

Die Bewohner von Weißrussland sind gutmütige, friedliche und arbeitsame Leute, die der Kampf mit dem Elend des Daseins Jahrhunderte hindurch niedergedrückt und degeneriert hat, und die erst seit Aufhebung der Leibeigenschaft sich aufzurichten und aufzuatmen begonnen haben.

Der wesentlichste Faktor ihrer Armut liegt wol in der Unfruchtbarkeit des Landes, in welchem ein steriler Sand- und Lehmboden mit Seen, Sümpfen und unabsehbaren Wäldern wechselt — ein wahres Eden für den Bärenjäger. Das Klima ist feucht und ungesund.

Jahrhunderte lang stand Weißrussland unter polnischer Herr-

schaft. Katholisch-polnische Edelleute waren die Grundherren der russisch-orthodoxen Bauern, die von jenen in Verbindung mit ihren unentbehrlichen Juden auf das erbarmungswürdigste gedrückt und ausgesogen wurden. Daß sie unter solchen Verhältnissen an Sprache und Glauben unerschütterlich festgehalten, spricht für die Treue und Stätigkeit ihres Charakters.

Die Weißrussen sind von mittelgroßer Gestalt, hagerer Figur und haben in der Regel hellblondes, gelbliches Haar. Männer und Frauen tragen den Kasakin, einen Rock ohne Knöpfe mit stehendem Kragen, welcher bei den Männern über der Hüfte durch einen roten Gurt zusammengehalten wird (Fig. 51). Die Weiber tragen dasselbe Kleidungsstück über einem reich gefalteten Rock. Im Winter besteht dasselbe aus einem groben, hellgrauen Wollengewebe, im Sommer aus ungefärbtem Leinen. Beide Geschlechter umwickeln die Füße, an Stelle der Strümpfe, mit Stücken Zeug und tragen aus Bast geflochtene Schuhe, welche mit Riemen festgebunden werden. Die Frauen winden ein weißes Tuch turbanartig um den Kopf, dessen Zipfel zu beiden Seiten herabhängen.

Der Koltún oder Weichselzopf ist in Weißrussland eine weitverbreitete Volkskrankheit. Das Haar schwitzt eine klebrige Feuchtigkeit aus und verfilzt sich zu undurchdringlichen, kompakten Massen, welche in dicken Strängen vom Haupte herabhängen. Ungesundes Klima, schlechte Wohnungen, mangelhafte Ernährung, Unreinlichkeit und verdorbene Luft wetteifern mit einander, dieses Übel zu erzeugen und zu verbreiten.

Feierstunden und Feiertage verbringt der Weißrusse in der Schenke, wo er sein letztes bewegliches Eigentum hingiebt, um den Jammer des Lebens zu vergessen. An Sonntagen ist die Schenke der Aufenthalt für die gesamte Bevölkerung jeden Alters und Geschlechts. Hier wird der Weißrusse gemütlich und froh, singt und lacht, und während die Jugend sich unermüdlich nach den näselnden Tönen des Dudelsacks dreht, schwinden ihm in kurzem Rausche die Mühseligkeiten seines armen Daseins.

2. Die Polen. Das ehemalige russische Königreich Polen, in seinem Bestande vor dem letzten Aufstande, liegt außerhalb des Kreises dieser Schilderungen. Im übrigen europäischen Russland lebt etwa eine Million Angehörige dieses slawischen Stammes, von denen die Mehrzahl die westlichen Gouvernements bewohnt und dort in verschiedener Dichtigkeit 3 bis 15 Prozent der Bevölkerung bildet. Die Polen, aus verschiedenen, nahe verwandten, Volksstämmen (Masúren, Krakowjáken) bestehend, sind im ganzen ein schöner, mittelgroßer, schlanker, ansehnlicher Menschenschlag vom reinsten slawischen Typus. Durch leichte Fassungsgabe, angeborenes Schönheitsgefühl, Sinn für ästhetische Formen und Anstand ausgezeichnet, sind sie elegant und graziös in Haltung und Bewegung, aber auch als träge, leichtsinnig, zügellos, jähzornig und unzuverlässig verschrieen. Die Masúren, welche sich im Gouvernement Plozk am reinsten erhalten haben, sind von hohem Wuchs und kräftigem Körperbau, mutig, lebenslustig, sorglos, offenherzig und fromm. Nicht besonders arbeitsam, sind sie mäßig in ihren Bedürfnissen. Der alte Nationalhaß hat ihren Namen (Masúrik) zum russischen Schimpfwort umgebildet. Ihr Lieblingstanz, die Masúrka, hat die Runde durch die ganze civilisierte Welt gemacht, doch wird er von den Polen mit einer Kraftentwickelung, einer Verve und einem Feuer getanzt, die von keinem anderen Volke auch nur annähernd erreicht werden. Die Krakowjáken, an den Ausläufern der Karpathen seßhaft, ein kraftvoller, nüchterner und aufgeweckter Menschenschlag, sprechen das reinste Polnisch. Sie sind reizbar, rachsüchtig, aber edelmütig. Auch ihr Lieblingstanz, der Krakowják, ist wenigstens auf den Bühnen heimisch geworden und ihre bekannte viereckige Mütze — die Konföderátka — war, mit den lebhafteren Sympathieen für die polnische Nation, eine Zeitlang in Europa Mode. Neben den beiden genannten werden noch einige andere minder zahlreiche polnische Stämme unterschieden.

Außer den Bauern, die bis auf die neueste Zeit in der drückendsten Leibeigenschaft schmachteten und erst seit der jüngsten Reorga-

nisation Polens unter Alexander II. ein menschenwürdiges Dasein zu führen begonnen haben, und den Bürgern in den Städten, zählen die ehemaligen polnischen Provinzen einen ungemein zahlreichen Adel, der in früherer Zeit mit ganz enormen Vorrechten ausgestattet war. Er bildet so ziemlich ein Prozent der Bevölkerung; im ehemaligen polnischen Reich gab es 120 000 adlige Familien. Dies abnorme Verhältnis hat darin seinen Ursprung, daß die polnischen Könige nach glücklichen Feldzügen zuweilen ganze Armeeabteilungen zu Adligen machten, wie z. B. Johann Sobieski, nach der Entsetzung Wiens, seine ganze Reiterei. Infolge dessen gehörte so ziemlich jeder Bauer, der nicht Leibeigener war, der Schljáchta, dem Adel, an, und aus diesen nie heraufgekommenen und allen heruntergekommenen, früher wolhabenden Edelleuten bildete sich in den weiland polnischen Reichsteilen ein zahlreicher Landadel — vorzugsweise Schljáchtitschen genannt —, dessen ganzes Grundeigentum nicht über dem Besitz gewöhnlicher Bauern stand. Diese Schljáchtitschen leben in der Regel einsam für sich, ohne sich um ihre Nachbarn viel zu kümmern. Von den Häusern der Bauern unterscheiden sich ihre Wohnungen nur durch etwas mehr Gelaß, größere Fenster, Fruchtgärten und abgesonderte Tennen und Viehställe. Nicht selten sieht man die Töchter dieser edlen, polnischen Pans (Herren) in der landesüblichen Bauerntracht, barfuß, auf Feld und Wiese im Schweiße ihres Angesichts arbeiten (Fig. 52).

3. **Die Bulgaren**, in den südrussischen Gouvernements ansässig, zählen etwa 40 000 Köpfe. Sie nahmen das Land ein, welches nach dem Krymkriege durch den Auszug der Nogai-Tataren unbesiedelt blieb, und stehen den deutschen Kolonisten an Fleiß, Ordnungssinn und Reinlichkeit nicht nach.

4. **Die Tschechen**, in Wolynien, Podolien und Taurien angesiedelt, werden auf 8000 Seelen geschätzt.

5. **Die Serben.** Als man unter der Kaiserin Katharina II. darauf bedacht war, die Macht der Saporóger-Kosaken zu schwächen, wurden Serben aus den türkischen Donauländern auf-

Fig. 52.



Bolnier: Schliächtitschen aus Wolnnien.

gefordert, ihre Heimat zu verlassen und sich am Bug, auf Saporógischem Lande, anzusiedeln. So entstanden dort binnen kurzer Zeit 50 Ortschaften mit 60 000 Bewohnern und der ganze Bezirk erhielt den Namen Neuserbien. Wie so manchen Kolonisten, auch den eben genannten Bulgaren, mag ihnen die neue Heimat auf die Länge nicht sonderlich sympathisch gewesen sein. Die Zahl der russischen Serben hat sich denn auch im Laufe der Zeit bedeutend verringert und wird heute kaum die Hälfte der früher Eingewanderten betragen.

B. Lettisch-litanische Gruppe. Die Völker dieser Gruppe zu welcher auch die alten Preußen gezählt werden, sind aller Wahrscheinlichkeit nach in vorgeschichtlicher Zeit aus Indien in die Gegenden eingewandert, welche sie noch heute bewohnen. Dafür zeugt neben der theokratischen Verfassung derselben, welche sich noch in historischen Zeiten nachweisen läßt, die auffallende Übereinstimmung ihrer Sprache mit dem Sanskrit, welche auf eine ursprünglich sehr nahe Verwandtschaft schließen läßt, die in den abgesonderten Wohnsitzen dieser Stämme durch fremde Einflüsse nicht verwischt wurde. Hierher gehören

1. die Letten (russ. Sing. Latyschy). Sie zerfallen in die eigentlichen Letten, die kurischen Letten und die Semgallen, welche ihren Hauptsitz im südlichen Livland und Kurland haben, ihre Abzweigungen in die Gouvernements Witebsk und Kówno ausstrecken, aber auch in einigen inneren Landstrichen als Kolonisten angetroffen werden. Ihre Kopfzahl wird rund auf eine Million geschätzt.

Die Letten sind meist lichthaarig und blauäugig, von kurzer gedrungener Gestalt und breiten, wenig ansprechenden Zügen. Sie sind gutmütig, freundlich, gastfrei und zuvorkommend, dabei aber schwach, schüchtern, fügsam und geduldig. Ihr Nationalcharakter hat naturgemäß eine Färbung angenommen, welche sie von ihren Nachbarn und Stammesverwandten, den Litauern, wesentlich unterscheidet. Während diese in früheren Jahrhunderten ein mächtiges Fürstentum gründeten, aus welchem am Ende des

14. Jahrhunderts durch die Vereinigung mit Polen ein großes und starkes Reich hervorging, sind die Letten, ein friedliches, stilles und arbeitsames Volk von Ackerbauern und Hirten, obwol sie sich mit hartnäckiger Tapferkeit gewehrt, so weit die Geschichte von ihnen weiß, stets von fremden Eroberern unterdrückt worden. Daher ist der Lette seinen angestammten Herren — den Abkömmlingen der deutschen Ritter — gegenüber bis heute mistrauisch und versteckt, obwol die Macht derselben bis auf unwesentliche Prärogative verschwunden ist.

Von wenig festem Charakter, ist der Lette anstellig und gelehrig und hat eine große Vorliebe für Dichtung und Gesang. Eine gewisse Halbbildung, die bei ihrer außerordentlich günstigen ökonomischen Lage, in neuerer Zeit in die lettischen Kreise eingedrungen ist, hat das Jungelettentum erzeugt, welches sich dünkelhaft spreizt und für die Herstellung seiner Diminutiv-Nationalität schwärmt. Es ist von Haß gegen die Deutschen erfüllt und vergißt dabei, daß seine ganze Kultur eine deutsche ist.

Die Wanderlust des Großrussen, seine Neigung zu Spekulation und Handel, fehlen dem Letten durchaus. Er geht vollständig auf in den kleinen Geschäften des Ackerbaus und der Hauswirtschaft. Im Gegensatz zu den umwohnenden Volksstämmen hausen die Letten niemals in Dörfern, sondern in zerstreut liegenden Einzelhöfen, welche von den dortigen Deutschen „Gesinde“ genannt werden. Ihre Nationaltracht zeigt vorzugsweise hellere Farben, doch ist sie fast ganz von der sogenannten „deutschen Kleidung“ verdrängt worden. Ein gewisser Sinn für Ordnung und Reinlichkeit fehlt ihnen keineswegs. Der Lette ist eine vorzugsweise lyrisch angelegte, sentimentale, zur Zärtlichkeit neigende Natur. In seiner einfachen und lieblichen Volkspoesie hat sich keine Spur eines epischen Elements erhalten, aber seine Sprache ist überreich an Ausdrücken der Zärtlichkeit, Liebkosungs- und Verkleinerungswörtern. Der größte Teil der Letten gehört mit den in Kurland ansässigen Deutschen dem protestantischen

Glaubensbekenntnis an; nur die in den Gouvernements Witebsk und Kówno wohnenden sind römisch-katholisch.

2. Die Litauer bewohnen in der Stärke von etwa anderthalb Millionen vorzugsweise die Gouvernements Kówno und Wilna. Zu ihnen gehören noch etwa eine halbe Million Shmuden oder Samogiten, ein Bruderstamm, der im westlichen Teil des Gouvernements Kówno ansässig ist. Der eigentliche Nationaltypus der Litauer ist schwer zu bezeichnen, da sie sich mit den benachbarten Stämmen stark vermischt haben. Sie sind im Durchschnitt von kleinem, hagerem, gedrungenem Körperbau, das Haar schattiert von blond zu braun und ist im allgemeinen dunkler als bei den Letten. Sie sind in hohem Grade religiös, aber auch abergläubisch und hängen noch stark an ihren althergebrachten heidnischen Gebräuchen. In Haus, Hof und Kleidung sind sie weniger sauber und ordentlich als die Letten. Ihre Wohnungen sind noch häufig ohne Schornsteine, die Fenster kleine Löcher. Sie hängen an ihrer Heimat und verlassen dieselbe nur ungern und selten. Die Kleidung der Männer ist einfach und ähnelt der lettischen und weißrussischen, bei den Frauen findet man in einigen Gegenden buntfarbige Trachten.

C. Von der Gräko-romanischen Gruppe finden wir in Russland

1. Griechen, die in einer Kopfzahl von etwa 77 000 die Gouvernements Cherssón, Jekaterinossláw, Tschernígow, Taurien und Bessarabien bewohnen, sich auch in einigen anderen Gegenden zerstreut finden. Sie sind zum Teil stark degeneriert. So sprechen die Griechen im Gouvernement Jekaterinossláw, welche an der Nordküste des Asówschen Meeres in der Nachbarschaft von Mariupól angesiedelt sind, nur tatarisch. Ihre Vorfahren lebten in der Krym, als dieselbe noch unter der Herrschaft mongolischer Chane stand, und wanderten zur Zeit Katharinas II. nach Russland aus, ehe noch die taurische Halbinsel dem russischen Reiche einverleibt wurde. Sie haben die Sprache der Hellenen fast ganz vergessen, ihren alten Glauben jedoch bewahrt. Aber mit der Sprache

haben sie auch manches andere von den Tataren angenommen, namentlich die orientalische Trägheit und Apathie, deren natürliche Folgen Armut und Unwissenheit sind.

2. Rumänen, welche sich etwa 800 000 Köpfe stark auf die Gouvernements Bessarabien, Chersson, Podolien und Jekaterinosslaw verteilen. Sie sind von kräftiger Gestalt, stark, gedrungen, meist schwarzhaarig mit dunklen blitzenden Augen, von frischer Gesichtsfarbe, lebhaft und gewandt, aber zur Trägheit geneigt. Von lebhaftem Verstande und schneller Fassungsgabe, sind sie mäßig, ehrlich, gutmütig, treu und ehrerbietig gegen höher Stehende. Sie tragen ihre ursprüngliche Nationaltracht (Fig. 53).

D. Germanische Gruppe. Außer Deutschen und Schweden finden sich noch Angehörige mancher anderen germanischen Stämme in den weiten Gebieten Russlands zerstreut, doch sind diese gering an Zahl und kommen gegen die beiden genannten nicht in Betracht.

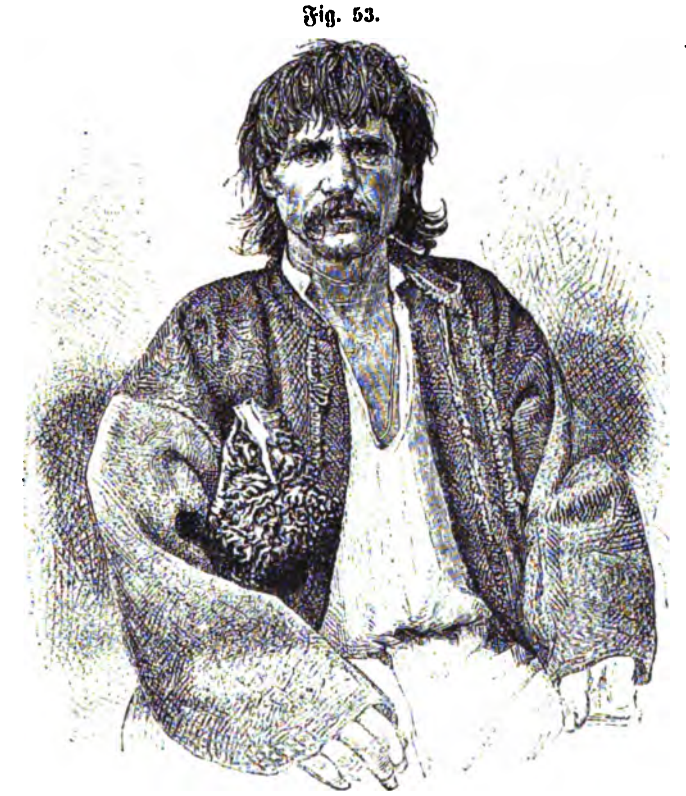
1. Die Deutschen. Ich denke, es entspricht der Anschauung meiner Leser, wenn ich bei unsern Landsleuten, den Deutschen in Russland, etwas länger verweile.

Die Zahl der in Russland wohnenden Deutschen wird außerordentlich verschieden angegeben. Die Ziffern schwanken zwischen einer halben und zwei Millionen. Es ist das eine Folge der Schwierigkeiten, die sich häufig einer genauen Bestimmung der Nationalität entgegenstellen. Gewöhnlich entscheidet die Sprache, oft die Religion, zuweilen auch der Name. Alle diese Merkmale sind bei den russischen Deutschen durchaus unsicher. Es giebt dort evangelische Familien rein deutschen Ursprungs und Namens, die kein Wort Deutsch verstehen, andere mit den nicht ungewöhnlichen Familiennamen Müller, Fischer u. s. w. sind griechisch-orthodoxe Russen ohne Makel, dagegen finden sich in den Ostseeprovinzen Geschlechter mit durchaus slawisch klingenden Namen, die gute lutherische Deutsche sind und kein Wort russisch verstehen. Trotz dieser Schwierigkeiten wird man kaum fehl greifen, wenn

man die Summe der in Russland wohnenden Deutschen auf zwei Millionen normiert.

Diese Einwanderer im Lande der Zaren lassen sich in drei große Gruppen sondern: a. die Deutschen in den baltischen Pro-

Fig. 53.



Rumäne aus Podolien.

vinzen Kurland, Livland und Estland; b. die Deutschen in den russischen Städten und endlich c. die deutschen Ackerbaukolonieen.

a. Die Deutschen in den baltischen Provinzen. Die drei Gouvernements Kurland, Livland und Estland werden noch

heute, wenn auch nicht offiziell, die deutschen Ostseeprovinzen genannt, obwol die dortigen deutschen Einwohner kaum den sechsten Teil der Gesamtbevölkerung ausmachen. Dennoch hat jene Bezeichnung ihren guten Grund. Deutsche haben das Land kolonisiert, haben die Urbevölkerung (Letten, Esten u. a.) sich unterworfen und dienstbar gemacht, haben sich in den Besitz alles Grundeigentums gesetzt, die Indigenen in Gutem und Bösem zum Christentum bekehrt und sind im Laufe der Jahrhunderte ihre Herren, Richter, Priester und Lehrer geblieben. So ist denn die ganze Kultur des Landes eine deutsche und der Grundbesitz wie Handel und Industrie waren bis vor kurzem noch ausschließlich in deutschen Händen. Die deutschen Einwohner der baltischen Provinzen sind dreifacher Herkunft. Sie bestehen aus den Nachkommen der deutschen Ritter, welche das Land eroberten, den Abkömmlingen später eingewanderter Deutschen und endlich aus germanisierten Indigenen.

Da die Ostseeprovinzen, wie Polen, Finland und der Kaukasus, außerhalb des Gebietes liegen, das diese Schilderungen sich zum Thema gewählt, kann ich hier auf das eigentümliche Wesen und Leben der baltischen Deutschen nicht ausführlicher eingehen.

b. Die Deutschen in den russischen Städten. Jede russische Stadt von einigem Umfange hat eine deutsche Kolonie in ihrer Mitte aufzuweisen. Selbstverständlich variieren diese Niederlassungen an Zahl und Bedeutung ihrer Mitglieder stark untereinander. Die größte und berühmteste dieser deutschen Koloniecn ist die der ersten Hauptstadt und Residenz des Reichs, St. Petersburgs. Alle übrigen, die deutschen Kolonieen von Moskau, Chárkow. Kijéw, Kasán, Odessa u. s. w. sind mehr oder weniger verkleinerte Abbilder der großen deutschen Hauptkolonie an der Newa, die hier in flüchtigen Umrissen gezeichnet werden soll.

Die Bevölkerung der russischen Residenz wird nach der Zählung des Jahres 1881 auf 861 303 Köpfe angegeben. Nach oberflächlicher Schätzung in runden Zahlen, für deren Richtigkeit ich keineswegs bürgen will, wohnen dort neben 740 000 Russen

65 000 Deutsche, 17 000 Franzosen, 8000 Engländer und der Rest verteilt sich auf Holländer, Schweden, Polen, Finnen, Esten, Letten.

Die deutsche Einwohnerschaft St. Petersburgs ist neben der russischen nicht nur die zahlreichste, sie ist auch die älteste. Peter der Große wußte sehr wol, welchen Vorschub er seinem Lande, seiner Hauptstadt erwies, als er den Zuzug der Deutschen beförderte, die in bekannter Wanderlust nicht säumten, seinem Rufe zu folgen. So entstand die deutsche Kolonie St. Petersburgs, die mit der Zeit zur Bevölkerung einer ansehnlichen Stadt herangewachsen ist und die, wenn der Maßstab deutscher Kultur angelegt wird, gerechten Anspruch hat, in die ersten Reihen zu treten.

Die deutschen Einwohner der russischen Residenz bestehen zunächst aus Reichsdeutschen, Einwanderern aus dem Mutterlande, welche in der Regel ihre nationalen, oft sogar ihre provinziellen und lokalen Eigentümlichkeiten treu bewahren. Der Name dieser Kategorie schließt jedoch keineswegs einen politischen Begriff ein. Viele Reichsdeutsche treten in den russischen Staatsdienst oder sehen sich durch andere Umstände veranlaßt, ihre frühere Staatsangehörigkeit aufzugeben und die russische anzunehmen. Sie erfüllen die Pflichten gegen ihr neues Vaterland mit Treue und Hingebung, bleiben aber, mit geringen Ausnahmen, in ihrem Wesen, Fühlen und Denken Deutsche. Dasselbe gilt von ihren Nachkommen.

Eine zweite Kategorie der deutschen Bewohner Petersburgs bilden die dort ansässigen baltischen Deutschen, die aus Kurland, Livland und Estland eingewandert sind. Sie unterscheiden sich in mancherlei wesentlichen Dingen von den Reichsdeutschen, halten aber noch hartnäckiger und inniger an ihrem Deutschtum fest als diese, wie denn der Mensch den Besitz vor allem andern hochzuschätzen pflegt, den er zu verlieren in Gefahr ist.

Noch eine dritte Gruppe von Petersburger Deutschen giebt es, die ich vorzugsweise russische Deutsche nennen will. Sie haben

in der Regel von ihrer Nationalität nichts übrig behalten, als den Familiennamen, zuweilen noch die Sprache und das protestantische Bekenntnis. Es sind die Nachkommen Deutscher der beiden obengenannten Kategorieen, welche in die russische Armee oder den Staatsdienst eintraten, oder eingebürgerter Kaufleute, die sich meist im Innern des Reichs aufgehalten, nur unter Russen gelebt, mit Russinnen verheiratet, ihr Deutschtum vollkommen eingebüßt haben. Sie stehen der eigentlich deutschen Gesellschaft St. Petersburgs fern, teilen weder ihre Geselligkeit noch ihre Interessen und kommen nicht in Betracht, wenn von der Petersburger deutschen Kolonie die Rede ist.

Dagegen leben baltische und Reichsdeutsche, mögen die letzteren noch reichsangehörig sein oder nicht, friedlich und einträchtig miteinander; sie bilden eine und dieselbe Gesellschaft mit denselben geistigen und socialen Interessen. Ihre Kinder besuchen dieselben öffentlichen und Privat-Lehranstalten; dieselben evangelischen Kirchen umschließen alle; sie erhalten und verwalten miteinander dieselben Woltätigkeitsanstalten, gehören denselben wissenschaftlichen und literarischen Vereinen an, nähren ihr politisches Bewußtsein an denselben Tagesblättern, amüsieren sich in denselben Klubs und Gesellschaften, bilden gemeinschaftlich das Hauptkontingent des Publikums im deutschen Theater und singen harmonisch in derselben Singakademie oder Liedertafel.

Zur Charakteristik der aus Deutschland eingewanderten will ich hier einen Zug anführen, der ihnen zu nicht geringem Lobe dienen mag. In den Gemütern dieser in der Fremde lebenden Deutschen war die Einheit des Vaterlandes stets eine anerkannte und vollzogene Tatsache, während Deutschland selbst noch vom schnödesten Partikularismus zerrissen wurde. Sobald der Deutsche die Grenzen der Heimat überschritten hat, sobald die Laute einer fremden Sprache rings um ihn her erklingen, liegen alle kleinlichen Lokalanschauungen hinter ihm; er ist unionistischer und patriotischer gesinnt, als seine Landsleute daheim.

Die St. Petersburger Deutschen sind vorzugsweise Gelehrte,

Beamte, Ärzte, Apotheker, Kaufleute und Handwerker. Auf den Fauteuils der Akademie der Wissenschaften, den Lehrkanzeln der Universität und der anderen Hochschulen, unter den Lehrern der Gymnasien und aller übrigen Bildungsstätten sind die Deutschen in einem Prozentsatz vertreten, der ihr Verhältnis zur übrigen Bevölkerung unendlich weit überragt. Unter den Beamten aller Regierungszweige und Stufen bis an den Ministertisch ist das deutsche Element zahlreich vertreten. Im Militär ist es geschätzt und gern gesehen. Die deutschen Ärzte gehören stets zu den gesuchtesten und bekleiden vorzugsweise die Stellen der Direktoren an den großen Hospitälern. Die deutschen Apotheker bilden noch heute weitaus die Mehrzahl. Die bedeutendsten Firmen der kaufmännischen Welt, vom besten und weitverbreitetsten Rufe, sind deutsche, und noch heute erfreut sich der deutsche Handwerker St. Petersburgs eines so guten Namens, daß der russische Händler, wenn er ein Handfabrikat seinen Kunden ganz besonders anpreisen will, zu versichern pflegt: „Das ist deutsche Arbeit!"

Wo der Deutsche sich niederläßt, baut er im Schweiße seines Angesichts den geistigen wie den irdischen Boden. Kirche und Schule sind die Tragpfeiler seines Hauses; Wissenschaft und Kunst die Blüten, mit denen er dieselben schmückt. In Kirche, Schule, Wissenschaft und Kunst erstarkt das geistige Leben wie der Nation, so auch der Kolonie. Doch ist bei der letzteren niemals außer acht zu lassen, daß sie ihre Wurzeln in fremde Erde gesenkt und der unmittelbaren Ernährung des heimischen Bodens entsagt hat.

Prüfen wir zunächst, was zur Befriedigung des religiösen Bedürfnisses der St. Petersburger Deutschen geschehen ist. Für die deutschen Katholiken an der Newa ist bisher nur kärglich gesorgt. Wie von den Russen die Bezeichnungen polnisch und katholisch gewöhnlich als identisch angesehen werden, so sind auch die beiden römisch-katholischen Kirchen der Residenz wesentlich für die polnische Bevölkerung bestimmt; der Gottesdienst wird

von polnischen Dominikanern versehen. Für die deutschen Katholiken wurden nur die gottesdienstlichen Kasualhandlungen lange Zeit in ziemlich schlechtem Deutsch verrichtet, bis die geistliche Behörde zur Einsicht kam und einige deutsche Dominikaner berief, die nach vorausbestimmter Ordnung von Zeit zu Zeit auch deutsch predigen. Die deutschen Katholiken St. Petersburgs, die sich mindestens auf 5000 beziffern und den vierten Teil sämtlicher römisch-katholischer Bewohner der Residenz, ja den eigentlichen stabilen Grundstock derselben ausmachen, hatten vollauf Anspruch auf diese billige Rücksicht. Dennoch geschieht nicht selten das Unerhörte, daß der deutsche Gottesdienst von polnischen Priestern in frechster Weise gestört wird. Noch am 11. Dec. 1883 wurde der deutsche Prediger in der Mitte seiner Rede von einem polnischen Kollegen unterbrochen, der unter dem Vortritt schellender Chorknaben, sich dem Altar näherte, um das Hochamt zu beginnen. Der Deutsche mußte die Kanzel verlassen. Da die (polnische) römisch-katholische Kirchenbehörde diesem Frevel nicht entschieden steuert, die russische Regierung aber sich nicht gern in die internen Angelegenheiten fremder Konfessionen mischt, wird den deutschen Katholiken St. Petersburgs nichts übrig bleiben, als zu dem besten Auskunftsmittel unter diesen Verhältnissen ihre Zuflucht zu nehmen und eine eigene deutsche Gemeinde zu gründen.

Die deutschen Protestanten erfreuen sich augenblicklich der beträchtlichen Zahl von 13 Kirchen mit sonn- und festtäglichem Gottesdienst. Diese zerfallen in drei große Gruppen. Die erste umfaßt die ansehnlichen Gotteshäuser der selbständigen deutschen Gemeinden, in denen der Gottesdienst nur in deutscher Sprache celebriert wird; die zweite besteht aus den Kirchen, die ursprünglich für evangelische Gemeinden anderer Nationalitäten bestimmt waren, an die sich jedoch eine deutsche Gemeinde angeschlossen hat, welche die Kirche, wol auch den Prediger, für ihren Gottesdienst benutzt. Die dritte Gruppe enthält die bei großen Woltätigkeits- oder Unterrichtsanstalten gegründeten Kirchen,

in denen ursprünglich nur für die Insassen jener Institute evangelischer Gottesdienst in deutscher Sprache gehalten wurde, um die sich jedoch mit der Zeit kleine Gemeinden krystallisiert haben. Zur ersten Gruppe gehören sechs, zur zweiten drei, zur dritten vier Kirchen. In ihnen wird allsonntäglich mindestens einmal evangelischer Gottesdienst gehalten; in den großen Kirchen der ersten beiden Gruppen zweimal. Dazu kommen Bibelstunden, Kindergottesdienst und die kürzlich aus Deutschland verpflanzte, trefflich gedeihende Einrichtung der Sonntagsschulen für den religiösen Unterricht der Kinder.

Die St. Petersburger deutsche Jugend erhält ihre Ausbildung in vier großen, von den evangelischen Gemeinden gestifteten Lehranstalten mit den Rechten der Staatsgymnasien, und daneben in einer ganzen Reihe ausgezeichneter und umfangreicher Privatschulen. Im großen und ganzen sind sämtliche genannte Institute den Lehranstalten Deutschlands nachgebildet, unterscheiden sich jedoch in wesentlichen Punkten, in denen den lokalen Bedürfnissen Rechnung getragen werden mußte. So wird in sämtlichen Schulen selbstverständlich die russische Sprache theoretisch und praktisch bis zur gewandten, fehlerfreien Handhabung getrieben; das Französische hat die Bedeutung eines Hauptfaches, das Englische wird in beträchtlich höherem Grade kultiviert, als in den Anstalten Deutschlands, und in der Mathematik wird mindestens ebensoviel verlangt, als in den hervorragendsten preußischen Gymnasien. Natürlich muß für die Gegenstände, welche der Lehrplan der deutschen Schulen nicht kennt und fordert, Zeit gewonnen und dafür das Pensum in anderen Disciplinen herabgesetzt werden. So verlangt man im Lateinischen und Griechischen bedeutend weniger als bei uns, und die Kenntnisse eines St. Petersburger deutschen Abiturienten in den klassischen Sprachen werden ungefähr dem Standpunkt eines guten preußischen Obersekundaners entsprechen.

Unter den sehr wolhabenden St. Petersburger Deutschen giebt es eine beträchtliche Anzahl, welche aus lokalen, hygieini-

schen und anderen Rücksichten vorziehen, ihre Kinder nicht in den vielbesuchten öffentlichen Anstalten unterrichten zu lassen, und sie deshalb einer der zahlreichen und vortrefflich eingerichteten Privatschulen anvertrauen, welche denn auch für auswärtige, weitwohnende u. dgl. mit Internaten und Pensionaten verbunden sind. Die bedeutendsten dieser Privatschulen stehen vollkommen auf dem Niveau der öffentlichen Lehranstalten und genießen ihre Abiturienten dieselben Rechte wie die der Staatsgymnasien.

Die Zahl der Privatanstalten zur Ausbildung des weiblichen Geschlechts ist eine noch viel ansehnlichere als die der Knabenschulen. Im allgemeinen wage ich von den St. Petersburger Töchterschulen zu behaupten, daß dieselben in ihren Leistungen und Resultaten höher stehen, als die entsprechenden Anstalten des deutschen Reichs. Der Grund mag in verschiedenartigen Dingen und Verhältnissen beruhen: ich will nur darauf hinweisen, daß man dort, bis in die unteren Klassen hinab, die größere Ausgabe für akademisch gebildete Lehrer nicht scheut, während man sich in Deutschland vielfach bis in die oberen Klassen mit Elementarlehrern und Lehrerinnen begnügt; daß man in St. Petersburg ein viel größeres Gewicht auf die Handhabung fremder Sprachen und die Kenntnis ihrer Litteratur legt, und daß dort der Unterricht bis in ein viel höheres Alter fortgesetzt wird, als in Deutschland zu geschehen pflegt.

Wo in so ausgiebigem Maße für die Bildung des Geistes und Herzens gesorgt wird, pflegen auch die Armen und Leidenden nicht vergessen zu werden. So sind denn auch die Woltätigkeits-Anstalten der St. Petersburger deutschen Kolonie von ganz hervorragender Bedeutung. Obenan steht der „Deutsche Woltätigkeitsverein". Derselbe wurde im Jahre 1842 gegründet, 1869 reorganisiert, steht unter dem Protektorat des deutschen Kaisers und hat den jedesmaligen deutschen Botschafter zum Vorsitzenden. Der Verwaltungs-Ausschuß von 20 Mitgliedern wird von der jährlichen Generalversammlung aller Beisteuernden gewählt. Dieser Verein, dessen Statuten ihm nicht gestatten,

andere, als dem deutschen Staatsverband angehörige Notleidende zu unterstützen, schöpft demungeachtet den Hauptstock seiner Mittel aus den Beiträgen sämtlicher Mitglieder der deutschen Kolonie und baltische wie Reichsdeutsche tragen ihr Scherflein bei und unterziehen sich ohne Unterschied in selbstloser Aufopferung der Last seiner Verwaltung. Dem Ausschuß zur Seite stehen eine beträchtliche Anzahl Armenpfleger und Armenpflegerinnen aus den besten deutschen Familien, welche sich freiwillig dieser schweren Aufgabe widmen. Der Verein unterstützt hülfsbedürftige deutsche Reichsangehörige durch Geld, Kleidungsstücke, Rückbeförderung in die Heimat, Beschaffung der Aufenthaltsscheine, Nachweisung von Arbeit, die Kranken durch ärztliche Hülfe und Medicin, die Gebrechlichen durch Aufnahme in sein Armenasyl, die Waisen durch Unterbringung in seinem Erziehungshause. Er verausgabt für diese Zwecke im Jahre beiläufig 25 000 Rubel, wovon der größere Teil durch freiwillige Jahresbeiträge aufgebracht wird. Im Armenhause des Vereins werden etwa 40 alte Männer und Frauen unentgeltlich verpflegt, in der Abteilung für Kinder gegen 70 Knaben und Mädchen bis zur Konfirmation vollständig versorgt, erzogen und unterrichtet. Sonst werden im Jahre circa 3800 Individuen durch Almosen unterstützt und das Arbeits-Magazin der Gesellschaft verausgabt in demselben Zeitraum etwa 4000 Rubel Arbeitslohn an arme Frauen.

Neben dem deutschen Woltätigkeitsverein verdient das Gesellenhaus „die Palme" unsere besondere Beachtung. Sein Zweck ist, den angereisten und arbeitslosen deutschen Handwerks-Gesellen eine Herberge zu bieten, in der sie den sittlich verderblichen Einflüssen der großen Stadt nicht ausgesetzt sind, ihnen zur Arbeit bei den Meistern ihres Gewerks zu helfen und allen Mitgliedern durch Lektüre, Vorträge und entsprechende Anweisung die Mittel zu geistiger und technischer Fortbildung zu gewähren.

Wie diese Zwecke von der „Palme" erreicht werden, ergiebt sich aus folgenden Zahlen: Im Jahre 1878 zählte sie 225 Gesellen und 100 Meister zu Mitgliedern, beherbergte im vorher-

gehenden Jahre 317 Angereiste, von denen 60 als unbemittelt freie Wohnung und Kost erhielten, den Rest für eine sehr kleine Entschädigung. Von jenen 317 Personen fanden 198 durch Vermittelung der Anstalt die gewünschte Arbeit. Für die Fortbildung ist durch eine gute Bibliothek mit Lese- und Zeitungskabinet, durch Vorträge und eine Sonntagsschule reichlich gesorgt. Turnen, Gesang und Liebhabertheater gewähren harmlose Unterhaltungen und bewahren vor manchem Bösen, das in großen Weltstädten heimisch ist. Mit der „Palme“ sind zwei treffliche Institutionen für die deutschen Handwerker Petersburgs verbunden: Lebensversicherung und Sparkasse. Die größte Bedeutung des Instituts liegt in der Selbstverwaltung und Selbsterziehung der Mitglieder.

Zwei Schöpfungen der deutschen Kolonie zu St. Petersburg haben ihr auch in den Augen der übrigen Bevölkerung die volle Anerkennung erworben, die sie in reichem Maße verdient. Die eine besteht schon seit einer Reihe von Jahren, die andere ist erst projektiert, aber — was die Hauptsache ist, die beträchtlichen für dieselbe erforderlichen Mittel sind bereits im Großen und Ganzen aufgebracht. Die erste ist das evangelische Hospital für kranke Frauen jeder Nationalität und jedes Bekenntnisses; die projektierte wurde zum Gedächtnis des Kaisers Alexander II. gegründet und wird in nächster Zeit ins Leben treten als „Alexander-Hospital für Männer“, gleichfalls jeden Volkes und Glaubens, gestiftet von deutschen Reichsangehörigen im Jahre 1881. Durch die Erwerbung eines geeigneten Grundstücks mit Gebäuden hat diese Unternehmung bereits den Boden der Wirklichkeit betreten und man beabsichtigt, nach Vollendung der notwendigen baulichen Veränderungen und Neubauten, das Krankenhaus im Sommer oder Herbst 1884 zu eröffnen.

In der nordischen Residenz giebt es eine ganze Fülle russischer und internationaler wissenschaftlicher Vereine, an denen sich die Deutschen selbstverständlich in bedeutsamer Weise beteiligen. Ich lasse dieselben hier bei Seite und erwähne nur diejenigen

Äußerungen des St. Petersburger geistigen Lebens, welche rein deutschen Charakters sind. Die deutschen Ärzte St. Petersburgs bilden von Alters her einen geistig eminent hervorragenden Stand. Während sonst keine einzige Berufsklasse ihre eigene deutsche Gesellschaft hat, existiert, neben dem großen Verband der St. Petersburger Ärzte von gemischter Nationalität, nunmehr seit 64 Jahren der deutsche ärztliche Verein. Austausch von Meinungen und Ansichten auf dem Gebiete der praktischen Heilkunde, gegenseitige Belehrung, Mitteilungen über Erlebtes und vor allem die Aufrechterhaltung freundschaftlichen und kollegialischen Verhaltens bei allen Gelegenheiten des Verkehrs sind die Zwecke, welche man bei der Gründung des Vereins im Auge hatte. Die Verhandlungen werden in der St. Petersburger medicinischen Zeitschrift veröffentlicht. Neben diesem großen Verein deutscher Ärzte existierten in der nordischen Hauptstadt noch verschiedene engere Cirkel gleichfalls mit der Bestimmung, die Wissenschaft der Medicin und eine schöne Kollegialität zu pflegen.

Von allgemein scientifischem Charakter ist die „Gesellschaft für wissenschaftliche Unterhaltung", welche in der Mitte der sechziger Jahre gegründet wurde. Zweck derselben ist, sich mit Ausschluß der Politik an den geistigen Errungenschaften der Gegenwart und Vergangenheit zu erfreuen.

Auch die wissenschaftliche periodische Presse St. Petersburgs hat ihre rein deutschen Elemente aufzuweisen. Dahin rechne ich die genannte medicinische Zeitschrift, die sich unter den Fachmännern Deutschlands einer ehrenvollen Anerkennung erfreut. Von allgemein wissenschaftlichem Charakter ist die „Russische Revue, Monatsschrift für die Kunde Russlands", herausgegeben von K. Röttger, welche in objektiver Darstellung authentisches Material für die Kenntnis Russlands darbietet. Auch der „St. Petersburger deutsche Kalender" ist der wissenschaftlichen Presse beizuzählen, da er neben der kalendarischen eine Abteilung von rein wissenschaftlichem Charakter zu geben pflegt.

Die politische deutsche Presse St. Petersburgs beginnt

mit dem Jahre 1727, der Gründung der deutschen „St. Petersburger Zeitung" durch Peter den Großen. Dies Blatt, nach der „Augsburger Postzeitung" das älteste der existierenden deutschen Tagesblätter, hat sich aus kleinen Anfängen zu einem großen politischen Organ entwickelt. Da der Abonnementspreis ein verhältnismäßig hoher ist, hat man von Zeit zu Zeit den Versuch gemacht, durch billige, wenig umfangreiche Wochenschriften dem Bedürfnis des kleinen deutschen Mannes entgegenzukommen. Keine derselben hat sich auch nur kürzere Zeit zu halten vermocht; nach Inhalt und Form entsprachen sie nicht dem Bedürfnis der Petersburger deutschen Bevölkerung. Im Jahre 1870 wurde in baltischem Interesse eine zweite deutsche Zeitung, die „Nordische Presse", gegründet, welche bereits 1874 wieder einging; dagegen prosperiert der „St. Petersburger Herold", ein großes politisches Blatt, welches in demselben Jahre entstand und vorzugsweise die Ansichten der Reichsdeutschen vertreten will, recht gut neben der älteren wolrenommierten Schwester.

Die deutsche Dichtung hat sich von Alters her in der nordischen Metropole einer liebevollen Pflege zu erfreuen gehabt. Petersburg hatte im eigenen Weichbilde poetische Kräfte genug, um selbständige belletristische Journale und Almanache ans Tageslicht treten zu lassen. Auf diesem Felde begegnen wir im Anfang des Jahrhunderts einer „Sankt Petersburger Monatsschrift", einer „Ruthenia", in den dreißiger Jahren dem „Magazin für deutsche Leser in Russland", im fünften Decennium den „Belletristischen Blättern aus Russland" und am Ende desselben in den „Schneeflocken", dem ersten Versuch eines St. Petersburger Musenalmanachs.

Ein deutsches Theater gab es bereits unter dem Zaren Alexéi Michaílowitsch in Russland; um das Jahr 1676 gaben deutsche Komödianten Vorstellungen zur Belustigung des Hofes. Unter Peter dem Großen, Katharina I. und Peter II. hatte St. Petersburg nur deutsches Theater, erst im Jahre 1730 kam eine italienische Oper dazu. Unter der Kaiserin Anna Joánnowna

wurde die Truppe der berühmten Neuberin verschrieben (1739), mußte jedoch schon im folgenden Jahre, nach dem Tode der Herrscherin, St. Petersburg verlassen. Am Ende der vierziger Jahre spielten der bekannte Ackermann und die Witwe Schröder in Petersburg, die sich bald darauf in Moskau verheirateten. In Petersburg betrat der dreijährige Sohn der genannten Künstlerin, der später berühmte Friedrich Ludwig Schröder, in einem Vorspiele, in welchem er die Rolle der Unschuld darstellte, zum ersten mal die Bühne. Die anwesende Kaiserin Elisabeth ließ ihn in ihre Loge bringen, nahm ihn auf den Schoß und liebkoste ihn. Von 1750 an ist St. Petersburg mit kurzen Unterbrechungen, vom 20. August 1800 aber ohne jede Pause im Besitz eines deutschen Theaters geblieben, das von jenem Tage an als Hoftheater der kaiserlichen Direktion unterstellt wurde. In den neunziger Jahren war dort ein zwölfjähriges Mädchen, Sophie Bürger, mit Beifall in der Oper „Rotkäppchen“ aufgetreten; Deutschland bewunderte sie später als seine Sophie Schröder. Zum Direktor des neuen deutschen Hoftheaters wurde August von Kotzebue ernannt, blieb aber kaum ein Jahr in dieser Stellung. Seit 1830 hatte St. Petersburg auch eine deutsche Oper, welche neben dem recitierenden Drama allgemeine Sensation erregte. Sie wurde 1844 aufgelöst, um der italienischen den Platz zu räumen. Das heutige deutsche St. Petersburger Hoftheater leistet nicht weniger, als jedes angesehene deutsche Hof- oder Stadttheater zweiten Ranges. Dabei ist nicht außer acht zu lassen, daß die St. Petersburger deutsche Bühne mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die man anderswo kaum versteht. Eines Vorzugs aber darf das St. Petersburger deutsche Theater sich rühmen, der bei seiner Abgelegenheit von den Centren des deutschen Bühnenverkehrs und seinen bescheidenen finanziellen Verhältnissen stark ins Gewicht fällt: daß es nicht leicht eine Bühnengröße in Deutschland gegeben hat, welche die Petersburger nicht in einem umfangreichen Rollencyklus gesehen hätten.

Die Musik wird von Deutschen wie Russen an der Newa

mit ausgesprochener Vorliebe gepflegt. Die ersteren unterscheiden sich vielleicht nur darin von den letzteren, daß, während diese bald entschiedene Anhänger der italienischen Oper, bald enthusiastische Wagnerianer sind, die deutschen Musikliebhaber an ihren Klassikern festhalten und Beethoven, Weber, Mendelssohn-Bartholdy, Schubert und Schumann mit ihren Nachfolgern den Göttern des Südens und der Zukunft vorziehen.

An die Öffentlichkeit tritt der deutsche Musikkultus in der nordischen Residenz durch eine Anzahl specifisch deutscher Vereine, die sich die Pflege des Chorgesanges zur Aufgabe gestellt haben. Der Männergesang hat sein vornehmstes Centrum in der St. Petersburger deutschen Liedertafel, die sich seit ihrer Gründung vor 42 Jahren der allgemeinsten Teilnahme erfreut. Der Gesangverein Arion verfolgt dieselbe Tendenz, rekrutiert sich jedoch vorzugsweise aus dem jüngeren deutschen Handwerkerstande.

Drei Vereine für gemischten Chor sind an den drei großen evangelisch-lutherischen Kirchen gestiftet und stehen unter der Direktion der betreffenden Organisten. Sie wurden jedoch früher weit überragt von dem vierten, der Singakademie, welche wol bald ein halbes Jahrhundert zurückgelegt haben wird. Über die Trefflichkeit ihrer Leistungen herrscht im Publikum wie in der Kritik nur eine Stimme.

Ist die deutsche Kolonie zu St. Petersburg der Mittelpunkt des deutschen Lebens im eigentlichen Russland, so knüpft sich an eine Schilderung derselben folgerichtig die Frage über die soziale und politische Stellung der Deutschen im russischen Reich. Es ist das Thema von dem oft erwähnten, geleugneten, in den lebhaftesten Farben geschilderten und wieder bestrittenen Haß der Russen gegen die Deutschen.

Derselbe ist allerdings vorhanden, eine historische Thatsache, die sich nicht übersehen läßt; er ist aber keineswegs von hohem Alter und ebenso wenig im russischen Volke allgemein verbreitet.

Kaiser Nikolái bevorzugte die Deutschen augenfällig, besonders den Adel der Ostseeprovinzen — er hatte sie in allen Lagen treu und zuverlässig erfunden. Trotzdem kann zu jener Zeit von einem eigentlichen Hasse der Russen gegen die bevorzugten Deutschen nicht die Rede sein. Das Gefühl der Zurücksetzung machte sich unter den vornehmen Russen in der Form harmloser und häufig witziger Satire Luft. Die mittleren und unteren Bevölkerungsschichten blieben davon völlig unberührt und beugten sich gern und willig unter das Übergewicht deutschen Geistes und deutschen Fleißes. Ein Zeichen dieses Respekts ist das russische Sprichwort: „Die Deutschen haben die Affen erdacht."

Nun kam der Krymkrieg, dessen unglückliche Ereignisse in schwachen Gemütern einen verbissenen Groll gegen das ausländische Europa erzeugten. Der polnische Aufstand kam dazu und jene Erbitterung gegen das Ausland und der Zorn gegen die rebellischen Polen erzeugten in der Presse den Gedanken der russischen Nationaleinheit. „Russland für und durch die Russen" lautete die Parole. Unter der Nationaleinheit verstand man aber die Entnationalisierung und vollständige Russificierung aller Landstriche, welche im Reiche von nichtrussischen Volksstämmen bewohnt werden.

Religion, Sprache, Gesetze, Sitten und Gewohnheiten, alles, was sich diese Völkerreste von ihrem Eigentum erhalten hatten, sollte nun in der allgemeinen Mischung des einigen russischen Staates aufgehen und verschwinden. Die Idee einer solchen Nationaleinheit führte folgerichtig zum Hasse und zur Fehde gegen alles, was im Reiche nicht russisch, respektive nicht slawisch war, und dieser Groll erstreckte sich bald über die Grenzen des Landes hinaus. Natürlich warf derselbe sich vorzugsweise auf denjenigen nichtslawischen Volksstamm, welcher neben dem russischen die hervorragendste Stellung im Staate inne hatte — den deutschen. Er traf zunächst und am derbsten die baltischen Provinzen, ging dann nicht minder heftig auf alle in Russland woh-

nenden Deutschen über und verschonte schließlich auch Deutschland nicht, als das Mutterland aller jener hassenswerten Objekte.

Die oberen und unteren Schichten der russischen Nation blieben diesen extremen Strömungen vollkommen fremd. Sie fanden sich nur in den mittleren Regionen, den Kreisen der Subalternbeamten und Literaten. Und wenn man gerecht sein will, darf man nicht übersehen, daß die Deutschen durch eine gewisse plumpe Art, ihre geistige Überlegenheit geltend zu machen, häufig genug begründete Veranlassung zu feindseligem Begegnen von Seiten der Russen gegeben hatten.

Dieser Haß gegen die Deutschen, der sich in den sechziger Jahren in der russischen Presse zu den lärmendsten Ausbrüchen steigerte und selbstverständlich seine Wirkung auf die bezeichneten Sphären der Nation nicht verleugnete, ist seither nicht spurlos vorübergegangen und verschwunden. Die Saat, die einmal im Boden des Volkes Wurzel gefaßt, läßt sich nicht leicht wieder von der Erde vertilgen. Zwar hat jene Feindseligkeit viel von ihrer ursprünglichen Heftigkeit verloren, aber sie taucht immer wieder von Zeit zu Zeit in einzelnen Organen der Presse auf, die sich dadurch den mittleren Schichten der Bevölkerung besonders angenehm zu machen suchen. Während des deutsch-französischen Krieges schlug jener Haß von neuem in lichter Lohe empor und dokumentierte sich in der entschiedensten Parteilichkeit gegen Deutschland, trotzdem Kaiser Alexander seinen Sympathieen für den Nachbar offenen Ausdruck gab.

Aber die Errungenschaften dieses glorreichen Krieges haben auch die Stellung der Deutschen in Russland, den russischen Beamten, der gesamten russischen Gesellschaft gegenüber, stark verändert. War der Angehörige irgend eines deutschen Duodezländchens früher in aller Welt schutz- und rechtlos, wurde er, wenn er seine Eigenschaft als Deutscher geltend machen wollte, verlacht und verhöhnt, so hat sich das seit 1871 geändert. Gegenwärtig residiert in St. Petersburg ein Botschafter des deutschen Kaisers, ein Konsul des deutschen Reichs, die energisch für jeden

Reichsangehörigen eintreten, wo er des Beistandes bedarf. Aus dem schüchternen, zaghaften Lippe-Detmolder oder Sachsen-Koburger ist ein Deutscher geworden, der stolz auf die Größe seines Vaterlandes in berechtigtem Selbstbewußtsein jedermann in fremdem Lande gegenübertreten darf mit seinem: Civis Romanus sum!

Und so ist denn auch jetzt in Russland alle Welt mit Achtung, Freundlichkeit und Zuvorkommenheit erfüllt gegen alles, was den Namen eines Deutschen trägt, und eher könnte man unseren Landsleuten ein etwas keckes und übermütiges Auftreten vorwerfen, als den Russen Mangel an Rücksicht und Anerkennung.

c. Die deutschen Ackerbaukolonieen. Zu verschiedenen Zeiten hat man fremdländische Kolonisten in Russland angesiedelt, um die weiten unbewohnten Strecken des Landes zu kultivieren. So giebt es dort Kolonieen von Griechen, Serben, Bulgaren, Rumänen, Montenegrinern, Juden und Deutschen. Die letzteren sind an Zahl und Ausdehnung bei weitem die bedeutendsten. Als an die stark bevölkerten Ackerbaudistrikte Deutschlands die Aufforderung erging, Kolonisten nach Russland zu entsenden, hatte die russische Regierung ein doppeltes Ziel im Auge. Zunächst sollte das wüst und unbenutzt liegende Land bevölkert, angebaut und der Nationalreichtum dadurch vermehrt werden, dann hoffte man aber auch, daß die deutschen Kolonieen durch ihr Beispiel einen bildenden Einfluß auf die benachbarten russischen Bauern ausüben würden. Sie sollten in der besseren, vernünftigeren Bearbeitung des Bodens, in Weinbau und Gartenkultur für den russischen Ackerbauer eine Schule sein, die ihn zum Lernen, zur Nachahmung anregte.

Der erste der genannten Zwecke wurde vollkommen erreicht. Die Zahl der deutschen Kolonisten im russischen Reiche beträgt über 300 000. Bei der Gründung der Niederlassungen erhielt jede Familie 40 bis 60 Dessjatinen (43—66 Hektaren) Land. Nehmen wir 8 bis 10 Dessjatinen für jeden Kopf an, so ergiebt sich, daß sämtliche Kolonieen im Laufe der Zeit drei Millionen

Dessjatinen unkultiviertes Land in fruchttragende Ackerfelder und Gärten umgeschaffen haben, ein Resultat, das sicher nicht zu unterschätzen ist.

Dabei hat der Fleiß und die Betriebsamkeit der Kolonisten sich nicht auf den Ackerbau und die Viehzucht allein beschränkt; sie haben die mit der Landwirtschaft verwandten Gewerbe betrieben, in Industrie und Handel thätige Hand angelegt und auch nach dieser Richtung hin die von ihnen bewohnten Landstriche in hohem Grade gefördert.

Dagegen blieb die zweite Aufgabe der deutschen Kolonisation durchaus ungelöst. Die mitten unter den deutschen Ansiedelungen liegenden russischen Dörfer zeigen auch nicht die geringste Spur von deutschem Einfluß. Der russische Bauer baut dort sein Feld, wie seine Genossen überall und er von jeher gethan, wohnt, wie er stets gepflegt, und thut nicht das geringste für Baumkultur und Gartenbau. Wol beobachtet er die Lebensweise seines überlegenen Nachbars, aber es fällt ihm nicht ein, sich dieselbe anzueignen. Ihm ist der Deutsche ein Wesen anderer Art, dem von Natur eine andere Lebensweise zukommt, welche ihm selbst jedoch völlig fremd und unerreichbar, nicht einmal wünschenswert erscheint. Ist auch der russische Bauer ein überaus geschickter Nachahmer, sobald er ein Handwerk, ein Gewerbe ergriffen; wenn er das Feld seiner Väter baut, ist er verbissen konservativ und bleibt halsstarrig beim Alten.

Eine nicht geringe Anzahl deutscher Kolonisten sind der Einladung nach Russland gefolgt, weil sie sich in ihrem Vaterlande in irgend einer Weise religiös bedrängt fühlten. So finden wir neben Protestanten und Katholiken am Nordufer des Schwarzen Meeres Mennoniten, im Kaukasus Jerusalemsfreunde und Clötianer und andere Schattierungen christlicher Bekenntnisse.

Die deutschen Kolonisten in Russland haben ihre nationalen Eigentümlichkeiten bisher unversehrt zu erhalten gewußt. Obgleich schon ihre Väter und Großväter im Lande geboren wurden und sich bei ihnen kaum eine Tradition der ursprünglichen

Heimat forterbt, pflegen sie ihr Nationalbewußtsein und sehen auf den armen, unwissenden und trägen russischen Bauer stolz herab. Eifersüchtig bewahren sie ihre Sprache, ihren Glauben, ihre Sitten und Gewohnheiten, sprechen neben ihrer Muttersprache höchstens ein ganz barbarisches Russisch und gehen niemals eheliche Verbindungen mit den Völkern anderen Stammes ein, von denen sie umgeben sind.

Um eine größere Einheit in der staatlichen Stellung der Bewohner des Reichs herbeizuführen, hat die russische Regierung in den siebziger Jahren die Privilegien aufgehoben, welche den Kolonisten bewilligt waren, und die besondere Verwaltung, unter welcher sie standen, abgeschafft. Diese Maßregeln, besonders die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht auch unter den Ansiedlern, hat eine starke oppositionelle Bewegung derselben hervorgerufen, die in der Auswanderung vieler Hunderte von Familien nach Amerika ihren Ausdruck fand. Diese Auswanderungszüge haben jedoch in ihrer Mehrzahl einen sehr unglücklichen Verlauf gehabt, und die armen Enttäuschten und Betrogenen sind größtenteils, nachdem sie ihr Hab und Gut eingebüßt, arm und elend nach Russland zurückgekehrt. Die Regierung hat dann, besonders im Militärdienst, einige vernünftige Konzessionen gemacht, und die Gemüter haben sich nach und nach beruhigt. Das Auswanderungsfieber hat nachgelassen und die Kolonisten haben sich den neuen Verhältnissen anbequemt.

Ein Überblick über die deutschen Kolonieen Russlands zeigt uns dieselben, abgesehen von wenigen zerstreuten Niederlassungen, als drei große Gruppen in dem weiten Reiche verteilt. Die erste Gruppe wird von den Ansiedelungen des St. Petersburger Gouvernements gebildet, die zweite umschließt die Kolonieen an der Wolga, die dritte die Niederlassungen in Südrussland und am Kaukasus.

Erste Gruppe. Die deutschen Kolonieen im Gouvernement St. Petersburg liegen teils am Ufer des finischen Meerbusens, teils an der Newa, teils im Lande zerstreut. Zu

Fig 54



Deutsche Kolonisten aus der Gegend von St. Petersburg.

den bedeutendsten der ersten Kategorie gehören die Peterhofer, Oranienbaumer und Kronstädter Kolonie, zur zweiten Neu-Ssarátowka, zur dritten Friedental bei Zárskoje-Sseló. Die Kolonisten, meist Württemberger, die unter Katharina II. ins Land gekommen, sind fleißige und betriebsame Leute, die an ihrer Religion, Sprache, Sitten und Gewohnheiten treu und beständig festhalten und vortrefflich prosperieren. Sobald man ein deutsches

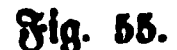


Fig. 55.



Deutsche Kolonisten aus der Gegend von St. Petersburg.

Kolonistendorf betritt, fühlt man sich heimatlich angeweht: die schönen, reinlichen Häuser, von zierlichen Blumengärten und wolgezimmerten Einfriedigungen umgeben, die sauberen, stillen Bewohner in der Tracht ihrer Heimat, die Laute der Muttersprache mit wolkonservierten süddeutschen Anhauch — alles vergegenwärtigt ein Stück Deutschland (Fig. 54).

Von der Nähe der Residenz wissen diese Landsleute den besten Nutzen zu ziehen. Nicht allein, daß ihre einspännigen

Wagen am frühen Morgen die Hauptstadt durchziehen und der wolbekannte Ruf ihrer Insassen: „Kartoffel, Kartoffel!“ weithin durch die Straßen St. Petersburgs hallt und Kaufliebhaber herbeilockt (Fig. 55), ihre netten, hübsch eingerichteten, blumengeschmückten Häuser bieten einen anmutigen und vielbegehrten billigen Sommeraufenthalt für alle Residenzbewohner, welche vom Schicksal nicht mit eigenen Sommerwohnungen und Landgütern dotiert wurden.

Im Verhältnis zu der Zahl und Größe der südrussischen und der Wolga-Niederlassungen sind die Kolonieen des Gouvernements St. Petersburg von geringem Belang.

Zweite Gruppe. Die Wolga-Kolonieen. Im Jahre 1763 hatte die Kaiserin Katharina II. ein ausführliches Manifest erlassen, durch welches Ausländer aufgefordert wurden, sich unter Gewährung besonderer Vorrechte und Privilegien in Russland niederzulassen. Bevollmächtigte wurden in verschiedene Länder Europas gesandt, um Auswanderer anzuwerben und zu geleiten. Es sammelten sich infolge dessen Scharen von Ackerbauern, aber auch von Abenteurern und verkommenen Subjekten aus Baiern, Sachsen, Würtemberg, Hannover, Baden, Hessen, Elsaß, Lothringen, Tirol, der Schweiz und den Niederlanden. Regensburg war der Sammelplatz. Die Reise ging zu Lande bis Lübeck, von dort zu Schiffe nach Kronstadt und Oranienbaum. Die Einwanderer wurden an diesen Landungsplätzen von der Kaiserin selbst und dem Großfürsten Paul Petrówitsch bewillkommnet und als Bürger der neuen Heimat begrüßt. Mit reichlicher Unterstützung versehen, ging dann der Zug über Moskau in die Gegenden, wo die Niederlassung gegründet werden sollte, die sich heute an den Ufern der Wolga von Kamyschin bis Wolsk in hunderten von Kolonieen ausbreitet. Die Ansiedelung nahm ihren Fortgang in den Jahren 1764 bis 1770. An den Nebenflüssen der Wolga standen treffliche fruchtbare Landstriche unangebaut, die von den neuen Bewohnern eingenommen wurden.

Diese deutschen Ansiedelungen zerfallen in vier Bezirke, von denen zwei an der rechten oder Bergseite des Stromes im Gouvernement Ssarátow, zwei an der linken oder Wiesenseite im Gouvernement Ssamára liegen. Der erste beginnt 35 Kilometer von der Gouvernementsstadt Ssarátow, erstreckt sich stromaufwärts an der Wiesenseite und enthält 41 Kolonieen, die sich nach Nordosten bis nahe zur Kreisstadt Wolsk ausdehnen, nach Südosten weit in die uralische Steppe dringen. Hier begegnen wir den Ortsnamen Rosental, Wiesenheim, Sinelberg, Lilienfeld, Ernestinendorf u. s. w. und nördlich von Jekaterinenstadt in einer Reihenfolge Unterwalden, Luzern, Zug, Solothurn, Zürich, Basel, Glarus, Schaffhausen. Der zweite Bezirk liegt 40 Kilometer südlich von Ssarátow und zählt 15 Kolonieen. Der dritte und größte, an der Bergseite der Wolga, enthält 43 Kolonieen, und der vierte, welcher nur 3 Ansiedelungen umfaßt, befindet sich nördlich von Ssarátow. Diese 102 Mutterniederlassungen entstanden in den ersten sechs Kolonisationsjahren. Die Ansiedler waren sämtlich sehr arm, aber die Regierung that unendlich viel für sie, und wären sie tüchtige Landwirte gewesen, so hätte sich ihre Lage bald günstig gestalten müssen. Das war aber durchaus nicht der Fall. Die Mehrzahl verstand nicht einmal die gewöhnlichsten Handgriffe des Ackerbaues und hatte mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, bis sie nur in den Hauptarbeiten des Landmannes eingeübt war. Die wenigen Ackerbauer unter ihnen mußten das Amt der Lehrmeister übernehmen. Noch schwieriger war es für die Kolonisten, sich an das Klima und eine entsprechende Lebensart zu gewöhnen. Aber auch Trägheit, Nachlässigkeit und Mangel an gutem Willen hielten die Ansiedelungen in ihrer Entwickelung auf. Es waren eben die besten nicht, die ihr Vaterland verlassen hatten. So waren von 8000 Familien mit 27 000 Seelen im Jahre 1775 nur noch 5502 Familien mit 23 184 Seelen geblieben. Heimweh, Klima und Armut hatten sie decimiert; manche wurden Soldaten. Als die Kolonisten durchgängig mit gesunden Wohnungen versehen waren

und ihr selbstgebautes Brot essen konnten, als Ackerbau und Viehzucht sich entwickelten, kam neues Leben, neue Thätigkeit unter die Einwanderer und die Niederlassungen blühten auf. Später, als nur die männlichen Seelen gezählt wurden, ergaben sich 1795: 11000 Seelen; 1816: 30000; 1837: 60000.

Leider hat diese Blüte nicht allzulange vorgehalten. Die Ansiedler haben im Laufe der Zeit sich nicht genug Selbständigkeit erworben, um das Aufhören der Bevormundung durch ihre besondere Aufsichtsbehörde ertragen zu können. Dazu kam das höchst mangelhafte Institut des gemeinschaftlichen Grundbesitzes nach russischem Muster, über das ich später ausführlich zu sprechen habe, und Mißernten, um das Maß voll zu machen, so daß der Wolstand, dessen sie sich in den ersten sechs Decennien dieses Jahrhunderts erfreuten, fast überall im Schwinden begriffen ist. So lange die erwähnte Aufsichtsbehörde — das Comptoir für die ausländischen Kolonisten — existierte, waren die Wolga-Kolonieen verhältnismäßig wolhabend, ja reich zu nennen. Es gab Ansiedelungen mit einem Gemeindevermögen von 40000 Rubel. Nach Aufhebung dieses Comptoirs wurde alles verteilt und verthan, und als die Notjahre kamen, saß man auf dem Trockenen. Jetzt sind die meisten Niederlassungen an der Wolga verschuldet, und dieser Zustand wird nicht früher aufhören, bis jener sogenannte Gemeindebesitz des Grundes und Bodens nicht mehr existiert. Jetzt saugt der schnödeste Raubbau das Land aus — denn es ist Eigentum nicht des Einzelnen, sondern der Gemeinde — und jeder denkt: warum soll ich das Erdreich verbessern? nicht ich, mein Nachfolger hat ja den Nutzen davon. So finden sich gegenwärtig Tausende von Familienvätern unter den Wolga-Kolonisten, die kein Pferd, keine Kuh, kein Schwein, kein Schaf, keine Gans — nicht einmal ein Huhn besitzen. Aus dieser Lage giebt es nur eine Rettung: daß jeder das Land, das er bebaut, als sein Eigentum von der Gemeinde käuflich erwerben kann.

Viele Wolga-Kolonisten sind nach den letzten Hungerjahren in den Kaukasus übergesiedelt.

Dritte Gruppe. Die deutschen Niederlassungen in Südrussland und am Kaukasus lassen sich in drei gesonderte Gebiete zerlegen. Das erste umfaßt die Kolonieen in den vier Gouvernements Bessarabien, Chersson, Taurien und Jekaterinosslaw, welche das Nordufer des Schwarzen Meeres im Bogen umgeben, wozu noch die Mennonitenansiedelungen im nördlicher gelegenen Tschernigowschen Gouvernement zu rechnen sind; das zweite Sarepta, die Kolonie der Brüdergemeinde im Gouvernement Ssaratow; das dritte die Niederlassungen in Cis- und Transkaukasien.

Erstes Gebiet. Die Zahl der deutschen Kolonisten in den vier erwähnten Gouvernements am Schwarzen Meere beträgt nach annähernder Schätzung etwa 30 000, die der Hauptsumme nach im Anfange dieses Jahrhunderts unter der Regierung Alexanders I. eingewandert sind. Man wollte die pontische Steppe anbauen und kultivieren und bewilligte den Ansiedlern unentgeltliches Land, Freiheit von Abgaben und Militärdienst, Beibehaltung ihrer Muttersprache im Verkehr mit der Obrigkeit, Wahl ihrer Dorfbehörden und Unabhängigkeit in Kirche und Schule. Die Mennoniten abgerechnet, stammt die Mehrzahl dieser Kolonisten aus Süddeutschland, namentlich aus Würtemberg und Baden. Die Gesamtzahl der deutschen Ansiedelungen im Norden des Schwarzen Meeres beträgt circa 185, von denen etwa 120 auf evangelisch-lutherische und katholische, 65 auf Mennonitengemeinden kommen. Außerdem finden sich auch reformierte und verschiedene Separatisten-Gemeinschaften. Die Kirchenverwaltung der evangelischen Gemeinden zerfällt in die Probsteibezirke von Odessa und Nikolajew mit 29 Kirchspielen und ebensoviel Predigern. Auf die reformierten Gemeinden kommen vier Kirchspiele mit vier Geistlichen. Die Katholiken, welche in 50 Ortschaften teils allein, teils mit Protestanten zusammenwohnen, haben 19 Kirchspiele mit 22 Pfarrern. Die Kolonieen bilden in ihrer Gesamtheit eine Kurve im Norden des Pontus, die am Pruth be-

ginnt und aufhört, wo das Asówsche Meer sich zu einem schmalen Becken verengert.

Während im allgemeinen auch auf die südlichen Kolonieen alles seine Anwendung findet, was die deutschen Ansiedler in ihrer Gesamtheit charakterisiert, tritt uns hier zwischen den Mennoniten und den Kolonisten anderer Bekenntnisse ein äußerst schroffer Kontrast entgegen. Ich will bei der Schilderung dieses Gegensatzes der Bequemlichkeit halber den in Russland üblichen, obwol durch nichts motivierten Sprachgebrauch beibehalten und die Ansiedler aller anderen Bekenntnisse den Mennoniten gegenüber unter der allgemeinen Bezeichnung „Kolonisten“ zusammenfassen.

Die überwiegende Mehrzahl der Kolonisten stammt, wie gesagt, aus Süddeutschland; die meisten von ihnen aus Schwaben. Ihre Niederlassungen haben mit geringen Ausnahmen deutsche Benennungen, an denen häufig die Heimat der Einwanderer zu erkennen ist. Da giebt es ein Alt- und Neu-Nassau, ein Darmstadt und Worms, ein Speyer, Landau und München, ein Karlsruhe, Baden, Durlach, Heilbronn, Rastatt, Friedrichsfeld, Petersthal, Neuburg und Rohrbach, ein Kassel, Töplitz und Straßburg. Andere verewigen das Andenken an deutsche Siege, wie Waterloo, Arcis, Brienne, Fère Champenoise, Paris, Katzbach, Leipzig und Kulm.

Die Kolonisten halten sich abgesondert von den Russen, die ihnen unsympathisch sind, und haben sich infolge dessen ihre nationalen Merkmale in unversehrter Reinheit erhalten. Die älteren Leute verstehen gar kein Russisch, die jüngeren sprechen es beispiellos schlecht. Ihr Deutsch offenbart noch jetzt die dialektischen Eigentümlichkeiten, welche die Großeltern aus der Heimat mitgebracht, und der Pfälzer, der Alemanne und Schwabe sind wol zu unterscheiden. Sitten und Gebräuche sind unverändert geblieben. Sie halten treu an ihrem religiösen Bekenntnis, heiligen den Sonntag, und wo sie keinen Pfarrer haben, hält der Schullehrer den Gottesdienst. Von Zeit zu Zeit kommt dann der Pastor des Kirchspiels, der nach der Predigt die Kasualhand-

lungen verrichtet. Jede Kolonie hat ihre Schule, ihren eigenen Schullehrer und manche außerdem einen Präceptor für die russische Sprache.

Mit geringen Ausnahmen sind die Kolonisten reinlich, ordnungsliebend und arbeitsam, deshalb auch die meisten vermögend. Mit der Mäßigkeit steht es nicht überall gleich; manche sind in ihrem Wolstand üppig und genußsüchtig geworden. Die Wohnungen sind sämtlich behäbig, und wenn auch den Lokalverhältnissen angepaßt, verraten sie einen gewissen Sinn für Schönheit und Zierlichkeit. Jedes Haus hat seine großen hellen Fenster, die mit Läden versehen sind. Die kleinen Hausgärten lassen neben Gemüse und Nutzkraut auch den Schmuck blühender Gewächse nicht vermissen. Die Straßen sind breit und reinlich. Überall ein wolthuender Gegensatz zu den schmutzigen und verfallenen Dörfern der Russen.

Sind die Leistungen der deutschen Kolonisten Südrusslands demnach höchst achtungswerte und machen ihre Ansiedelungen den angenehmsten Eindruck, so steigert sich dieser Effekt in ungeahnter, geradezu überraschender Weise bei den Mennoniten. Diese, ursprünglich Holländer, die im 17. Jahrhundert nach Preußen auswanderten, vergaßen dort ihre Muttersprache, behielten aber unter anderen Charakterzügen, die ganze niederländische Liebe für Ordnung und Reinlichkeit. Aus Preußen, wo sie sich in der Nähe von Danzig angesiedelt hatten, wanderten sie aus, um dem Militärdienst zu entgehen, da der Krieg den Fundamentalsätzen ihres Bekenntnisses zuwider läuft. Im Jahre 1784 zogen die ersten Mennoniten nach Russland und wurden von der Kaiserin Katharina II. mit offenen Armen aufgenommen. Sie gründeten die Kolonie Kórtiza unterhalb der Stromschnellen des Dnjepr, die jetzt aus etwa 20 Dörfern besteht. Im Jahre 1804 fand eine neue Mennoniten-Einwanderung statt, die sich an dem Flüßchen Molótschna im Gouvernement Taurien niederließ, jetzt die größte und reichste deutsche Kolonie in ganz Russland. Sie wurde im Jahre 1820 bedeutend erweitert und 1837 enthielt sie bereits

auf 100000 Dessjatinen 48 Dörfer mit gegen 10000 Bewohnern, von denen etwa tausend Landeigentümer waren.

Die Mennoniten zeichneten sich schon bei ihrer Einwanderung vor allen übrigen Ansiedlern sehr vorteilhaft aus. Sie brachten aus der alten Heimat die ganze Tüchtigkeit ihres soliden Wesens, einen reichen Schatz nützlicher Kenntnisse und bedeutende Kapitalien mit. In Russland erhielten sie höchst wertvolle Vorrechte. Von der Wehrpflicht waren sie gänzlich, von Steuern nahezu befreit. Auch führte sie ein gütiges Geschick in die angenehmsten Gegenden mit trefflichem Boden und mildem Klima. So konnte es nicht fehlen, daß die Entwickelung dieser Mennoniten-Niederlassungen eine bewunderungswürdige war. Überall sind ihre Kolonieen dem innersten Wesen nach große Familien. Alle betrachten sich untereinander als Geschwister. Ihre Frömmigkeit, ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre Lebensweise haben sie in ihrer ganzen Reinheit und ursprünglichen Einfachheit bewahrt. Reichtum und Wissen haben keinen Einfluß auf ihre Moralität ausgeübt. Im allgemeinen treiben sie nur Ackerbau, den sie auf treffliche Weise vervollkommnet haben, und werden bei ihrer Ordnungsliebe, Sparsamkeit und Mäßigkeit fast alle reich.

Nach der Reise durch die südrussische Steppe gewährt der Anblick eines Mennonitendorfs die freudigste Überraschung. Da erblickt man plötzlich in fruchtbarem Tale eine lange Reihe ansehnlicher Häuser aus Holz oder Stein erbaut, mit hohen Dächern, von Laubbäumen beschattet. Alle sind nach demselben Plan erbaut, einstöckig, geräumig, trefflich eingerichtet und so gut erhalten, daß sie stets den Eindruck machen, als wären sie eben fertig geworden. In lebhaften Farben getüncht, mit Schornsteinen aus zierlich geschnitztem Holzwerk, sehen sie außerordentlich freundlich aus. Die Zimmer sind einfach möbliert, ohne den geringsten Anspruch an Eleganz, aber überall herrscht die peinlichste Reinlichkeit. Das einzige, wobei der Mennonit nicht spart, ist die schöne Leinwand, die er trägt, die Tisch und Bett schmückt. Auch ein Ofen von Fayencekacheln wird gern gesehen; er gilt

als Zeichen der Wolhabenheit. Pferde- und Kuhställe, die der Musterfarm jedes Landes zur Zierde gereichen würden, stehen mit dem Hause in Verbindung. Der geräumige Hof vor demselben hat das Ansehen, als würde er täglich mehrmals gefegt. Hinter dem Gebäude liegt ein gut versehener Gemüsegarten. Obstbäume und Blumen sind vorhanden, so weit das Klima ihre Kultur gestattet. Bei den reichsten wie den minderbegüterten herrscht dieselbe Mäßigkeit im Essen und Trinken; der Wolhabende gestattet sich nicht mehr Schüsseln beim Mahle, als der Arme. Geistige Getränke sind verboten, Milch vertritt ihre Stelle.

Die Frauen haben die alte Tracht in ihrer ganzen strengen Einfachheit beibehalten: die Jacke mit kurzer Taille, Rock und Schürze von blauer Farbe, die kleine Mütze, die nur den oberen Teil des Kopfes bedeckt. Alle, ohne Unterschied, sind gleich gekleidet. Die Männer tragen mit einigen Abweichungen das Kostüm der ostpreußischen Landleute.

Die Mennoniten sind fromm, einfach und ehrlich, aber gegen Fremde verschlossen und zurückhaltend. Das hindert sie jedoch nicht, sehr gastfreundlich zu sein, wovon sich jeder Reisende namentlich an den Ufern der Molótschna überzeugen kann. Sie haben keine Priester. Ihre Ältesten, welche die Gemeinde wählt, versehen zugleich das Amt der Schulzen und der Geistlichen. Sie predigen Sonntags, lesen aus der Bibel und singen die Lieder vor, in welche die Versammlung als Chor einfällt.

Alle Angelegenheiten der Mennoniten werden durch ihre selbstgewählten Oberen geschlichtet. Nur Kriminalverbrechen, die aber bis jetzt nicht vorgekommen sind, gehören in die russischen Gerichtshöfe. Alle 5 bis 6 Jahre entsteht durch den Zuwachs der Bevölkerung ein neues Dorf, zuweilen auch mehrere. Es ist leicht begreiflich, daß die Mennoniten bei ihrer Verfassung, bei ihren einfachen Sitten, ihrer Nüchternheit und Thätigkeit wolhabender werden mußten, als alle übrigen deutschen Kolonisten. Unter ihnen giebt es Millionäre, einfache Ackerbauer mit Herden

von 20 000 Schafen. Nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im Jahre 1872 faßten auch sie den Entschluß, ihre Heimat zu verlassen und in Amerika neue Wohnsitze aufzusuchen. Die Bewegung weckte zugleich ihre angestammte religiöse Begeisterung, die unter dem Einfluß materiellen Wolergehens allmählich eingeschlummert war. Nun wurden sie wieder lebhaft daran erinnert, daß des Herrn Reich nicht von dieser Welt ist und daß der Mensch allezeit bereit sein muß, für seinen Glauben zu leiden. Die Auswanderung hatte bereits große Dimensionen angenommen, als die Regierung ihnen zugestand, daß sie zwar der Militärpflicht genügen, die Einberufenen aber nie als Kombattanten verwendet werden sollten. Diese wurden infolge dessen nur beim Sanitätsdienst oder bei der militärisch organisierten Forstverwaltung eingestellt; eine Maßregel, welche bald die hochgehenden Wogen beruhigt und die Gemeinden zufriedengestellt hat.

Im Gouvernement Bessarabien befinden sich 24 Kolonieen evangelisch-lutherischer Deutschen mit einer Bevölkerung von etwa 20 000 Seelen. Die Einwanderung fand hauptsächlich in den zwanziger und dreißiger Jahren aus Baiern und Würtemberg statt. Die Schwaben haben dort zum großen Vorteil der ganzen Gegend den Weinbau eingeführt.

Das Gouvernement Chersſón zählt 22 evangelische Kolonien mit circa 19 000 Einwohnern, ungefähr ebensoviel katholische, so wie einige Separatisten-Niederlassungen, über welche die näheren Angaben fehlen. Auch hier wurde der Weinbau von den im Anfange des Jahrhunderts eingewanderten Würtembergern mit Fleiß und Ausdauer eingeführt und gedeiht mit der Obstkultur vortrefflich.

Im Gouvernement Taurien liegen die meisten und reichsten deutschen Siedelungen an dem erwähnten Flüßchen Molótschna. Auf dem linken Ufer befinden sich die geschilderten Mennoniten-Dörfer, auf dem rechten zahlreiche Kolonieen aus Würtemberg und Baden. Die evangelisch-lutherischen Niederlassungen zählen

27 Dörfer mit circa 11 000 Seelen. In geringer Anzahl finden sich hier auch katholische und Pietisten-Kolonieen.

Das Gouvernement Jekaterinosslaw weist 19 evangelische Kolonien auf mit beiläufig 10 000 Einwohnern, 18 Mennonitenniederlassungen, wie auch einige katholische Ansiedelungen. Hier ließen sich in den zwanziger Jahren — zuletzt 1841 — Würtemberger, Rheinhessen, Preußen und Badener nieder, dazu kam 1831 ein Zuzug aus älteren preußischen Kolonieen des Gouvernements Tschernígow und 1849 aus der Stadt Jamburg im Gouvernement St. Petersburg. Der wolhabendste Kolonistenbezirk liegt in der Nähe der Stadt Mariupól. Hier erheben sich, wo ehemals öde Steppe war, blühende Dörfer mit hübschen Häusern, Zäunen, Hofthoren, Obst- und Gemüsegärten, schönen Waldbaumanlagen und lebendigen Hecken, mit fleißig bearbeiteten Feldern, Schmieden, Mühlen und Vorratsmagazinen. Alles atmet Wolstand und Gedeihen.

Zweites Gebiet. Als im Jahre 1763 die Kaiserin Katharina II. ausländische Ackerbauer zur Einwanderung nach Russland aufgefordert hatte, erschienen auch Abgesandte der Herrenhuter Brüdergemeinde, welche um die Erlaubnis nachsuchten, in der Kalmykensteppe an der Wolga, zwischen Ssarátow und Astrachán eine Kolonie zu gründen. Zur Wahl dieser Gegend wurden die mährischen Brüder in erster Linie durch die Nähe der Kalmyken veranlaßt, bei denen sie ein ergiebiges Feld für ihre Missionsthätigkeit zu finden hofften. Als ihr Gesuch bewilligt worden, erschienen im folgenden Jahre fünf Delegierte an Ort und Stelle, um das geeignete Terrain für die Niederlassung auszusuchen. Die weite öde Steppe, welche bis dahin nur der Aufenthalt nomadisierender Hirtenvölker war, rief den frommen Brüdern die Wanderung des Propheten Elias durch die Wüste nach Sarepta ins Gedächtnis und die Worte, welche er dort zur Witwe gesprochen, daß das Mehl in ihrem Gefäße sich nicht verringern, das Öl in ihrem Kruge nicht abnehmen werde. Dieser Gedanke erschien ihnen als Wink der Vorsehung, sie entschieden sich für

die Gegend, die vor ihnen lag, nannten ihre Kolonie Sarepta und wählten zum Gemeindesiegel das Mehlgefäß mit Kornähren und den Ölkrug unter dem Olivenbaum. Sie hatten, selbst bei der liberalsten Unterstützung der Regierung, ganz enorme Schwierigkeiten zu überwinden, um die Steppe urbar zu machen und die Keime des Ackerbaus und der Industrie zu entwickeln, welche das heutige Sarepta zu einer reichen und blühenden Stadt gemacht haben. Es gehörte dazu die ganze Ausdauer, der unermüdliche Fleiß und die zähe Geduld, welche den Herrenhuter Brüdern in so hohem Grade eigen sind.

Sarepta, 1637 Kilometer von St. Petersburg, 25 von der Stadt Zarizyn, liegt an beiden Ufern der Sarpa, welche unweit der Kolonie in die Wolga mündet. Im Jahre 1874 zählte der Ort 1225 Einwohner. Das freundliche Städtchen liegt malerisch an den sanftabfallenden, von grünen Schluchten durchzogenen Wolga-Bergen, welche sich hier zum letzten Mal dem Riesenstrom nähern, ehe sie sich in der Kalmyken-Steppe verlieren. Die hübschen steinernen Häuser bilden regelmäßige, breite und reinliche Straßen, die auf beiden Seiten mit Pyramiden-Pappeln oder Maulbeerbäumen bepflanzt sind. Vor der Kirche befindet sich ein großer, schöner Platz mit einem Springbrunnen, von Akazien bestanden. Die ganze Stadt ist von Blumengärtchen durchzogen; alles stralt von Ordnung, Sauberkeit und Schönheitssinn.

Bis in die neueste Zeit genoß die Kolonie hervorragende Privilegien (Kaiser Paul verlieh derselben eigene Gerichtsbarkeit): auch heute noch erfreut sie sich einer glänzenden Ausnahmestellung in vollkommener Selbständigkeit und Selbstverwaltung. Alle kirchlichen und socialen Einrichtungen sind denen von Herrenhut treu nachgebildet. Die Bewohner Sareptas sind ausgezeichnete Acker- und Gartenbauer. Außer verschiedenen Arten von Getreide, Gartenfrüchten und Wein, ziehen sie Tabak, vor allem aber enorme Quantitäten von Senf, der unter dem Namen Sareptascher Senf sehr geschätzt und weit verbreitet ist. Auch

in verschiedenen Industriezweigen leistet die Ansiedelung fast Unglaubliches. Sie verarbeiten den gebauten Senf an Ort und Stelle und haben dabei Seiden- und Wollwebereien, Seifenfabriken, Rauch- und Schnupftabaksmanufakturen, Brauereien und Brennereien und den lebhaftesten Handel. Außer ihren Niederlagen in vielen Städten des Reichs steht mit der Kolonie ein großes Handlungshaus zu St. Petersburg in Zusammenhang, welches teils die Produkte Sarepta abseßt, teils auf eigene Rechnung einen schwunghaften Export- und Importhandel treibt. Dies großartige Institut, an dessen Spitze augenblicklich ein Sareptaner steht, hat seinen eigenen Gebäude-Komplex mit schöner geräumiger Kirche.

Drittes Gebiet. Die deutschen Kolonieen am Kaukasus werden durch die Gebirgskette selbst in cis- und transkaukasische geschieden.

Diesseits der Bergriesen liegen von älteren Kolonieen: Alexandersdorf, drei Kilometer von der Festung Naltschik mit etwa 600 Einwohnern, welche 1846 aus den Gouvernements Ssamára und Ssarátow einwanderten und sich gut akklimatisiert haben. Kana, 40 Kilometer von Mosdok, mit mehr als 600 Seelen, dessen Bewohner gleichfalls aus den deutschen Kolonieen an der Wolga hergewandert. Die schottische Kolonie Karas, am Fuße des Berges Beschdau, besitzt eine große, ansehnliche, aus Stein gebaute Kirche, ein ordentliches Schulgebäude, saubere Wohnhäuser mit Obst- und Blumengärten und fließende Brunnen mit selbstgebauten Wasserleitungen. Die Bewohner sind meist reformiert, in der Minderheit lutherisch, und verwerfen, als echte Abkömmlinge der Schotten, welche die Kolonie gegründet haben, alle Bilder, jeden äußeren Schmuck der Kirche. In Wirklichkeit finden sich übrigens hier nur wenige Enkel der schottischen Missionäre und die Bewohner der Ansiedelung sind meist Deutsche, Schweden und getaufte Kabardiner. Bei ihnen hat sich die Rassenkreuzung nicht bewährt. Sie sind häßlich, unwissend und demoralisiert. Letzteres ist die Wirkung der benach-

barten Badeorte Pjatigórsk und Sheleśnowódsk. Bei weitem höher steht Konstantinowka (auch Bethanien genannt) zwischen Georgiéwsk und Pjatigórsk am Flüßchen Podkúmok, ein nicht unbedeutendes, wolhabendes Dorf mit guten Sitten und guten Traditionen. Hier hat jedes Haus seinen Obst- und Blumengarten, Zucht und Ordnung herrschen in Familie, Schule und Gemeinde, die auch materiell gedeiht. Nikolájewka, in der Nähe der vorigen Niederlassung gelegen, ist wol zahlreich an Höfen und ausgezeichnet durch seinen primitiven Weinbau, der in der Gegend sonst nicht getrieben wird, aber ein unordentlich aussehendes Dorf, dessen Bewohner dem Trunk fröhnen und schlecht beleumundet sind.

Die bedeutendsten deutschen Kolonieen im Norden des Kaukasus sind die nachbarlichen Tempelhof und Orbeliánowka, welche zwischen der Eisenbahn und Sheleśnowódsk liegen. Sie blühen und gedeihen, so eigentümlich auch die Voraussetzungen sind, denen sie ihre Entstehung verdanken. Gegründet und bewohnt sind sie von Jerusalemsfreunden aus Norddeutschland und Würtemberg, welche den baldigen Untergang der Welt erwarten, denen aber der Kaukasus als Zufluchtsort und Rettungspunkt in der Katastrophe verheißen ist, weshalb sie denn auch mit Vorliebe hierher wandern. Nüchterne, fleißige, bescheidene und sittliche Leute, sind sie untereinander zu allem Guten verbunden, verwerfen aber alles, was an eine Kirche und kirchliche Verfassung erinnert. Sie haben keine Geistlichen, kein Gotteshaus, keine Sakramente, nennen sich aber Christen. Das Kind ist durch seine Geburt innerhalb der Gemeinde Mitglied derselben. Besonderen Wert legen sie auf gute Schulen, besitzen eine solche in Tempelhof und haben am 2. Oktober 1883 in Orbeliánowka ein Progymnasium feierlich eröffnet. Nicht wenige ihrer Söhne besuchen Universitäten. Sie haben treffliche Wohnungen, betreiben den Ackerbau mit Maschinen, besitzen eine Dampfmühle und zeichnen sich vor den andern, etwas zurückgebliebenen Kolonisten dadurch aus, daß sie mit der großen Welt in Verbindung bleiben, reisen,

neue Erfindungen einführen und nach höherer Bildung streben. Gute Unterthanen, gegen Menschen und Tiere milde und freundlich, führen sie ein sittliches Leben und geben in allen Dingen das beste Beispiel. Auch im Gebiet des Kubán giebt es solche Jerusalemsfreunde und mehrere von ihnen gegründete Kolonieen.

Eine neue ciskaukasische Niederlassung ist Gnadenthal, am Tereck von Elötianern aus Würtemberg 12 Kilometer von Mosdok im Jahre 1880 gegründet. Seit demselben Jahre besteht ein Komplex von vier deutschen Kolonieen an der Bujwola, über welche mir nichts Näheres bekannt ist. Unweit Mosdok am Tereck und der Eisenbahnstation Minerálnyja Wódy sind neue deutsche Ansiedelungen im Werden begriffen.

Während die Kolonieen im Norden des Gebirges gerade nicht als Muster-Ansiedelungen gelten können und sich manche gewichtige Rüge gefallen lassen müssen, sind die deutschen Niederlassungen im transkaukasischen Gebiet wahre Modelle des Blühens und Gedeihens sowol der Dörfer wie ihrer Bewohner. Wundert man sich darüber, wie aus denselben Elementen, auf ähnlichem Boden und unter verwandten Verhältnissen so Verschiedenartiges sich entwickeln konnte, so liegt wol in dem verderblichen Einfluß der nordkaukasischen Kurorte und in der Heterogenität der Bevölkerung im Tereck-Gebiet die Lösung des Rätsels. Von den lieblichen und wolhabenden Kolonieen Transkaukasiens erwähne ich das 40 Kilometer von Tiflis entfernte, auf dem Wege nach dem Weinlande Kachetien gelegene Marienfeld und nicht weit davon Freudental und Petersdorf, alle drei im Jahre 1830 durch Einwanderer aus dem Neckar- und Remsthal gegründet, schmuck und wolgebaut, trefflich gedeihend und ebenso bekannt wegen der Ordnung und Reinlichkeit der Dörfer als durch die Freundlichkeit und Geselligkeit ihrer Bewohner. Ferner südlich von Tiflis Elisabethtal und das reich bevölkerte Jekaterinenfeld, nördlich ein anderes Alexandersdorf und südöstlich Annenfeld und die große Kolonie Helenendorf.

2. Die Schweden. Der schwedische Volksstamm, welcher

in Russland mit etwa 275 000 Köpfen vertreten ist, bewohnt in seiner grossen Mehrzahl das Grossfürstentum Finland, wo er zu der eingeborenen finischen Bevölkerung in einem ähnlichen Verhältnis steht, wie die Deutschen der Ostseeprovinzen zu Letten und Esten. Ausserdem wohnen eine geringe Anzahl Schweden in den Gouvernements St. Petersburg, Estland, Livland u. a. Die in den baltischen Provinzen ansässigen schwedischen Adelsfamilien sind im Laufe der Zeit vollkommen deutsch geworden.

E. Der iranischen Gruppe werden die Armenier und Zigeuner zugezählt.

1. Armenier. In den Gouvernements Astrachán, Jekaterinosslàw, Chersón und Taurien leben gegen 35 000 Armenier, in der kaukasischen Statthalterschaft etwa ein halbe Million; zerstreut finden sie sich überall in Russland. Sie sind von schlankem hohen Wuchs, wenn auch nicht sehr kräftig, haben schöne regelmässige Züge, ansehnliche starkgebogene Nasen, grosse dunkle, feurige Augen, starke schwarze Augenbrauen und Haare. Die Frauen sind Schönheiten von echt asiatischem Typus, ihr bräunlicher Teint wird durch die dunkelglühenden Augen belebt; öffentlich zeigen sie sich nur von langen weissen Schleiern verhüllt. Die vornehmeren beiderlei Geschlechts haben längst die Nationaltracht — die Männer den Kaftán mit aufgeschlitzten Ärmeln, weite Beinkleider und hohe Fellmützen, die Frauen ihre orientalischen Gewänder — abgelegt und europäische Moden angenommen.

Blick und Ausdruck der Armenier lassen ihre ungewöhnliche Schlauheit erkennen, die ihnen im Verein mit Neigung und Talent zum Handel die Bezeichnung der „Juden des Morgenlandes" verschafft hat. Ein russisches Sprüchwort sagt: „Zwei Juden machen einen Armenier, zwei Armenier einen Griechen, zwei Griechen einen Teufel." Während der angesessene, ackerbautreibende Armenier als gerade und offen, friedliebend, mildthätig, fleissig und sparsam geschildert wird, hat der handeltreibende, in der Fremde wohnende, die Sitteneinfalt seines

Stammes eingebüßt; er ist klug, gelehrig, gewandt, aber auch verschlagen, doppelzüngig und geizig.

Die russischen Armenier bekennen sich zur sogenannten nicht unierten armenischen (gregorianischen) Kirche, deren Oberhaupt der Patriarch zu Etschmiadsin ist. Sein Bild (Fig. 56) möge hier den Typus des Stammes vertreten.

2. Die Zigeuner (russ. Sing. Zigán) werden, wie in aller Welt, in allen Landstrichen Russlands angetroffen. In größeren kompakten Massen bewohnen sie die Gouvernements Bessarabien (19 000) und Taurien (6000), ihre Gesamtzahl in Russland wird auf 112 000 Köpfe geschätzt.

Es zweifelt niemand mehr daran, daß dies geheimnisvolle Wandervolk ursprünglich in Indien seine Heimat hatte, von wo es sich über den Westen verbreitete. Der Grundstock seiner Sprache ist überall derselbe, nur daß sie in jedem Lande, wo die Zigeuner heimisch wurden, von den dort wohnenden Völkern zahlreiche Elemente aufgenommen hat. Und das ist in so ausgedehnter Weise der Fall gewesen, daß z. B. der spanische und der russische Zigeuner sich unmöglich verstehen können.

Die Farbe des Volkes schattiert von dunklem Braun bis zu lichtem Schmutzig-gelb; das Gesicht ohne Spur von Rot ist gewönlich heller als der übrige Körper. Die Zigeuner sind von schlankem, ebenmäßigem Wuchs, haben eine treffliche Muskulatur der Glieder und die jungen Mädchen und Frauen zeigen die reizendsten Formen. Die Geliebte des berüchtigten Millionendiebs Júchanzew, für die er verschwendete und stahl, war eine Zigeunerin. Hände und Füße sind klein, die Finger spitz, das Kinn rund, der Mund wolgeformt, die Zähne glänzend weiß, die Nase gebogen, die etwas schiefgeschlitzten, langbewimperten Augen dunkelfeurig, die Stirn schön gebildet und hoch, das Haar schwarz und straff. Die Frauen verblühen schnell und werden in späteren Jahren, wie die Italienerinnen, fett. In ihrer Kleidung folgen die Zigeuner den Gebräuchen des Landstrichs, den sie bewohnen; im Süden Russlands ähnelt ihre Tracht der tatarischen, im

Fig. 56.



Armenischer Patriarch.

Norden der großrussischen; etwas eigentümlich Nationales haben sie nicht aufzuweisen. Sie heiraten frühzeitig und ihre Ehen sind sehr fruchtbar, wenn man überhaupt die bei ihnen übliche lockere Verbindung zwischen Mann und Weib Ehe nennen will. Der Zigeuner ist geistig begabt und mit Anlagen zu allerlei Kunstfertigkeit reich ausgestattet. Über ihre religiösen Anschauungen schwebt ein gewisses Dunkel. In jedem Lande, das sie durchwandern oder wo sie sich ansässig machen, bekennen sie sich zu dem herrschenden Glauben. Unter Protestanten sind sie protestantisch, beobachten unter Katholiken die katholischen Gebräuche, in Russland zählen sie sich zur orthodoxen Kirche, spielen unter Tataren die Muselmänner — alles aber nur rein äußerlich. Ob sie innerlich ihre besonderen, eigenen religiösen Anschauungen haben, steht dahin.

Das russische Gesetz hat die Zigeuner gezwungen, sich an festen Wohnsitzen niederzulassen. Man trifft solche Zigeuneransiedelungen hauptsächlich in den angeführten Gouvernements, aber auch in Litauen und Polen. In Moskau bilden sie eine geschlossene Kolonie. Das alles hindert sie nicht, dem angeborenen Wandertriebe folgend, im ganzen Reiche zu nomadisieren, überall ungern gesehene, gefürchtete Gäste. Treiben die Männer auch verschiedene Handwerke wie Schmiede- und Schlosserarbeit, Kesselflicken, Drahtbinden, das Schnitzen hölzerner Geschirre, oder produzieren sich dieselben als Roßkämme, Tierärzte, Bärenführer und Musikanten, suchen die Weiber eine Art ostensiblen Erwerb durch Wahrsagen, die jungen durch Tanzen und Singen — so muß doch Betteln und Stehlen den größten Teil ihres Lebensbedarfs aufbringen, namentlich sind die Weiber dem Geflügel gefährlich, die Männer berüchtigte Pferdediebe. Vor der Gewalt beugt sich der Zigeuner sklavisch, dem Schwachen gegenüber ist er anmaßend und unverschämt; der einsam wohnende russische Landmann hat davon manch' böses Lied zu singen. Der Zigeuner ist leichtsinnig, treulos, betrügerisch und furchtsam, unreinlich im

Fig. 57.



Lager russischer Zigeuner.

höchsten Grade und ohne jeden Ekel. Er genießt so gut wie alles. Männer und Weiber rauchen und kauen Tabak.

Musik und Tanz wird von den russischen Zigeunern mit Leidenschaft gepflegt; ich werde darauf zurückkommen.

Unser Bild (Fig 57) stellt den Lagerplatz wandernder Zigeuner dar. Im Vordergrunde vor dem urwüchsigen Zelte schlummert das Familienhaupt neben einem seiner Sprößlinge Pferde und Hunde pflegen gleichfalls der Ruhe. Das vermutlich nicht auf ehrlichem Wege erworbene Geflügel sucht kärgliche Nahrung. Links sind die Weiber mit Kochen und Waschen beschäftigt. Eine jugendliche Schöne in leichtester Bekleidung hat über dem Haupte die Zeltstange gefaßt und dehnt behaglich die üppigen Glieder, indem sie lächend auf das Treiben umher, vielleicht einem nahenden Wanderer entgegenschaut.

II. Völker mongolischen Stammes.

A. Tatarische Gruppe.

1. Die Tataren, deren Zahl auf etwa 1 300 000 zu schätzen ist, bilden einen bedeutenden Bestandteil (1,7 bis 28,8 Prozent) der Bevölkerung im unteren Talgebiet der Wolga vom Gouvernement Nishni-Nówgorod an bis zur Mündung. Ebenso stark sind sie vertreten in den Gouvernements Taurien, Pénsa, Orenbúrg, Wjátka und Perm; zerstreut finden sie sich in allen übrigen Gebieten des russischen Reichs mit Ausnahme der westlichen Grenzlande, der Ostseeprovinzen und des Großfürstentums Finland.

Sämtliche Tataren, von denen die nahverwandten Nogaier unterschieden werden, sind Bekenner des Islam und zerfallen in zwei Hauptstämme, die östlichen und die Krym'schen. Unter den ersteren sind die Kasán'schen die vornehmsten Vertreter des Nationaltypus, den sie am reinsten bewahrt haben.

Der Tatar ist von schlankem Wuchs, hat einen ovalen Kopf, bräunlichen Teint, schöne, regelmäßige Züge, weiße Zähne, kleine schwarze lebhafte Augen, tiefdunkles Haar, das er nach orien-

talischem Brauche rasiert, und dünnen Bartwuchs. Die Gesichtsbildung der Frauen ist angenehm, doch verblühen sie sehr rasch. Die Kleidung der Männer ist morgenländisch bequem. Über einem ziemlich langen, ärmellosen Rock, bei den Reicheren von buntem Seidenzeug, tragen sie den Chalát, eine Art Schlafrock oder Kaftán. Ein seidener Gürtel umspannt die Taille. Das glattgeschorene Haupt bedeckt ein Käppchen (Jermólka), das mehr oder weniger reich gestickt ist, und dieses ein heller, kegelförmiger Filzhut. Die Geistlichen, Mollahs oder Mullahs, sieht man häufig im Turban.

Die tatarischen Frauen führen das müßige Leben muselmännischer Weiber, das in Essen, Trinken und Putzen besteht. Sie färben Augenbrauen, den Rand der Augenlider und die Zähne schwarz, die Fingernägel gelbbraun und schminken das Gesicht weiß und rot. Ihre gewöhnliche Hauskleidung besteht in einem bis auf die Füße reichenden bunten, baumwollenen Hemde mit gesticktem und reichbesetztem Brustlatz, der häufig mit kleinen Silbermünzen verziert wird. Wollen sie sich sehen lassen, wird über dem Unterkleide noch ein Chalát von Baumwolle oder Seide mit langherabhängenden Ärmeln getragen; über den Kopf gezogen dient derselbe häufig als Schleier. Die ärmeren umwinden das Haupt mit einem einfachen turbanartigen Tuche, dessen Kanten gestickt sind, die Reichen bedecken das Haar mit seidener Stirnbinde, die nicht selten mit Goldfäden, Perlen und Edelgestein geziert ist. Zöpfe, Ohren, Hals und Hände werden gern geschmückt. (Fig. 58.)

Der Tatar ist religiös. Seine Gebete verrichtet er mit einer Andacht, in der ihn nichts zu stören vermag. Er ist mäßig in Speise und Trank. Seine Nahrung besteht in allerlei Fleisch- und Pflanzenkost. Schweinefleisch und Krebse genießt er nicht; Honig und Reis sind sehr beliebt. Er ist offen, gastfrei wie alle Orientalen, verträglich, bequem, ohne träge zu sein, und liebt Ordnung und Reinlichkeit.

Die Kasán'schen Tataren bewohnen Städte und Dörfer. In

den ersteren treiben sie Handel mit Thee, bucharischen Waaren, europäischen Zeugen u. dgl. oder unterhalten allerlei Manufakturen und Fabriken; in den letzteren beschäftigen sie sich mit Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht. Mit Vorliebe treibt der Tatar Handelsgeschäfte und durchwandert gern als Hausierer die Straßen der großen Städte. Dabei ist er schlau, gewandt und zum Betruge geneigt. Mit aller Verschlagenheit paart er ein gewisses

Fig. 58.



Kasánsche Tataren.

aufrichtiges Wesen. Er lügt gern, bekennt aber die Unwahrheit eben so leicht, als er sie gesprochen. Er ist von scharfem Verstande und gutem Gedächtnis. Wie eine Tradition der alten Nomadenzeit ist den Tataren große Zuneigung zu den Pferden und Geschick in ihrer Behandlung eingeboren. Deshalb sieht man sie in den Familien der Residenz häufig als Kutscher. Auch als geschickte Kellner werden sie gern in Gasthäusern und Restaurationen verwendet.

Das Haus des Tataren ist in orientalischer Weise eingeteilt. Ein Hausflur, in welchem in der Regel die Andachten verrichtet werden, trennt die Frauengemächer von dem Aufenthalt der Männer. Selbst bei den ärmsten, die nur ein Zimmer bewohnen, sind die Sitze der Weiber durch einen Vorhang von dem übrigen Gemach geschieden. An den Wänden befinden sich die Divans, breite Bänke mit Polstern und Teppichen belegt.

Fasten und Feste des Islam werden von den Tataren aufs strengste beobachtet. Eine nationale Feier ist der Ssaban (Pflug), das Frühlingsfest der Landbewohner. Öffentliche Spiele, Wettkampf und Pferderennen vereinigen an demselben die männliche Bevölkerung, die Weiber sehen verschleiert aus der Ferne zu.

Die Heiraten werden bei den Tataren durch Freiwerber eingeleitet. Braut und Bräutigam dürfen sich nicht früher sehen, bis sie Mann und Frau sind, ein Gebrauch, der gewöhnlich umgangen wird. Der Bräutigam zahlt für die Braut einen Kaufpreis (Kalym), der bei Reichen nicht selten bis auf tausend Rubel steigt. Die eine Hälfte desselben wird zur Aussteuer verwandt, die andere für die Frau im Falle der Scheidung aufgehoben.

Das muselmännische Gesetz gestattet dem Tataren vier Weiber, doch selbst die Reichen begnügen sich mit zweien, die Armen haben nie mehr als eine.

Die Kinder auch der reichsten Tataren werden von den Müttern selbst gestillt. Sobald ein solches zur Welt gekommen, wird es gewaschen, in reine Tücher gehüllt und auf den Tisch gelegt. Dann erscheint der Mollah, spricht die mohammedanische Glaubensformel und das Kind erhält seinen Namen. Die Beschneidung findet später statt, jedoch vor dem achten Jahre, ohne jede religiöse Zeremonie.

Scheidungen können vom Geistlichen ohne besondere Schwierigkeiten vorgenommen werden. Die geschiedenen Gatten können sich wieder verheiraten, der Mann sofort, die Frau nach bestimmter vom Gesetz vorgeschriebener Frist.

Tote bleiben nicht länger als zwölf Stunden unbeerdigt.

Sie werden auf einem offenen Brett zum Friedhof getragen. Das Andenken der Verstorbenen wird in hohen Ehren gehalten.

Die Astrachán'schen Tataren werden in Stadt-, Dorf- und Zelttataren unterschieden. Die ersteren bilden eine besondere Kolonie in der Stadt Astrachán, sind Kaufleute und weichen im Äußeren, Kleidung, Sitten und Gebräuchen nur wenig von ihren Kasan'schen Stammesgenossen ab. Die Dorftataren sind größtenteils Frucht- und Gemüsegärtner, welche ihre Erzeugnisse in der Stadt absetzen. Die Zelttataren sind nomadisierende Hirten, die von dem Ertrage ihrer Herden leben.

Die Krym'schen Tataren unterscheiden sich von ihren Brüdern im Binnenlande durch ein seßhafteres Leben und eine höhere Kultur, die sie in der Zeit erwarben, als sie ein großes Reich unter mächtigen Herrschern bildeten, die mit dem Padischah und den Völkern der Adria und des Mittelmeeres verkehrten. Sie zerfallen in drei verschiedene Volksschattierungen, die sich nach den Gegenden, die sie bewohnen, in Küsten-, Berg- und Steppentataren unterscheiden lassen. Alle sind entweder Hirten oder Ackerbauer; der Gartenkultur wird nur geringer Fleiß zugewandt.

Die Steppentataren im Norden der Krym sind die reinsten Vertreter des eigentlichen Mongolentypus. Sie sind klein, von brauner Hautfarbe, haben ein breites flaches Gesicht mit hervorstehenden Backenknochen und schiefgeschlitzte kleine Augen. Die Frauen sind häßlich.

Die Bergtataren, welche die Gebirgsgegenden der Halbinsel bewohnen, zeigen das mongolische Gepräge in viel geringerem Grade. Sie sind wolgebildete ansehnliche Leute.

Die Küstentataren, am Südufer der Krym, werden von ihren Stammesbrüdern Abtrünnige genannt. In der That haben sie die geringste Mitgift von den Rasseneigentümlichkeiten der anderen erhalten. Regelmäßige, angenehme Züge, ein starker gelockter Bart, stramme Haltung, offener Blick unterscheiden sie

nicht minder von ihren stammverwandten Nachbarn, als größere Regsamkeit und Fleiß.

Ich habe oben die tatarisch sprechenden Griechen erwähnt, welche im Norden des Asów'schen Meeres ansässig sind. Man findet zwischen ihnen und den Krym'schen Küstentataren die auffallendste Ähnlichkeit. So ist es denn sehr möglich, daß die letzteren gar nicht tatarischen Stammes sind, sondern Hellenen, welche vor der mongolischen Einwanderung jene Gegenden kolonisiert hatten und später Religion und Sprache der Sieger annahmen. Die Krym'schen Tataren sind ehrlich, nüchtern und gastfreundlich. Im ganzen genommen träge, gestattet ihnen eine seltene Mäßigkeit das allergeringste Quantum von Arbeit.

Neben ihren alten Stammesgebräuchen haben die Krym'schen Tataren auch mancherlei von den Türken überkommen. Dahin gehört der Stirnkampf, der noch kürzlich in einem Dorfe bei Alúpka seine Opfer gefordert hat. Die Kämpfer, zwei junge Leute, postieren sich in gewisser Distanz, rennen dann aufeinander zu und stoßen im Anlauf, wie Widder, mit den Köpfen zusammen. Beule häuft sich auf Beule, das Blut fließt in Strömen von den Stirnen der Kämpfer, keiner will sich als überwunden bekennen. In jenem Dorfe bei Alúpka stürzte endlich einer der Streiter ermattet zu Boden und gebrauchte seine letzte Kraft um das Messer aus dem Gürtel zu ziehen und sich die Kehle zu durchschneiden. Der herbeigerufene Arzt konstatierte, daß dieser Selbstmord eine Folge des Wahnsinns war, welchen die starke Gehirnerschütterung erzeugt hatte.

Wo Tataren und Russen dieselben Dörfer bewohnen, leben sie in Frieden und bester Eintracht, ohne daß auch nur die geringste Verschmelzung der Rassen stattfände. Die Religion bildet eine unübersteigliche Kluft. An dem einen Ende des Dorfes steht die Kirche, am anderen die Moschee. Die Dorfgemeinde mit dem Ältesten an der Spitze bildet ein harmonisches Ganze, das jedoch gesellschaftlich in zwei getrennte Gemeinschaften mit verschiedener Sitte und Lebensart zerfällt. Das eine mal wird

ein Russe, das andere mal ein Tatar zum Vorstand gewählt und die Angelegenheiten der Gemeinde werden verwaltet, ohne daß die Religion dabei ins Spiel käme. Religiöser Fanatismus und Bekehrungssucht sind dem russischen Volke unbekannte Dinge.

2. Die Nogaier oder Nogai-Tataren (russ. Nogájez, Plur. Nogáizy, Fem. Nogáiza) sind ein tatarischer Volksstamm, über den sich wenig Zuverlässiges sagen läßt. Von den einen erhalten die zwischen dem Asów'schen Meer und dem Kaspisee angesiedelten Steppentataren diese Bezeichnung, von andern die Stämme, welche im Norden des Asów'schen Meeres wohnen, wieder andere nennen die Krym'schen Tataren Abkömmlinge der alten Nogaier, andere zählen die Astrachán'schen Tataren zu diesen und endlich wird sogar behauptet, es gäbe gar keine Nogaier mehr in Russland, sie wären samt und sonders nach dem Krymkriege in die Türkei ausgewandert. Wie dem nun sein mag, jedenfalls sind die in Russland vorhandenen Reste dieses Stammes bei den übrigen Tataren mitgezählt.

Die Nogaier, deren Name von Nogaï, einem Enkel von Tschingischan herrührt, halten sich für Nachkommen Ismaels und einen besonders reinen, unvermischten Stamm. Sie sind gelbbraun von Farbe, von untersetztem Körperbau, muskulös, hager, haben starke Brust und Schultern, ein feuriges Auge, abstehende Ohren, einen mittelgroßen Mund mit dicken Lippen, schöne Zähne, starken Hals und dünnen Bart. (Fig. 59.) Die Weiber sind gewöhnlich heller gefärbt, haben in der Jugend regelmäßige, oft schöne Gesichtszüge, verblühen aber schnell. Der Nogaier hat außerordentlich scharfe Sinneswerkzeuge und findet sich in der Steppe zurecht, wie der Beduine in der Wüste. Die Kleidung ist mit einigen Abweichungen die allgemein-tatarische; auch Sitten und Gebräuche, religiöse und weltliche Feste sind nicht sehr verschieden.

3. Die Baschkiren. Sie bewohnen vorzugsweise die Gouvernements Orenbúrg und Ufa, in geringerer Zahl Perm, Ssamára und Wjátka und übersteigt ihre Kopfzahl mit den zwischen ihnen

zerstreut lebenden Meschtscherjäken, Teptjären nnd Bobylen eine Million.

Die Baschkiren haben einen stark untersetzten, kräftigen Körperbau, große Ohren, schwachen Bartwuchs und gleichen überhaupt


Fig. 59.



Nogaier.

im wesentlichen den Tataren. Unter den Weibern und Mädchen würden sich eine beträchtliche Anzahl hübscher Gesichter finden, wenn sie nicht so häufig durch Pocken und Syphilis verunstaltet wären. Die Baschkiren sind muselmännische Sunniten, reden

tatarisch und nennen sich selbst Baschkúr. Sie rasieren den Kopf, bedecken ihn mit einem spitzen Käppchen und tragen darüber eine hohe, kegelförmige Filz- oder Pelzmütze mit abstehendem, nach aufwärts gebogenem Rande. Sie halten viel auf Kleidung und wechseln dieselbe häufig. Bei den Männern besteht sie aus einem weiten blauen oder roten Kaftán, der von einem Gürtel oder Riemen zusammengehalten wird, weiten Hosen und Stiefeln. Die Tracht der Frauen hat mehr finisches als tätarisches Gepräge. Ihr Kaftán aus Seide oder Baumwolle ist in der Regel mit buntem Zeug oder Silbermünzen benäht. Der Kopfputz, Kaschbid, ist ein reich mit Perlen, Korallen, Münzen u. dgl. besetztes Mützchen; die Mädchen umwinden das Haar mit einem bunten Tuche. Auch die Frauen tragen Stiefel. Das Land der Baschkiren ist in 26 Wólostе oder Bezirke eingeteilt, deren jeder von einem selbstgewählten Ältesten (Starschiná) verwaltet wird. Sie leisten Dienst als leichte Reiterei und müssen sich vom 17. bis 43. Jahre im Falle der Einberufung stellen. Der Baschkir bewaffnet sich mit Lanze und Bogengeschütz. Wer einen Säbel hat, trägt ihn. Feuergewehre besitzen nur diejenigen, welche beim Aufgebot mit denselben versehen sein müssen. Sie sind mittelmäßige Soldaten, aber treffliche Reiter. Bogen und Pfeile sind nicht die vollkommensten, werden aber mit ausgezeichneter Geschicklichkeit gehandhabt. Im Kampfe zieht der Baschkir den auf dem Rücken hängenden Köcher vor die Brust, nimmt zwei Pfeile zwischen die Zähne und legt zwei auf den Bogen, die er mit Blitzesschnelle abschießt. Beim Angriff drückt er sich hart ans Pferd und stürzt, Arme und Brust entblößt, mit mörderischem Geschrei auf den Feind. Nachdem er die vier Pfeile abgeschossen, greift er zur Lanze.

Die Baschkiren sind gastfrei, gefällig und dienstfertig, aber auch listig und diebisch; besonders ist der Pferdediebstahl bei ihnen eingewurzelt. Sie leben größtenteils von der Viehzucht; da aber ihr Weidegebiet durch die Übergriffe der uralischen Kosaken im Osten und durch die vordringende Flut russischer

Kolonisation im Norden und Westen bedeutend geschmälert ist, sehen sie sich genötigt, vom unstäten wandernden Hirtenleben zum seßhaften Ackerbau überzugehen. Zu letzterem fühlen sie aber durchaus keine Neigung und haben zu dem Auskunftsmittel gegriffen, einen Teil ihres Landes von russischen Bauern bearbeiten zu lassen und diesen dafür einen Anteil an der Ernte zu bewilligen. Die Baschkiren sind vorzugsweise Pferdehirten, nebenbei ziehen sie auch Rindvieh, Schafe und Kamele; in der Bienenzucht sind sie Meister. Ihre Pferde sind klein, aber stark und ausdauernd. Diese sind nicht allein Reit-, Last- und Zugtiere, auch ihr Fleisch wie ihre Milch geben dem Baschkiren willkommene Nahrung. Aus letzterer bereitet er sein Lieblingsgetränk, den Kumyß. Aus den Häuten werden Kleider und Schläuche, aus den Haaren Decken, Stricke und ähnliche Bedürfnisse des Hauses angefertigt. Bei reichen Baschkiren findet man Pferdeherden von 2000 Stück. Eine Lieblingsbeschäftigung dieser Nomaden ist die Jagd, bei der auch der Falke häufig verwendet wird. Im Winter wohnen sie in ihren Auls oder Dörfern; im Sommer stehen diese leer. Dann leben sie mit ihren Herden in den grasreichen Ebenen und kampieren in Filzzelten (Kibitken). Frischer Kumyß, Hammelfleisch und Krut, ein steinharter saurer Käse, bilden dann ihre Hauptnahrung.

Die meisten Gebräuche der Baschkiren sind tatarisch, manche derselben höchst urwüchsig, z. B. daß der nach baschkirischen Begriffen Höfliche und Gebildete, um gesittet zu erscheinen, beim Mal seinem Nachbar so viel Speise in den Mund stopft, als hinein gehen will. Dieser entfernt dann das Quantum aus seinen Kauwerkzeugen, legt es auf die flache Hand und verzehrt es nach und nach. Das Lieblingsinstrument des Baschkiren, mit dem er sich unterhält und den Tanz der Jugend begleitet, ist eine Flöte mit vier Löchern. Die Melodie, welche der Musiker auf demselben spielt, begleitet er dudelsackähnlich mit einem tiefen, gesungenen Gurgelton, zu welchem er den Atem durch die Nase einzieht. Von Zeit zu Zeit stößt er die überflüssige Luft

durch dieses Organ aus und man genießt dann ein Terzett von Flöte, Brummstimme und Nasenton.

4. Die Kirgisen sind ein nomadisches Hirtenvolk, welches seine beweglichen Wohnsitze weit nach Centralasien hinein verlegt, im europäischen Russland aber in der Stärke von etwa 200 000 Köpfen die Gouvernements Orenbúrg und Astrachán durchwandert. Sie selbst nennen sich Kaissaken (soviel wie Ko-

Fig. 60.



Kirgisenälteste.

saken, womit sie den Begriff des Herumschweifens verbinden) und heißen bei den Russen zum Unterschiede von den asiatischen Kirgisen, Kirgis-Kaissaken. Früher zerfiel das ganze Volk, asiatische und europäische, in drei Horden (Orda bedeutet Wohnung oder Lager des Oberhaupts), die große, mittlere und kleine oder innere, letztere im europäischen Russland, im Norden des Kaspisees, zwischen den Flüssen Wolga und Urál. Gegenwärtig haben die russischen Kirgisen aufgehört, sich nach Horden zu unter-

scheiden und werden administrativ in orenbúrg'sche und westsibirische eingeteilt. Ihr vom Kaiser bestätigter Khan nennt sich „Sultan-Regent“ und erhält, wenn er Orenbúrg besucht, die Ehrenbezeigungen eines Souveräns. Auch einen Adel haben sie, den sie gegenüber dem gemeinen Volke, den „schwarzen Knochen“, als die „weißen Knochen“ bezeichnen.

Das Äußere des Kirgisen verrät auf das deutlichste seine mongolische Herkunft. Bei mittlerem Wuchs ist das Gesicht ziemlich platt und breit, die Augen schmalgeschlitzt und schwarz, der Mund klein, die Backenknochen hervorstehend, der Bartwuchs spärlich. Bei den alten sind die Züge in der Regel stark verwittert. (Fig. 60.) Die Weiber haben schwarze Haare, wie die Männer, noch kleinere Augen als diese, sind in der Jugend schlank und breitschulterig, aber weder hübsch noch gewandt. Die Sprache der Kirgisen ist eine tatarische Mundart.

Von Krankheiten wissen diese Nomaden wenig und erreichen meist ein hohes Alter. Obgleich sie fast immer zu Pferde sind, ist ihre Kleidung doch zum Reiten sehr ungeeignet. Sie tragen den langen schlafrockartigen Chalát und zwar, nach dem Wetter, oft zwei und drei übereinander. Der unterste vertritt die Stelle des Hemdes. Dazu kommen weite Hosen aus Kamelhaar oder Leder, ein Gürtel und spitze, mit Stickerei geschmückte Stiefeln aus weichem Ziegenfell mit hohen Absätzen. Den geschorenen Kopf bedecken sie mit einem kleinen Sammet-Käppchen, der Tjybetéika, und tragen über dieser, wenn sie das Haus verlassen, eine spitze Filzmütze mit breitem Rande. (Fig. 61.)

Die Weiber kleiden sich wenig anders als die Männer; ihre Chaláte sind von feinerem Stoff und von lebhafterer Farbe. An ihren hohen runden Mützen tragen sie lange nach hinten herabwallende Schleier; das Haar hängt in Flechten auf den Rücken. Kopf, Hals und Brust reicher Frauen sind mit zahlreichem Schmuck bedeckt. Da auch die Weiber fast beständig reiten, gehört ein reich verziertes Zaum- und Sattelzeug zum vollständigen Putz.

Die Religion der Kirgisen ist der Islam, dessen Gebote sie jedoch nicht mit der sonst bei seinen Bekennern üblichen Strenge befolgen. So bleiben die Frauen selbst in Gegenwart Ungläubiger unverschleiert, was die Annehmlichkeit des Umgangs mit ihnen gerade nicht erhöht. In ihren Aúls (Dörfern) existiert sogar ein gewisser gesellschaftlicher Verkehr zwischen beiden Geschlechtern.



Fig. 61.



Kirgisen.

Die Krigisen sind höchst neugierig, leichtgläubig und schwatzhaft. Im allgemeinen gastfreundlich, rechnen sie doch im stillen auf Wiedervergeltung. Ihre Habsucht giebt nicht selten Veranlassung zu blutigen Streitigkeiten, die sich über ganze Geschlechter ausdehnen. Ihre Familienfehden veranlassen fortdauernd nächtliche Raubzüge und Überfälle (Baranta) der einen gegen die andern, bei denen jedoch in der Regel das Leben geschont wird. Tötung hat Blutrache zur Folge. Bei alledem sind sie nicht tapfer; sie

suchen den Feind durch List zu überrumpeln und ergreifen die Flucht, wenn sie kräftigen Widerstand finden. Als sie noch jeden wehrlosen Reisenden in der Steppe plünderten, wurden sie oft durch die russische Theemaschine, den Ssamowár, den sie für eine Kanone hielten, in die Flucht geschlagen. Übrigens werden die Kirgisen der europäischen Steppe mit jedem Jahre mehr russificiert, während ihre Landsleute in Centralasien wilde, heimtückische und feige Räuber geblieben sind.

Die Kirgisen leben vorzugsweise von der Viehzucht. Hier und dort treiben sie Ackerbau als Nebenbeschäftigung; wo es geschieht, mit Umsicht und Fleiß. Ihr Hauptbesitz besteht in Herden der großen und schönen Fettschwanz-Schafe, von denen manche Eigentümer 20 bis 30000 Stück zählen, doch verwenden sie auch Sorgfalt auf die Züchtung von Kamelen und Pferden, Rindvieh und Ziegen. Das Kirgisenpferd ist klein aber schlank und gut gebaut, ausdauernd und rasch.

Industrie ist den Kirgisen so gut wie unbekannt; nur einige Hausgewerbe werden von den Weibern gepflegt. Sie spinnen und weben die Wolle ihrer Schafe und bereiten einen dauerhaften Filz. Sonst beziehen sie, außer der Nahrung, so gut wie alle Bedürfnisse durch den Handel.

Die Wohnung des Kirgisen ist ein rundes Zelt (Kibitke), das aus der Ferne wie ein riesiger Maulwurfshaufen oder wie ein Heuschober aussieht. Dasselbe besteht aus einem fachwerkartigen Gestell, welches mit Filz bedeckt wird. Im Dache befindet sich eine Öffnung, die nach Bedürfnis geöffnet und geschlossen werden kann. Im Sommer wird der Filz durch bunte Strohmatten ersetzt. Das Innere der Kibitke (Fig. 62) ist häufig so reich verziert, daß ihre Herstellung mehrere tausend Rubel kostet. An den Wänden stehen schemelartige Sitze mit bunten Kissen; den Boden bedecken persische oder bucharische Teppiche.

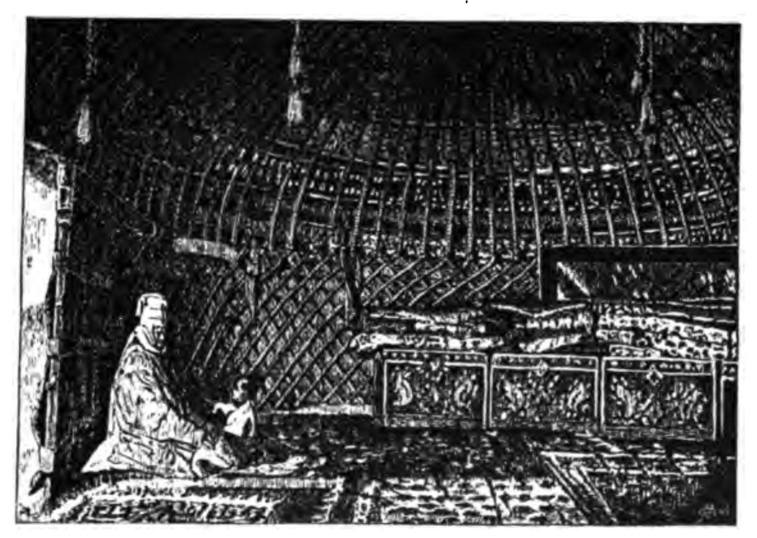
Den Winter über bleiben die Kirgisen gewöhnlich an demselben Orte; im Frühling beginnt die Wanderung von einem Lagerplatz zum andern. Am Ende des Sommers sind die ent-

legensten Stellen erreicht und man kehrt dann langsam zu dem Winterplatze zurück, wo das Gras sich unterdessen erneuert hat.

Die Nahrung der Kirgisen besteht hauptsächlich in frischem Fleisch von Schafen und Rindern, seltener von Pferden und Kamelen, in geräucherten Pferde-Schinken und Würsten. Brot ist ihnen unbekannt. Eine Lieblingsspeise ist der Fettschwanz



Fig. 62.



Inneres eines Kirgisenzeltes.

des Schafes. In keiner Haushaltung fehlt der harte Käse (Krut). Als Getränk dient ihnen, außer Wasser, süße Milch, Kumyß und Airan, letzteres aus Schafmilch bereitet.

Sie sind sehr geschickte Reiter und lernen mit Leichtigkeit alles, wozu mechanische Fertigkeit gehört; dabei ist jedoch alle Arbeit den Frauen aufgebürdet. Diese sorgen nicht allein für Haushalt und Kleidung, sie müssen auch die Zelte abbrechen und wieder aufbauen und die Männer wie Sklavinnen bedienen.

4. **Die Kalmyken**, der letzte Volksstamm der tatarischen Gruppe, welcher im europäischen Russland in Betracht kommt, nomadisieren zumeist auf dem rechten Ufer der Wolga, während die Kirgisen vorzugsweise das linke bewohnen. Sie durchstreifen mit ihren Herden das Gebiet der donischen Kosaken und die Gouvernements Orenbúrg, Ssarátow und Astrachán, hauptsächlich


Fig. 63.



Alter Kalmyk.

aber die Ebene zwischen den Flüssen Wolga, Don und Manytsch, und werden auf etwa 10 000 Köpfe geschätzt. Sie treiben wie die Kirgisen Rindvieh-, Schaf- und Kamelzucht im größten Maßstabe, so daß diese beiden mongolischen Stämme einen großen Teil Russlands mit Wolle, Talg, Filzdecken, Schaffellen und namentlich mit den geschätzten, glänzend schwarzen, kleinen Lämmerfellen (Astrachán) versorgen.

Die Kalmyken sind von mittlerer Größe, mager, wolgestaltet und breitschultrig. Sie haben ausnahmslos schwarzes straffes

Haar, ein flaches Gesicht, hervorstehende Backenknochen, schmale schräggeschlitzte weit auseinanderstehende Augen, eine kleine platte Nase mit breiten Nasenlöchern, abstehende Ohren, weiße Zähne, dicke fleischige Lippen, ein kurzes Kinn und dünnen Bartwuchs.

Fig. 61.



Junger Kalmyk.

Die Hautfarbe beider Geschlechter ist gelbbraun; bei den Männern dunkler als bei den Frauen. Diese verschiedenen physiognomischen Eigentümlichkeiten machen einen so unharmonischen Gesamteindruck, daß der Durchschnitts-Baschkir oder Kirgise dem Kalmyken gegenüber als Schönheit erscheint.

Die Kalmyken rasieren ihr Haupthaar zwei bis drei Finger breit rings um den Kopf; die Haarinsel in der Mitte wird gescheitelt. Kinn und Wangen scheeren sie ebenfalls, nur der Schnurrbart bleibt stehen, wird aber niemals gedreht (Fig. 63). Die Greise lassen das Haupthaar lang wachsen und flechten es hinten in einen Zopf. Die Kopfbedeckung der Kalmyken besteht in einer runden mit Schaffell verbrämten Mütze von gelbem Tuch, mit viereckigem Teller, an welchem eine rote Trobbel hängt. (Fig. 64.) Die Weiber tragen ähnliche Kappen, häufig von edlerem Stoffe und mit kostbarem Pelzwerk. Das Haar scheiteln sie in der Mitte und flechten es in zwei Zöpfe, die sie über die Schultern nach vorn herüberlegen und mit Haarbeuteln von schwarzem Plüsche verzieren. Auch falsche Flechten von Roßhaar werden häufig an die eigenen geknüpft. Das Schminken ist bei ihnen beliebt.

Die Kalmyken beiderlei Geschlechts tragen kurze, bis an den Gürtel reichende, vorn offene Hemden und weite Pluderhosen. Die Männer ziehen kurze blaue Überröcke von Nanking darüber, im Winter Pelze. Die Überröcke der Weiber sind von Kattun, Seide oder Sammet, gewöhnlich mit Borten oder Bändern benäht. Beim Reiten werden dieselben Oberkleider getragen, nur ohne Ärmel und mit zurückgeschlagenen Schößen. Von dem Zeitpunkt an, wo die Formen der Mädchen sich zu runden beginnen, tragen diese eine Art Schnürleib, denn die kalmykische Sitte verlangt, daß die Brust eines Mädchens flach wie ein Brett sei. Die jungen Schönen tragen, zum Unterschiede von den verheirateten Frauen, ihre Zöpfe nach hinten. Außer Bogen, Pfeil und Lanze führen die Kalmyken jetzt auch Feuergewehr.

Die Religion dieses Hirtenvolkes ist die buddhistische von der abergläubischsten Färbung. So werden sie denn von ihren unwissenden Priestern auf das stärkste ausgebeutet. Diese letzteren wohnen in Klöstern, den Mittelpunkten kleiner Ansiedelungen, die man bei den Kalmyken in größerer Zahl trifft, als bei ihren nomadisierenden Nachbarn.

Auch in Bezug auf ihre Sprache sind die Kalmyken isoliert unter den benachbarten Stämmen. Diese ist eine Mundart des Mongolischen von hohem Alter, aber sehr arm und mit keinem Idiom in der Nähe verwandt.

Der Kalmyk ist lebhaft und munter, freundlich und dienstfertig, aber auch neugierig und mistrauisch, hat wenig Ausdauer und betrügt gern.

Beide Geschlechter sind treffliche und kühne Reiter und außer ihrer Gewandtheit und Erfahrung in der Viehzucht haben sie große Geschicklichkeit in Jagd und Fischfang. Das Zelt des Kalmyken ist rund mit stumpf kegelförmigem Dach. Das ganze zu seinem Aufbau erforderliche Material besteht aus einer Anzahl von Stangen, starken Reifen, Stricken, und braunschwarzen, groben Filzdecken. Aus den ersteren fertigt man das Gerüst, mit den Filzdecken wird dasselbe bekleidet. Oben bleibt eine runde Öffnung zum Abzug des Rauchs, an der Seite eine andere als Thür. Diese Wohnung ist ebenso schnell abgetragen, als aufgebaut, und bildet in ihrem Innern ein einziges, kreisrundes, oben gewölbtes Gemach. In der Mitte befindet sich die Feuerstelle, über welcher der Kessel hängt, unbestritten das wichtigste Gerät in der nomadischen Haushaltung, deren jede nur einen einzigen besitzt. Wie im übrigen Europa die Anzahl der Familien in den Dörfern nach Feuerstellen oder Schornsteinen berechnet wird, so zählt man bei den Kalmyken nach Kesseln. Alles übrige Hausgerät, mit Ausnahme des kupfernen Wasserkrugs, besteht aus Holz und ist von primitivster Gestalt. Einige auf dem Erdboden ausgebreitete Decken dienen als Sitz- und Schlafstätte. Zum Brennmaterial wird getrockneter Mist verwendet.

Die Kalmyken genießen dieselbe Nahrung, wie die benachbarten mohammedanischen Völker. Dem Branntwein, dessen Genuß vom Buddhismus nicht untersagt ist, sind sie leidenschaftlich ergeben und bereiten eine eigentümliche Art desselben, Arsá, in einfachster Weise aus Stutenmilch, Schaf- oder Kuh-

milch. Auch für den Thee haben sie eine große Vorliebe. Sie bedienen sich des sogenannten Ziegel- oder Backsteinthees, den sie mit Milch, Butter und Salz bereiten; eine Mischung, die nicht so schlecht schmeckt, als sie klingt. Pferdefleisch essen alle Kalmyken mit Ausnahme ihrer Priester. Von Schweinefleisch sind sie große Verehrer, doch gestattet ihnen das Nomadenleben nicht, Borstenvieh in größerer Menge zu ziehen.

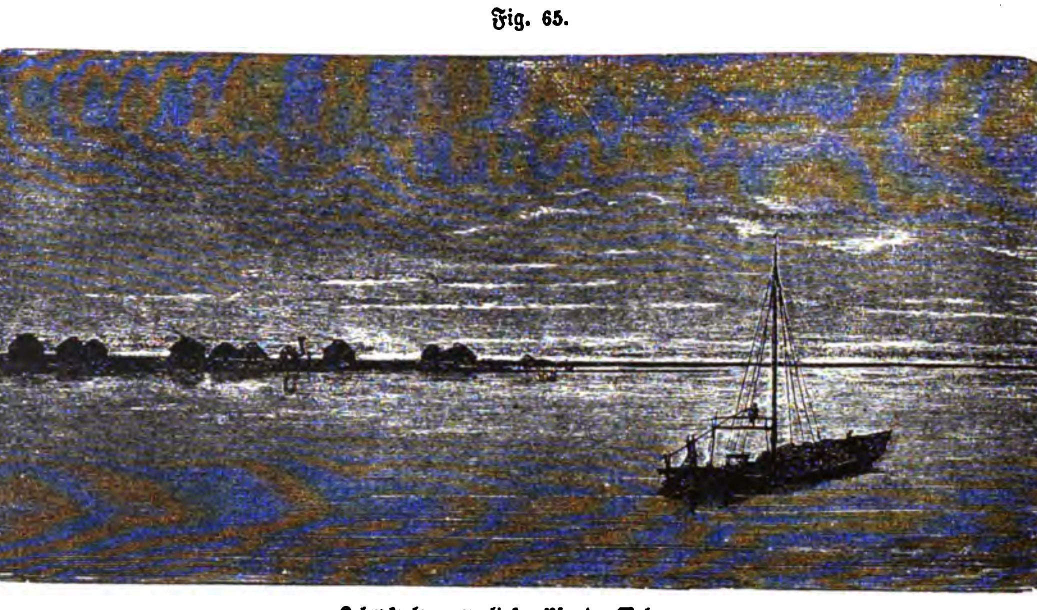
Einen eigentümlichen Anblick gewährt das Kalmykenlager, (Fig. 65) dessen Zelte sich auf eine Strecke von mehreren Kilometern ausbreiten. Ringsumher Herde an Herde, bei denen die Männer beschäftigt sind. Die Weiber bereiten Butter oder fertigen Filz aus Kamel- oder Kuhhaaren. Die Kinder, bis zu den Jahren der Mannbarkeit, sind völlig nackt. Aber alles, alle Altersstufen und Geschlechter, von den greisen Urahnen bis zu den dreijährigen Kindern, alles hat die brennende kurze Tabakspfeife eigenen kalmykischen Fabrikats im Munde.

Die Kalmyken nomadisieren in derselben Weise wie die Kirgisen, indem sie im Winter an Ort und Stelle bleiben, mit dem Frühling sich auf die Wanderschaft begeben, bis zum Herbst die Weideplätze alle 5 bis 10 Tage wechseln und dann langsam wieder zur Winterheimat zurückkehren. Jeder Choton*), jede Familie cirkuliert dabei Jahr für Jahr auf denselben Lagerstellen.

Woher der Name Kalmyk stammt, hat man bis heute nicht enträtselt. Das Volk selbst nennt sich Eluth und bestand in früheren Zeiten aus einer geschlossenen Horde von vier Mongolenstämmen, einem Vierbündnis, wie sie sich selbst ausdrücken. Diese vier Stämme heißen Dsungaren, Tergeten oder Torgouten, Choschouten und Choiten. Jetzt zerfallen die Kalmyken der Wolga in verschiedene Gruppen, deren jede unter der Bezeichnung „Ulúss" ein Ganzes für sich bildet, im übrigen aber aus den erwähnten vier Stämmen bunt zusammengesetzt ist.

*) Der kalmykische Choton entspricht dem tatarischen Aúl und bezeichnet eine Gruppe von Familien, die durch Verwandtschaft oder andere Verhältnisse sich nahe stehen.

Fig. 65.



Kalmykenlager am linken Ufer der Wolga.

Unter diesem Volke giebt es drei Stände, die vom russischen Gesetz anerkannt sind. Den ersten Stand oder Adel bilden die Noionen, den zweiten die Saissangen, die etwa den russischen Ehrenbürgern entsprechen, den dritten die gemeinen Kalmyken. Die Geistlichen werden, je nach ihrem Range, den ersten beiden Ständen zugezählt.

B. Finische Gruppe.

Es wird angenommen, daß die Völker der finischen Gruppe in früheren Zeiten sich weiter über Europa verbreitet hatten, als gegenwärtig nachzuweisen ist, und daß sie von den später einwandernden indogermanischen Stämmen in den Norden und Nordosten gedrängt wurden, wo sie noch heute ihre Wohnsitze inne haben. Man unterscheidet bei den Völkern dieser Gruppe vier Familien:

1. Die tschudische oder finische Familie im engeren Sinne, zu welcher die folgenden Volksstämme gehören:

a. die eigentlichen oder baltischen Finen. Sie bilden den Kern der Bevölkerung (etwa 84 Prozent) des Großfürstentums Finland, wohnen aber auch in den Gouvernements St. Petersburg, Twer, Nówgorod, Olónez und Archángelsk, im ganzen etwa anderthalb Millionen stark. Kräftig und gut gebaut, von mittlerer Größe, hager und muskulös, sind die Finen ausdauernd im Ertragen aller körperlichen Beschwerden. Sie haben ziemlich flache Gesichter, hervorstehende Backenknochen, kleine Augen, blonde ins Gelbe oder Rote spielende Haare, schwachen Bartwuchs und eine schmutzig bräunliche Gesichtsfarbe. Mit geringen Ausnahmen sind sie lutherischer Konfession und hegen eine hohe Achtung vor ihren Pastoren, die häufig zugleich Lehrer, Ärzte, Advokaten und Richter des Volkes sind, in jeder Lage des Lebens aber seine treuen Berater. Die Tracht der Finen ähnelt der des schwedischen Bauern; ihr Oberkleid besteht gewöhnlich in einer grauen Tuchjacke mit Metallknöpfen. Die Weiber lieben grelle Farben, putzen sich gern mit allerlei Ringen, Buckeln und Zieraten und tragen an vielen Orten um die Stirn einen Lederriemen mit gelben Knöpfen. Die Bräute werden mit einer zahl-

losen Menge von Schmuck, Bändern, Nadeln, Perlen u. dgl. behängt, besteckt und beladen.

Der Fine ist ernst, schweigsam und ungesellig, liebt die Abgeschlossenheit, haßt alle Neuerungen, ist mistrauisch gegen Fremde, so gastfreundlich er sie aufnimmt, heftig und aufbrausend, wenn er gereizt wird, und besitzt einen maßlosen Eigensinn. Er ist mäßig, obwol er der Versuchung zu starken Getränken nicht leicht widersteht. Bei alledem sind die Finen ein frommes, arbeitsames, treues und ehrliches Volk, nur muß man sie nicht nach den Bewohnern der finischen Dörfer in der Umgebung St. Petersburgs beurteilen. Diese sind selbstverständlich durch die Nähe der Metropole verdorben und entartet. Achtung vor fremdem Eigentum ist ein Hauptzug des finischen Charakters und Diebstahl bei ihnen eine der seltensten Erscheinungen. Die Nordfinen werden als besonders schlau geschildert und von den Südfinen für große Zauberer angesehen. Im ganzen finischen Lande erblickt man weder Betrunkene, noch Bettler oder Krüppel.

Der Fine ernährt sich hauptsächlich von Waldarbeit, Fischfang, Ackerbau, der jedoch unter den wenig günstigen klimatischen Verhältnissen zu leiden hat, und Viehzucht. Beide Geschlechter gehören zu den typischen Erscheinungen des St. Petersburger Lebens. Die Männer verkaufen auf den Straßen Holz, Teer, Fische; die Frauen, Körbe, Milch, Butter. Häufig verdingen sie sich in der Residenz als Dienstboten und sind fleißige tüchtige Arbeiter; nur bildet ihr störrisches, jähzorniges Wesen einen auffallenden Gegensatz gegen den freundlich-demütigen Russen. Die Frauen sind vortreffliche Köchinnen und werden in dieser Funktion häufig in Petersburger Familien angetroffen.

Die gewöhnliche Nahrung des Finen besteht in Butter, Milch, Kartoffeln und gesalzenen Fischen; dazu genießt er selten frisches Brot. Man backt nur einmal im Jahre eine Art harten Zwiebacks, der auf eine Schnur gereiht, an der Decke der Wohnung aufgehängt wird. Das Tabakrauchen ist allgemein verbreitet. Die Finen haben gegenwärtig fast durchgängig ordent-

liche, aus Holz gebaute Wohnungen mit Fenstern und Schornsteinen, bei denen die Badstube niemals fehlen darf. Dieselbe gleicht dem russischen Dampfbad und peitscht sich auch der badende Fine mit belaubten Birkenzweigen und übergießt sich vor dem Ankleiden mit kaltem Wasser oder wälzt sich im Schnee.

Die finische Sprache ist sehr wollautend; sie hat beständig trochäischen Tonfall und ist das Verhältnis des Konsonantismus zum Vokalismus ein angenehmes.

Der Fine hat Geschick zu allerlei Fertigkeiten, ohne es jedoch in irgend einem Gewerbe besonders weit zu bringen. Eine große Liebe und nicht unbedeutende Begabung hat er zur Poesie. Seine epischen und lyrischen Nationalgesänge (Runen) sind teilweise gesammelt und bilden einen reichen Schatz ursprünglicher Volksdichtung.

Das Wort Fine ist deutschen Ursprungs; bei den Russen heißen diese Nachbarn, Tschuchónzy oder Tschuden, sich selbst nennen sie Suomalaiset, d. h. Volk des Landes Suomi.

b. die Karélen. Sie bewohnen zumeist die nördlichen und östlichen Ufer des Ládogasees in Finland und den Gouvernements St. Petersburg, Olónez und Nówgorod, finden sich aber auch in Twer und Archángelsk. Ihre Kopfzahl mag wol 300 000 erreichen. Den Finen nahe verwandt, sind sie fast gänzlich russificiert, bekennen sich der Mehrzahl nach zur orthodoxen Kirche und sprechen russisch. Ackerbau, Fischfang und Jagd sind ihre Haupterwerbszweige; es giebt unter ihnen jedoch auch zahlreiche Handwerker, namentlich Tischler, Glaser und Steinhauer, welche den Sommer über in St. Petersburg arbeiten, den Winter im heimatlichen Dorfe zubringen. In den nördlicheren Gegenden bauen sie Schiffsboote, die in gutem Rufe stehen.

c. die Ingrer, von den Russen Ishóren genannt, die ursprünglichen Einwohner von Ingermanland, dem heutigen Gouvernement St. Petersburg. Sie sind fast gänzlich in der russischen Nationalität aufgegangen.

d. die Tschuden, auch Wessen genannt, einst ein weitverbreiteter Volksstamm, von dem jetzt nur geringe Überreste die Gouvernements Olónez und Nówgorod bewohnen.

e. die Esten, deren Zahl auf etwa 800 000 geschätzt wird, bewohnen in ihrer Hauptmasse das nach ihnen benannte Estland mit den zugehörigen Inseln, sowie das nördliche Livland. Die Grenzlinie, welche sie von den Letten scheidet, zieht sich von der Südspitze des Peipussees an den Städten Werro und Walk vorüber zum Riga'schen Meerbusen. Sporadisch findet man sie in den benachbarten Gouvernements. Als den Finen nahe verwandt, heißen auch sie bei den Russen Tschuchónzi, während sie selbst sich Tallopoëg (Söhne der Erde) nennen. Die Esten sind mittleren Wuchses, die Strandbauern am Meeresufer größer und kräftiger. Ihre Gesichtszüge, den finischen ähnlich, lassen den mongolischen Typus deutlich wahrnehmen. Die tiefliegenden blauen Augen sind enggeschlitzt und von buschigen Brauen überdacht, das Antlitz breit, die Backenknochen hervorstehend. Die Haltung des Esten ist nachlässig, der Gang schleppend. Das blonde, meist goldgelbe Haupthaar hängt bei Männern wie Frauen ungeschoren, in langen Strähnen, herab. Während ihre Nachbarn, die Letten, mit Vorliebe helle Kleider tragen, gehen die Esten nur in Dunkelbraun oder Schwarz. Beide Geschlechter verfertigen ihre Anzüge aus Wadman oder Wadmal, einem selbsterzeugten Stoffe, den sie aus der Wolle schwarzer Schafe weben. Unter dem langen dunklen Rock tragen sie ein kurzes Tuchwams, dazu kurze Hosen, lange wollene Strümpfe und an den Füßen Pasteln, Sandalen aus ungegerbter Rindshaut, die mit Schnüren an den Füßen befestigt werden. Den Kopf bedeckt im Sommer ein niedriger runder Hut, im Winter die Pelzmütze. Die Frauen tragen über ihren buntgestreiften wollenen Röcken ein enganschließendes dunkles Oberkleid, verstehen es übrigens recht wol, durch farbige Schnüre die düstere Tracht zu beleben, und schmücken sich gern. Das Haupt der verheirateten Frauen umschließt eine anliegende Haube, das Haar der Mädchen

in einzelnen Gegenden ein kleidsames Kopfband in der Art des russischen Kokóschnik. Ein beliebter Schmuck für alle Weiber ist eine Art konischer silberner Spange, welche mit allerlei Berloques behängt und vor der Brust getragen wird.

Die Esten gehören in der großen Mehrzahl zur lutherischen Kirche; in Livland gingen einzelne Familien in den vierziger Jahren zum orthodoxen Bekenntnis über. Ihre Sprache, außerordentlich reich an Vokalen, erinnert an die italienische und ist um so wohltönender, als die Esten meist ein schönes, klangreiches Organ besitzen.

Obgleich sie, seit Jahrhunderten Knechte der deutschen Ritter, in beständiger Berührung mit ihren Herren lebten, haben die Esten ihre Nationalität, ihren Charakter, Sprache, Sitte und Gewohnheiten so intakt erhalten, wie wenige Völker außer ihnen. Der Lette war stets zum Germanisiertwerden geneigt, der Este nie. So außerordentlich verschieden beide Völker in Typus und Charakter sind, nur in einem stimmen sie völlig überein, in dem Mistrauen gegen den Deutschen. Zieht man in Betracht, daß die Herren der Esten und Letten selbst einer anderen Nationalität unterthänig sind, so erklärt sich die Komplikation der dortigen Verhältnisse, die zu den verschiedenartigsten Agitationen Veranlassung bietet.

Der Este ist von Natur gutmütig, zärtlich gegen seine Angehörigen, sinnig in seiner Naturbetrachtung; er ist gelehrig, gewandt und von schneller Auffassung. Erscheint er heute rauh und schroff, verschlossen, träge, falsch, widerspenstig selbst gegen das Bessere, so konnte man von dem Jahrhunderte hindurch lastenden Druck der Leibeigenschaft keine günstigeren Erziehungsresultate erwarten.

Ackerbau, Viehzucht und Fischfang bilden die Hauptbeschäftigung der Esten; sie eignen sich trefflich zum Seedienst und werden in Russland gern als Dienstboten gebraucht.

Im Gegensatz zu den Letten wohnen die Esten in Dörfern, wenn man einen planlos zerstreuten Haufen elender Hütten und

Gehöfte so nennen mag. Den Häusern, aus behauenen Baumstämmen plump und roh zusammengefügt, mangeln häufig die Schornsteine und die Bewohner schlafen meist ohne Unterschied des Alters und Geschlechts in demselben engen, unordentlichen, unsauberen Raume.

Seit Jahrhunderten in beständigem Verkehr mit den benachbarten Russen und Letten, haben die Esten im Ganzen nur wenig von deren Lebensweise angenommen. Im Gegenteil — ihre Sitten und Gebräuche zeigen viel mehr Ähnlichkeit mit fernwohnenden finischen Stämmen, als mit den Völkern, die an ihrer Schwelle ansässig sind.

Für die Poesie hat der Este die lebhafteste Neigung und ungewöhnliche Begabung. Im Gegensatz zur friedlich idyllischen Lyrik der Letten, ist die estnische Dichtung kräftiger epischer Natur. Wie ihre nächsten Verwandten, die Finen, haben sie einen unschätzbaren Reichtum an Volksliedern und Sagen, die neuerdings von verständnisvollen gelehrten Männern gesammelt und veröffentlicht sind. Dem großen Nationalepos der Finen, der Kalewala, entspricht der estnische Kalewipoëg.

f. die Liven, der Volksstamm, welcher dem heutigen Livland den Namen gegeben. In früheren Zeiten dort und in Kurland zu Hause, ist ihr Volkstum unter Letten und Esten verschwunden. Nur auf der nördlichsten Landspitze Kurlands finden sich noch einige tausend Köpfe, deren Nationalität sich erkennen läßt. Auch in den bei dem kurischen Städtchen Bauske lebenden Kreewingen (spr. Kriäwingen) sollen sich, nach glaubwürdigen gelehrten Untersuchungen, Liven erkennen lassen. Die sogenannten „kurischen Könige" dagegen, welche in der Nähe von Goldingen ihre Wohnsitze haben, sind Letten, welche aus unbekannten Gründen von der Leibeigenschaft verschont blieben.

g. die Lappländer oder Lappen. Sie bewohnen das nördliche Finland sowie die Gouvernements Olónez und Archángelsk und man unterscheidet ihrer Heimat nach finische und russische Lappen oder Lapóren. Die ersteren haben viel von den

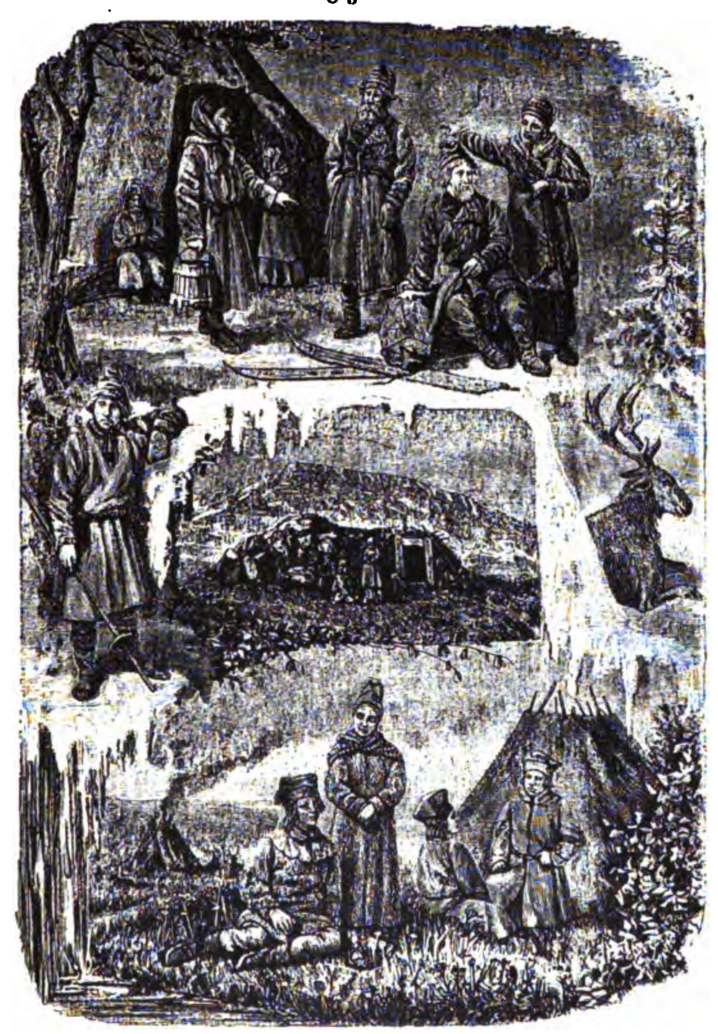
Finen, die letzteren von den Russen angenommen. Ihre Gesamtkopfzahl übersteigt kaum 7500, von denen etwa 3000 auf die russischen Gouvernements kommen. Das Volk selbst nennt sich Samé oder Samelad.

Ihrer Lebensweise nach zerfallen diese Bewohner des hohen Nordens in Berg- oder Wanderlappen, welche nomadisierend von dem Ertrage ihrer Rentierherden leben, und in See- oder Küstenlappen, welche an den Ufern der kleineren Wasserbecken oder der Meeresküste in festen Wohnsitzen hausen und sich hauptsächlich vom Fischfang ernähren. Abarten beider sind die Waldlappen, welche sich meist in den Wäldern aufhalten, im Sommer Fischfang, im Winter Rentierzucht treiben, die Fischerlappen, welche vorzugsweise an den Ufern einsamer Seen und Flüsse hausen, und die Flußlappen, welche sich mehr an den unteren Läufen der Ströme angesiedelt haben und sich von den Seelappen wenig oder gar nicht unterscheiden.

Die Lappen sind klein von Wuchs; ihre durchschnittliche Höhe übersteigt kaum anderthalb Meter. Sie haben eine niedrige Stirn, hervorstehende Backenknochen, kleine enggeschlitzte Augen, spitzes Kinn und großen Mund. Bei den Frauen tritt der mongolische Typus weniger auffallend zu Tage. Die Haare sind schlicht und straff, meist kastanienbraun mit rötlichem Schimmer bei dunklen Augen; es finden sich aber auch blondhaarige mit blauer Iris. Die Nase ist breit, gewöhnlich aufwärts gebogen, die Gesichtsfarbe gelblich, bei den blonden heller als bei den brünetten. Die Züge der Frauen werden bei ihrem beständigen Aufenthalt im Freien und der harten Lebensweise mit den Jahren sehr grob und man unterscheidet sie dann schwer von den Männern.

Im Sommer sind beide Geschlechter nur mit einem langen, meist lose herabhängendem Hemde aus gegerbten Rentierfellen oder Wadmal bekleidet, dessen Ärmel bis zu den Handgelenken reichen. Der letztgenannte grobe Stoff, schwärzlich oder grau, unterscheidet sich wenig von dem, mit welchem die Berglappen

Fig. 66.



Lappländer.

ihre Zelte bedecken. (Fig. 66 unten, Fig. 68.) Die Männer tragen dazu eine grellfarbige wollene Mütze. (Fig. 66 oberes und mittleres Bild.) Während des Winters sind die Gewandstücke für Männer und Frauen gleichmäßig aus Rentierfellen, mit den Haaren nach innen, gefertigt. Die wärmere Kopfbedeckung der Männer besteht aus einer großen viereckigen Mütze, die der Frauen, über ein hölzernes Gestell gespannt, hat beinahe die Form eines bairischen Kavalleriehelms. (Fig. 66 unten, Fig. 69.)

Zu festlichen Gelegenheiten tragen die Weiber über dem langen Kleide ein Mieder und um den Hals einen leinenen Kragen, dessen lange Zipfel auf die Brust herabhängen und dort eine Art Tasche bilden. Beide Geschlechter legen dann mit messingenen oder silbernen Spangen geschmückte Gürtel an. Männer und Frauen tragen Beinkleider und Schuhwerk aus weichem Rentierleder ohne Haar. Reinlichkeit gehört nicht zu den Vorzügen der Lappen; sie starren gewöhnlich von Schmutz, und Kleider wie Haare wimmeln von Ungeziefer.

Die finischen Lappen bekennen sich zur lutherischen, die russischen zur griechisch-katholischen Kirche. Ihre Sprache ist ein Mittelglied zwischen den Mundarten der baltischen und Wolga-Finen und steht unter den letzteren der mordwinischen am nächsten.

Der Lappe ist still, freundlich, nachgiebig; den Frieden liebt er über alles. Aller edleren Genüsse des Lebens beraubt, von einer kargen, starren Natur umgeben, arm und abgesondert, erträgt er alle Mühseligkeiten des Daseins mit unerschütterlicher Ruhe. Als einzige Bedingung seines Wolseins verlangt er nur, in dem Genuß seines geringen Besitzes, in seinen alten Sitten und Gebräuchen nicht gestört zu werden. Religiös und sittlich stehen die Fischerlappen höher als die Berglappen; aber auch die letzteren sind fromm und gutmütig und der Vater unterrichtet seine Kinder sorgfältig in allem, was er selbst weiß. Rührend ist die Liebe und Zärtlichkeit des Lappen für seine Familie, selbst für seine Dienstboten. Der berühmte finländische Gelehrte

Fig. 67.

Hütte (Wjäsha) der Lappen auf der Halbinsel Kola.

Castrén kannte einen Lappen, der in dreißigjähriger Ehe kein böses Wort mit seiner Frau gewechselt hatte. Aus warmen, vollem Herzen liebkost der Mann, der von der Herde zurückkehrt, Frau und Kinder. Ist der Berglappe sonst derb, plump und geneigt, seinen Willen mit der Faust durchzusetzen, so gehören doch gröbere Verbrechen bei ihm wie bei dem Fischerlappen zu den Seltenheiten. Alle sind wolwollend, dienstfertig und gastfrei; man wirft ihnen aber auch Unversöhnlichkeit, Mißgunst und Neid vor und tadelt sie wegen ihrer Verschlagenheit und mancher mit derselben zusammenhängenden bösen Eigenschaften.

Die Rentierherden, mit denen er von Ort zu Ort nomadisiert, bilden den ganzen Reichtum des Berglappen. Sie gewähren ihm, was er zum Leben bedarf, Nahrung und Kleidung. Aber keine geringe Zahl dieser Tiere ist notwendig, um eine Familie ausgiebig zu ernähren. Zu einer gewissen Wolhabenheit gehören 300—500 Stück. Mit dem Beginn der wärmeren Jahreszeit zieht der Berglappe nach den höher gelegenen Gegenden und kehrt im Herbst mit seinen Herden in das flachere, waldreiche Land zurück. Dabei ist seine Ausdauer im Ertragen körperlicher Anstrengungen bewunderungswürdig. Unausgesetzt muß er seiner Herde folgen, welche während des Sommers, wenn die Tiere nicht genötigt sind, ihre Nahrung unter dem Schnee hervorzuscharren, sich beständig auf der Wanderung befindet. Dabei watet er durch Sümpfe und weichen Schnee, schwimmt durch angeschwollene Flüsse und hat keine andere Nahrung, als einen Trunk Rentiermilch. Im Winter muß er dazu noch Schneestürme und eisige Kälte ertragen, und kehrt er erschöpft in sein Zelt zurück, wird ihm häufig nicht einmal die nötige Rast vergönnt. Ein Lärmzeichen ruft ihn von neuem hinaus, um den Kampf mit seinen schlimmsten Feinden, den Bären und Wölfen aufzunehmen. Gelingt es diesen, die Herde auseinander zu sprengen, so ist der Ärmste nicht selten mit einem Schlage seines ganzen Vermögens beraubt. Das Gebiet, welches

Fig. 68.

Sommer=Zelt (Kuwăĭ) der Lappen an der norwegiich=finländischen Grenze.

der Berglappe mit seinen Tieren durchstreift, umfaßt häufig mehr als ein halbes Tausend Kilometer. Drei bis vier Tage bleibt er in demselben Bezirk und wandert dann 40 bis 50 Kilometer weiter.

Auch der Seelappe bleibt nicht an demselben Orte. Im Frühjahr bezieht er sein Heim in der Nähe der Wasserbecken oder der Küste, um dasselbe zur Sommerszeit gegen den Aufenthalt in einem anderen Fischereibezirk zu vertauschen. Im August begiebt er sich nach dem Herbstwohnsitz. Dort betreibt er neben dem Fischfang die Jagd auf Marder, Eichhörnchen, Fischottern, Bären, wilde Rentiere und allerlei Flugwild. Um Weihnachten sucht er sein Winterquartier in einem der kleinen Dörfer auf.

Die Sorge für Haus und Hof bleibt den Frauen überlassen, zu deren Obliegenheiten noch das Ausbessern der Netze, das Befestigen des Köders an den Angelschnüren, das Ausnehmen und Trocknen der Fische gehört. Sie verfertigen Zwirn aus den Sehnen der Rentiere, stricken Handschuhe, weben Wollenzeug zu Anzügen und Zeltdecken, und verfertigen die Kleider der ganzen Familie, während die Männer Häute gerben, hölzerne Geräte und Werkzeuge anfertigen, Schlitten und Kähne bauen.

Die Lebensweise beider Lappengruppen fordert eine leicht bewegliche Sommerwohnung und eine solidere, stärkere und wärmere Hütte für den Winter. Das Sommerzelt (Fig. 66 unten, Fig. 68) hat bei allen Lappländern dieselbe Gestalt und Einrichtung. Stangen werden in die Erde getrieben und bilden das Gerüst, welches man mit wollenem Stoffe bedeckt. Oben bleibt ein Zugloch für den Rauch, an der Seite eine Öffnung für die Thüre, die mit einem Zipfel der wollenen Decke geschlossen werden kann. Einige Steine, die in der Mitte auf der Erde liegen, bilden den Feuerherd. Der Boden wird mit Tannenreisern bestreut und Rentierhäute darüber gedeckt. Ein solches Zelt bildet sozusagen das Hautquartier des Berglappen, in welchem Frauen, Kinder und Greise wohnen. Er selbst mit

seinen Dienstboten folgt der Herde und kampiert im Freien oder unter einem noch leichteren und mangelhafteren Obdach.

Die Winterhütte, von den Lappen Gamme genannt, ist von festerer Konstruktion. Sie hat ein Fundament von Stein oder Holz, auf welchem der konische oder pyramidale hölzerne Oberbau ruht. Die Wohnstätten der Ärmeren werden aus Erde aufgeführt. Die Gamme oder Wjäsha (Fig. 66 Mitte, Fig. 67)

Fig. 69.



Lappländische Wiege.

wird von außen mit Rasen bedeckt, im Innern mit Rentierfellen bekleidet. Die Dörfer der Lappen, deren es nicht viele giebt bestehen aus solchen Gammen, welche die hölzerne Kirche umgeben.

Die Wohnung des Lappen ist nicht größer, als notwendig, um die Familie und einige Schafe aufzunehmen, welche letztere gewöhnlich in einem Verschlag unter dem Bette liegen. Zuweilen bildet der Schafstall einen besonderen Nebenraum. In den Gammen der Wolhabenden ist die Küche von dem Wohnraum getrennt. Der Feuerherd wird in die Erde gegraben und der Rauch entweicht durch eine Öffnung im Dache. Tische und Stühle sind im Hause des Lappen seltene Erscheinungen. Selbst Löffel sind nicht allgemein und die Familie bedient sich bei der Suppe gemeinschaftlich der Kochkelle.

Die Säuglinge werden von den Müttern in ähnlichen Wiegen getragen, wie man sie bei den Indianern findet. Sie bestehen aus hölzernen, schuhartigen Gestellen, die mit Moos gepolstert, mit Fell oder Zeug bedeckt und an Riemen aufgehängt werden. (Fig. 69.)

Der Seelappe nährt sich im Sommer hauptsächlich von Fischen. Der Ertrag des Fanges, welchen er nicht verzehrt, wird getrocknet und für den Winter bewahrt. Doch begnügt er sich in der kälteren Jahreszeit nicht gern mit dieser leichten Speise. Er hält täglich eine Hauptmahlzeit und zwar am Abend. Sie besteht dann zumeist aus Fleisch, das er durch Jagd auf wilde Rentiere, von seinen eigenen kleinen Herden und von den Berglappen der Umgegend erhält. Am Morgen verzehrt er die Reste des vergangenen Tages oder begnügt sich mit getrocknetem Fisch. Übrigens findet man bei vielen Fischerlappen Vorräte von Brot, Käse aus Rentier-, Kuh- und Schafmilch, gefrorene Rentiermilch und Beeren aller Art. In der Not nimmt er seine Zuflucht zur Baumrinde, aus der eine Art Gebäck bereitet wird.

Der Berglappe ist keineswegs nur auf die Produkte seiner Herde angewiesen. Zur Abendmahlzeit verzehrt er freilich eine kräftige Fleischsuppe, die er im Gegensatz zum Fischerlappen ohne Salz genießt, aber auch gesalzene Fische und manche andere Nahrungsmittel weiß er zu erwerben. Er ist in seiner Art reich und das ist sein einziger Vorzug vor dem Fischerlappen.

2. Die Familie der permischen oder nordischen Finen.

a. die Permier, Permjäken oder Biarmier bewohnen die Gouvernements Perm und Wjátka und werden, so weit sie noch nicht russificiert sind, auf etwa 67 500 Köpfe geschätzt, von denen 59 000 auf das Gouvernement Perm kommen. Das Wort Perm bedeutet bei den Uralfinen Höhenzug oder Wasserscheide; sie selbst nennen sich Kami-Utir (an der Kama wohnende) oder Sudas. Sie tragen meist weiße oder rote Kleider, sind arm und beschäftigen sich mit Jagd und Viehzucht. Ihre Sprache ist mit

russischen Wörtern stark vermischt. Sie bekennen sich zur griechisch-katholischen Kirche.

b. die Syrjänen sind in einer Stärke von 85—90000 im Südosten des Gouvernements Archángelsk und in der eigentlichen Waldregion des Gouvernements Wólogda ansässig. Sie sind sehr kräftig und muskulös gebaut, von ansehnlichem Wuchs und ihre Gesichtszüge tragen den unverkennbaren Charakter der mongolischen Rasse. Ihre Sprache, obwol stark mit russischen Wörtern durchsetzt, haben sie erhalten; seit dem 14. Jahrhundert sind sie Christen und gehören dem griechisch-orthodoxen Bekenntnis an. Auch der Name Syrjäne ist, wie viele Völkerbezeichnungen, ein von Fremden gegebener; sie selbst nennen sich Kumi oder Komiass, was auf ihren Ursprung von den Ufern der Kama hinzudeuten scheint. Der Syrjäne ist in seinem Wesen rauh, rachsüchtig, wenn er gekränkt wird, dabei aber sorgsam in dem, was er thut, treu und redlich. Er trinkt gern, ohne dem Trunk zu fröhnen. Die Ehrlichkeit der Syrjänen war früher sprüchwörtlich. Verließ er sein Haus, so sperrte er dasselbe mit einem Holzspan; dies Zeichen genügte zum Schutze des Eigentums. Aber diese Zeiten sind nicht mehr; mit der Kultur-Erkenntnis sind auch Schloß und Riegel bei dem Syrjänen eingezogen. Von den russischen Handelsleuten häufig übervorteilt, sind auch sie mistrauisch und schlau geworden und machen sich kein Gewissen daraus, ihrerseits den leichtgläubigen Ssamojéden zu betrügen. So vernünftig der Syrjäne sonst ist und so überlegen an Verstand seinem Nachbar, dem Ssamojéden, so ist er doch der Natur gegenüber von Aberglauben und alten heidnischen Anschauungen erfüllt. Jedes Naturereignis hat seine geheimnisvolle Bedeutung. Die Tiefe des Wassers bevölkert er mit Nixen, die nachts im Mondschein spielen; in den Wäldern wandeln Elfengestalten in langen Gewändern, Espe und Tanne flüstern ihm eine verständliche Sprache.

Nach dem Großrussen gehören die Syrjänen zu den intelligentesten und unternehmendsten Volksstämmen Russlands. Sie

haben feste Wohnsitze und erfreuen sich eines gewissen Wolstandes. Ihre Hauptbeschäftigungen sind die Jagd- auf Pelztiere, Fischfang und Rentierzucht. Mit Ackerbau und Handel beschäftigen sie sich nur in so weit, als die Verhältnisse es gebieten.

Sobald im Herbst die Ernte beendigt ist, ziehen die Syrjänen auf die Jagd. In Gesellschaften von zehn bis zwanzig Mann unternehmen sie ihre Beutezüge in die uralischen und sibirischen Wälder. Vom Fleisch der erlegten Tiere ernähren sie sich, die Felle bringen sie als gesuchten Handelsartikel auf ihren Schlitten in die Heimat. Unterwegs kampieren sie in Hütten (Schalasch) aus Tannenreisig, die sie mit Birkenrinde bedecken. Oft bedürfen sie der Schneeschuhe, deren Sohlen sie mit kurzhaarigem Fell benähen. Bären, Luchse, Wölfe und Füchse, Fielfras, Marder und Hermelin, graue und bunte Eichhörnchen sind hauptsächlich das Wild, auf dessen Pelze es abgesehen ist. Auch eine Menge von eßbaren Tieren wird zum Verkaufe erlegt; namentlich Rentiere, Auerhähne, Birk-, Hasel- und Schneehühner u. dgl., die gefroren durch ganz Russland, neuerdings auch ins Ausland versandt werden. Die Zahl der erlegten Hühner grenzt ans Unglaubliche. Man schätzt die Summe der allein in St. Petersburg jeden Winter verzehrten auf vier bis sechs Millionen. Die Syrjänen verkaufen in Jarénsk jährlich über hunderttausend Haselhühner, vierzigtausend Eichhörnchen, tausend Marder und zweitausend Elentiere. Im Kreise Ustsyssólsk sollen jährlich bis 600 000 graue Eichhörnchen (Grauwerk) geschossen werden. Beim Erlegen der Pelztiere, namentlich der weniger häufigen, wie der Hermeline, Zobel und Silberfüchse, kommt es darauf an, das kostbare Fell nicht zu verletzen, man fängt sie in Fallen oder schießt sie mit Armbrüsten und stumpfen Bolzen. Wenige Felle dieser gesuchten Vierfüßler machen den Jäger wolhabend. Die unglaubliche Sicherheit des Syrjänen in der Handhabung des Schießgewehrs ist um so auffallender, als seine Waffe zur unvollkommensten ihrer Art gehört. Die Flinten haben Rohre von anderthalb bis zwei Meter Länge

mit sehr kleinem Kaliber und rohem Feuerschloß. Statt Kugel und Schrot laden die Syrjänen kleine Stückchen Blei, denen sie mit den Zähnen eine annähernd runde Form geben. Auf jede mögliche Distanz treffen sie den Vogel oder das Eichhörnchen durch den Kopf und wissen sofort aus der Bewegung des getroffenen, wo es niederfallen wird.

Sind die Jäger im Frühjahr mit der Beute heimgekehrt, so bestellen sie den Acker, vernachlässigen aber dabei keineswegs das Waidwerk. Unser Bild stellt einen solchen jagdgerüsteten Syrjänen dar, der sich von der treuen, emsigen Gattin verabschiedet. (Fig. 70). Die Frauen sorgen inzwischen für alles und verrichten jede Arbeit. Ruder und Zügel führen sie mit gleicher Kraft und Geschicklichkeit. Da man bei der Unwegsamkeit des Landes meistens die Flüsse als Fahrstraßen benutzt, sieht man dort häufig Kähne, in denen zwei bis vier Frauen rudern und eine das Steuer lenkt.

Als Nebenzweig der Jagd wird das Aufsuchen der Eier des wilden Waldgeflügels in großem Maßstab betrieben. Eine andere Einnahmequelle bilden die sogenannten Cedernüsse, die von den Russen gern gegessenen Früchte der Zirbelkiefer (Pinus Cembra), von denen ein fleißiger Mensch in einem ergiebigen Jahre 160 bis 200 Kilo zu sammeln vermag. Die syrjänischen Fischer wandern im Frühjahr mit Mundvorrat und allerlei Werkzeug versehen auf den Fang. Wo sie gute Beute erhoffen dürfen, bauen sie Hütten, von denen aus sie ihr Geschäft betreiben. In den Pausen des Fischfangs verfertigen sie an Ort und Stelle Fäßchen aus Fichten- oder Tannenholz zur Versendung ihrer Ware. Im Herbst kehren sie heim.

In neuerer Zeit sind die Syrjänen treffliche Rentierzüchter geworden. Sie nehmen dabei nicht selten Ssamojéden als Hirten an; zuweilen solche, die sie selbst um ihre Herden betrogen haben, vertrauen ihnen aber nur bei gutem Wetter die Hut ihrer Tiere. Bei Sturm und Schneetreiben übernehmen sie selbst den Schutz der Herde gegen Wetter und Wölfe und selten geht ihnen ein

Tier verloren. Es giebt Syrjänen, welche Herden von 5 bis 6000 Stück besitzen, die im Jahre etwa 6000 Rubel einbringen.

Unter diesem rührigen Volke giebt es auch nicht wenige,

Fig. 70.



Syrjänen.

welche die Heimat verlassen, um ihr Glück anderweitig zu versuchen. Als verständige, gewandte und zuverlässige Leute sind sie überall gern gesehen und finden in Moskau und St. Petersburg leicht Stellen als Markthelfer, Verkäufer u. dgl.

Auch bei ihnen ist das russische Ackerbauprinzip des Gemeindebesitzes eingebürgert, doch haben sie eine vernünftigere Art, den Grund und Boden nach Billigkeit und nicht nach Willkür zu verteilen. Große Familien erhalten mehr Feld als kleinere und die Abgaben werden nach dem Verhältnis des Ackerlandes repartiert.

Eine Eigentümlichkeit des Syrjänenlandes, den Cantonieras der Alpen verwandt, sind die Zufluchtshütten, Simowája, die wegen der übergroßen Entfernung der Ortschaften von einander, hier und dort errichtet sind, um den Reisenden im Notfall Schutz und Obdach zu gewähren. Bei denselben befindet sich in der Regel ein gesicherter Raum, welcher von den umwohnenden Jägern und Bauern mit Wild aller Art gefüllt wird, um die Reisenden mit willkommenen Vorräten zu versorgen. Letztere dürfen davon nehmen, so viel sie wollen, müssen aber den landesüblichen Preis in dem Aufbewahrungsraum zurücklassen. Fälle, daß dies nicht geschehen oder die Zufluchtshütten gar geplündert worden, sind unerhört.

c. die Wotjáken oder Woten haben ihre Wohnsitze hauptsächlich in den Gouvernements Perm, Kasán und Wjátka, vornehmlich aber im letzteren. Sie scheinen ursprünglich an der Kasanka gehaust zu haben und von den Tataren nach Norden und Osten über die Wjätka und an die Kama gedrängt zu sein. Wenigstens finden sich im Gouvernement Kasán noch einige Reste dort ansässiger Wotjáken. Ihre Kopfzahl wird auf 240 000 geschätzt. In ihrer eigenen Sprache nennen sie sich Utmurdi d. h. Menschen. Sie sind klein von Wuchs, breitschulterig, stark, und neigen zur Fettleibigkeit. Ihre Gesichtszüge erinnern an die eigentlichen Finen. Sie haben häufig feuerrotes, zuweilen auch dunkelbraunes und schwärzliches Haar. Die Männer kleiden

sich russisch. Die Oberröcke der Weiber aus Leinwand oder Tuch haben langaufgeschlitzte Ärmel, deren Zipfel in den Gürtel gesteckt werden. Kleider und Hemden sind mit Stickerei und aufgenähten Zeugstücken verziert. Die Mädchen tragen runde mit Kupfermünzen besetzte Mützen, das Haar hinten zusammengeflochten und in die Kleider gesteckt. Der Kopfputz der Frauen ist eine Art Grenadiermütze aus Birkenrinde, die sie fast niemals ablegen, mit verschiedenfarbigem Tuch überzogen und mit Metallstücken besetzt. Das Haar ist dabei an der Seite über den Ohren geflochten und in einen dicken Knoten geschürzt.

Die Wotjäken bekennen sich teils zur griechischen Kirche, teils haben sie ihre alte heidnische Religion beibehalten, die jedoch mit mancherlei fremden, auch mit islamitischen und christlichen Anschauungen durchsetzt ist. Sie glauben an ein höchstes Wesen, das in der Sonne wohnt, an gute und böse Geister, ein Leben nach dem Tode mit Paradies und Hölle und bringen ihren Göttern an geweihten Orten im Walde Opfer von allerlei Viktualien, die teils verbrannt, teils verzehrt, teils auf die Äcker gestreut werden.

Die Wotjäken sind arbeitsam, haben viel natürlichen Verstand und im Gegensatz zu den übrigen Finen einen trotzigen Charakter. Sie sind jähzornig bis zum Morde des Gegners und es sollen Fälle vorkommen, daß der Wotjäke sich im Hause seines Feindes selbst entleibt, um denselben in eine schwere Untersuchung zu verwickeln. Die Handgeschicklichkeit des Volkes im Weben, Drechseln ꝛc. wird gerühmt; seine Haupterwerbsquellen sind Ackerbau und Viehzucht.

Die Wohnungen der Wotjäken sind dürftig und unreinlich. Was ihre Nahrung betrifft, so genießen sie außer Brot und Feldfrüchten alle Arten von Fleisch, auch das von Pferden, Bären und Eichhörnchen. Eine ausgesprochene Vorliebe haben sie für Lauch- und Zwiebelarten. Ihr Nationalgetränk ist Sukas, eine Art Quass aus Hafermehl.

Bei den heidnischen Wotjäken ist die Vielweiberei gestattet.

Frauen und Mädchen, welche die Keuschheit nicht zu den weiblichen Tugenden rechnen, werden in Ehren gehalten, selbst wenn sie mit den Männern trinken und sich berauschen. Den Wert der Frau schätzt der Wotjäke nach ihrer Arbeitskraft. Trotzdem wird sie nur selten gescholten, sie zu schlagen, gilt für ein Verbrechen. Nach der Geburt eines Kindes findet eine gewisse Festlichkeit statt; der Neugeborene erhält den Namen dessen, welchem der Vater außerhalb des Hauses zuerst begegnet. Bei den Heiraten wird das Mädchen vom Freier heimlich geraubt. Hat er mit ihr das Weichbild des Dorfes glücklich hinter sich, so ist sie seine Frau. Dann finden die eigentlichen Hochzeitsfestlichkeiten statt, die oft wochenlang dauern. Unter den Nichtchristen wird die Ehe sanktioniert, indem man das Brautpaar geheiligten Wein trinken läßt. Der junge Ehemann zahlt ein Kaufgeld für die Gattin und erhält dagegen eine Mitgift, die gewöhnlich in Vieh besteht.

Der Verstorbene wird mit allen Dingen, die er im Leben zu gebrauchen pflegte, auch mit Geld, Speise und Trank, schleunig beerdigt. Was er sonst besaß, mit Ausnahme von Haus und Vieh, wird in den Wald hinausgefahren.

Bei der Schlichtung von Streitigkeiten, Zeugenverhören und der Erforschung unbekannter Thäter gesetzwidriger Handlungen werden von den Wotjäken eine Menge Zaubereien und abergläubischer Gebräuche in Anwendung gebracht.

d. die Ssamojéden. Diese ursprünglich russische Bezeichnung des Volksstammes bedeutet „Selbstesser", und man hat aus derselben folgern wollen, daß die harmlosen Nordfinen, welchen sie gegeben wurde, früher Anthropophagen gewesen. Das ist jedoch keineswegs der Fall und der jetzt allgemein gebräuchliche Name ist schwerlich etwas anderes, als die Korruption der russischen Übersetzung eines mißverstandenen ssamojédischen Wortes. Sie selbst nennen sich Chasowo (Männer) oder Ninetschi (Menschen). Sie nomadisieren in den Tundren des Eismeers vom östlichen Ufer des weißen Meeres beginnend bis weit nach

Sibirien hinein, zur Chatangabucht, vorzüglich aber an den unteren Stromläufen der Petschóra, des Ob und Jeniſſéi. Für das europäische Russland kommen nur die Gouvernements Archángelsk und Perm als Wohnsitze der Ssamojéden in Betracht. Hier beträgt ihre Kopfzahl etwa 5 bis 6000, während die sibirischen und europäischen Ssamojéden zusammengenommen gegen 11 000 Köpfe ausmachen sollen.

Selten verläßt der Ssamojéde die Tundra, auf welche er durch die Rentierherden, seinen einzigen Besitz, angewiesen ist. Thut er es dennoch, um in südlicheren Gegenden vom Fischfang zu leben, so verliert er bald unter den Russen Religion, Sprache und Sitten. Die Zahl der Ssamojéden ist in fortwährender Abnahme begriffen. Aus ihrem Eigentum von den betriebsamen Syrjänen verdrängt, in deren Hände Handel, Land und Arbeitskraft mehr und mehr übergeht, durch Trägheit und Trunksucht verarmt, durch Seuchen unter den Rentieren häufig ihrer Existenzmittel völlig beraubt, sterben sie langsam aus und werden mit der Zeit von der Völkerkarte Europas verschwinden.

Der Ssamojéde ist von kleinem Wuchs und gedrungenem Körperbau, hat ein rundes Gesicht, breite hervorstehende Backenknochen, dicke Lippen, kleine Augen, eine platte Nase, welche fast eine gerade Linie mit der niedrigen Stirn bildet, große Nasenlöcher, dicke, breite Lippen, pechschwarzes, borstenähnliches Haar, spärlichen Bartwuchs und dunkle Hautfarbe, die nicht selten noch durch Muttermale entstellt wird.

Die Frauen heiraten früh und verblühen schnell. Ein kleines rundes Gesicht, volle rosenrote Wangen und Lippen, eine helle Stirn, schwarze Locken und kleine dunkle Augen sind die Erfordernisse einer ssamojédischen Schönheit. Das Haar tragen die Frauen gewöhnlich in zwei Flechten, in welche bunte Lappen, Knöpfe und Bänder eingeflochten werden und die bisweilen bis auf die Fersen herabhängen. Ohren und Hals schmücken Glasperlen, Stahl-, auch wol Silberketten. Die Ssamojédin trägt eine eng anschließende Rentierfelljacke, welche sich nach unten er-

weitert und an den Knieen mit einer reichen Verbrämung von Hundefell besetzt ist. Der lange Kragen wird auf der Brust zugeknöpft. Die Waden sind von bunt gestickten Rentierbeinlingen bedeckt. Die gewöhnliche Kleidung des Mannes besteht gleichfalls in Rentierfelljacke und Beinkleidern. Bei größerer Kälte trägt der Mann über dem beschriebenen Anzug ein Oberkleid, die Maliza, einen großen Rentierpelz, mit den Haaren nach innen, der seiner Form nach einem Hemde gleicht; die Frau einen reichverbrämten Pelz-Überwurf, der vorn über einander geschlagen und mit einem Gürtel befestigt wird. Eine Pelzmütze für das starke, eine Art Kapuze von Hundefell für das zarte Geschlecht und lange hosenähnliche Pelzstiefel für beide, vervollständigen die Wintertracht einer ssamojédischen Familie, die ich dem Leser im Bilde vorzustellen die Ehre habe. (Fig. 71.) Mann, Frau und Kind sind alte Bekannte des Verfassers, die gewöhnlich zur Winterszeit nach St. Petersburg kamen, um auf der eisbedeckten Newa ihr Zelt (Tschum) zu errichten und mit ihrer urwüchsigen Rentierequipage die abwechselungsbedürftigen Großstädter spazieren zu fahren. Sie verdienten sich damit ein artiges Sümmchen, mit dem sie nach einigen Wochen in die heimatliche Tundra am weißen Meere zurückkehrten. Das zweite Paar (Fig. 72), das dem ersten, wie man sich überzeugen mag, an Schönheit bedeutend nachsteht, ist weiter im Nordosten, in der Gegend von Mesén, zu Hause. Der Mann führt in der Linken die lange spitze Stange, mit der die Rentiere angetrieben werden und trägt auf dem Kopfe eine an der Maliza befestigte Pelzhaube. Die Frau hat das Oberkleid mit einem verzierten Gürtel umspannt, der mit einer großen eisernen Spange geschlossen ist. Im Hintergrunde wird ein ssamojédischer Reihentanz aufgeführt.

Dem Namen nach sind jetzt die meisten Ssamojéden griechisch-katholische Christen und beobachten die Gebräuche ihrer Kirche; in Wirklichkeit hängen sie noch an ihrem alten Heidentum. Dasselbe kennt ein höchstes Wesen, Numai, das Himmel und Erde geschaffen hat; die Welt beherrscht und nicht im Bilde

dargestellt werden kann. Neben diesem giebt es noch eine Menge Geister, Tadebzi, die zwar dem Willen Numais unterworfen und dessen Vollstrecker sind, aber dem Menschen auch selb-

Fig. 71.



Ssamojedenfamilie.

ständig Böses zufügen können. Diese werden in menschenähnlichen Götzenbildern, Chal, versinnlicht — meist kolossale unförmliche Steinfiguren, mit Rentierfellen bekleidet und mit glänzenden Metallstücken geschmückt —, die sie nach Anweisung ihrer Zauberer oder Priester, der Schamanen oder Tadibs, anfertigen. An diese Idole richten sie ihre Gebete und bringen ihnen Opfer, und zwar jede Familie für sich, vor ihren eigenen Bildern, an besonderen Altären. Gemeinsam opfern sie den Göttern nur auf der Insel Waigatsch, ihrem Wallfahrtsorte, die sie in ihrer Sprache „Heiliges Land" nennen. Die Tadibs werden als Vermittler zwischen den Menschen und den göttlichen Wesen betrachtet und üben als solche den größten Einfluß aus. Ihre Beschwörungen verrichten sie in besonderen wunderlichen Anzügen, indem sie eine Trommel rühren, um die Geister zu wecken. Der Tadib ist zugleich Arzt, doch besteht seine ganze Kunst nur in der Anwendung von allerlei Zaubergebräuchen. Wie alle Völker des hohen Nordens halten auch die Ssamojéden den Bär für eine mächtige Gottheit und sprechen von ihm mit dem ehrfurchtsvollsten Respekt. — Ihre Sprache ist eine eigentümliche finische Mundart, die jedoch wegen ihrer Armut an Begriffen eine große Menge russischer Wörter aufgenommen hat.

Der Ssamojéde ist melancholisch wie die Tundra, seine Heimat, trübselig, wie das Leben in den Sümpfen und Einöden, die er durchwandert. Aber bei aller Roheit und Unkultur ist er friedlich und sanft, wie die Rentiere, die Gesellen seines ärmlichen Daseins. Um ihn vorübergehend fröhlich zu stimmen, bedarf es starker Mittel. Streit herrscht nie unter den Ssamojéden, Diebstahl ist bei ihnen unbekannt. Jeder vertraut dem andern; sorglos lassen sie ihre Vorräte ohne Aufsicht am Ufer des Meeres und entfernen sich auf Monate, bis sie dieselben bequem in ihr Standquartier bringen können. Mißtrauen hegen sie nur gegen ihre überlegenen Nachbarn, die Syrjänen.

Die Ssamojéden existieren nur von ihren Rentierherden, die ihnen alles in allem sind. Die reicheren besitzen deren von einigen

tausend Stück. An den Staat entrichten sie den sogenannten Jassák, eine Abgabe in Tierfellen. Dem Vordringen der Syrjänen, welche die Leidenschaft der Ssamojéden für den Branntwein habgierig ausnutzten, ist durch die Maßregel der Regierung Schranken gesetzt, daß den Ssamojéden für jeden Kopf ein gewisses Maß von Tundra-Weideland als unveräußerliches Eigentum zugesprochen wurde. Auch die Jagd wird von den Ssamojéden ausgeübt und das wilde Geflügel der Tundra, Enten, Gänse und Schwäne, sowie rote, schwarzbraune und Steinfüchse werden nicht selten ihre Beute. Fischfang treiben sie meist nur an den Seeen der Tundra, selten am Meere.

Die Wohnung des Ssamojéden ist, wie die lappländische Sommerhütte, ein rundes kegelförmiges Zelt, aus langen Stangen bestehend, die im Sommer mit Bastmatten, im Winter mit Rentierfellen bedeckt werden. Oben befindet sich die Öffnung zum Abzug des Rauches (Fig. 71 und 72). Die Stelle der Thür gegenüber ist heilig; hier werden die Kostbarkeiten der Familie aufbewahrt. Die gewöhnliche Nahrung dieser hartgewöhnten Nomaden besteht in Rentiermilch, Rentierfett, Geflügel, frischgesalzenen Fischen, Brot und Beeren. Ihr größter Leckerbissen ist das rohe Fleisch, besonders der inneren Teile, des frisch geschlachteten Rentiers, das sie in das warme Blut des Tieres tunken. Tabak, in Blättern und zerrieben, rauchen, schnupfen und kauen sie; der Branntwein ist ihre Leidenschaft und ihr Verderben.

Das Los der ssamojédischen Frauen ist das denkbar traurigste. Sie werden von den Männern barbarisch behandelt, müssen die niedrigste Arbeit verrichten und gelten sogar für unrein, so daß sie die heilige Stelle des Zeltes nicht betreten dürfen. Geschieht dies dennoch, so muß der Platz wieder durch Feuer gereinigt werden.

Bei den Heiraten wird die Braut für einen bestimmten Preis gekauft, den der Vater des Mädchens im Verein mit dem Freiwerber des Bräutigams festsetzt. Die üblichen Festlichkeiten be-

stehen hauptsächlich in verschiedenem Hin- und Herfahren zwischen den Zelten des Brautvaters und des künftigen Gatten, die der Rentierschlitten bei seiner Ankunft stets dreimal umkreisen muß, und bis zur Tierheit übermäßigem Essen und Branntweintrinken.

Fig. 72.



Ssamojeden aus der Gegend von Mesén.

Die Kinder erhalten Namen von Tieren, Pflanzen, Kleidungsstücken u. dgl. Erwachsene reden sich nicht mit ihren Namen an, sondern bedienen sich statt derselben im Gespräche der allgemeinen Ausdrücke „Mann" und „Weib".

Die Toten werden bei den Ssamojéden bald beerdigt und giebt man ihnen Waffen und Geräte mit ins Grab. Die Renntiere, welche die Leiche zum Begräbnisplatze brachten, werden getötet und bleiben im Geschirr auf dem Grabe liegen. Das Andenken der Verstorbenen wird noch lange Zeit durch Opfer und andere Ceremonien geehrt.

Der Inhalt der ssamojédischen Lieder wurde von dem Gelehrten Castrén schön gefunden, die Melodie aber klang ihm wie Froschmusik.

3. Die Familie der ugrischen Finen. Zu derselben gehört das herrschende Volk der ungarischen Monarchie, die Magyaren, wie die in Sibirien am unteren Laufe des Ob und Jenissei wohnenden Ostjáken. Im europäischen Russland ist sie nur mit einem einzigen Volksstamme vertreten, den

Wogúlen oder Wogulitschen, die sich in ihrer eigenen Sprache Mansi und Mansch-Kum nennen. Sie bewohnen das nördliche Uralgebirge, in Europa vorzugsweise das Gouvernement Perm, breiten sich jedoch im asiatischen Russland weit nach Osten aus, so daß man ihre Zahl in Sibirien auf 32 000 Köpfe schätzt, während diesseits des Urál nur etwa 2 bis 3000 Wogúlen wohnen. Sie sind von mittlerer Größe, kräftigem Wuchs, haben braune oder schwarze Haare, wenig Bart, tiefliegende Augenhöhlen, einen eigentümlichen finsteren Blick und sind Fremden gegenüber wenig scheu, fast trotzig. Das Haupthaar tragen Männer und Frauen lang über die Schultern herabhängend oder in Zöpfe geflochten. Den Bart reißen sie aus, sobald er zu wachsen beginnt, da er ihnen lästig wird, wenn er im Winter auf der Jagd sich mit Reif und Eis bedeckt. Die Kleidung der nicht russificierten Wogúlen besteht in der kalten Jahreszeit aus einem langen hembartigen Überwurf von Tierfellen mit den Haaren

nach innen; den Stoff ihrer Sommeranzüge liefert der im September gesammelte Bast der Brennessel. Die Weiber tragen Ohr- und Armringe, halten aber die Reinlichkeit für kein wesentliches Erfordernis ihres Daseins.

Nur ein kleiner Teil der Wogúlen bekennt sich zum Christentum; die übrigen sind Heiden. Ihre Götzenbilder von verschiedener Gestalt aus Holz oder Stein verehren sie in Felsenhöhlen oder auf hohen Bergwänden, daher in den Gegenden, die sie bewohnen, viele Flüsse, Berge und Plätze von den Russen Schaitánka oder Schaitánskaja*) genannt werden.

Eine gewisse Anzahl wogúlischer Familien hat sich an festen Wohnplätzen angesiedelt, lebt vom Ackerbau und ist russificiert. Die übrigen führen ein unstätes Jägerleben und ernähren sich hauptsächlich von der Jagd auf Pelztiere, nebenbei auch von Fischfang. Da das Haar der Pelztiere im Winter weit dichter, das Fell weit geschätzter ist als im Sommer, ziehen die Wogúlen hauptsächlich in der kalten Jahreszeit auf den Erwerb aus und leben im Sommer müßig vom Ertrage der harten Winterarbeit. Zur Erlegung des Wildes bedienen sie sich der alten Feuerschloßflinten, mit denen sie jedoch selten ihr Ziel verfehlen. Nach zuverlässigen Mitteilungen sollen sich im Gouvernement Perm sechstausend Jäger mit dem Fangen und Tödten wilder Tiere beschäftigen. Im Jahre 1882 erlegten sie 265 Bären, 575 Wölfe, 300 Luchse, 130 Elentiere, 650 Füchse, 1150 Marder, 1700 Hermeline, 129 000 Eichhörnchen, 39 000 Hasen, 258 000 Haselhühner und etwa 27,000 Birkhühner, Auerhähne und anderes Flugwild.

Der Fischfang wird mit Netzen betrieben. Es ist ein beliebter Sport bei den jungen Wogúlen, die Fische im Wasser vom Ufer aus zu schießen. Im Winter wohnen sie in einfachen, kastenförmigen, von Holzstämmen gezimmerten Blockhäusern (Jurten) oder

*) Von Schaitan, mit welchem arabischen Wort im Islam der Satan bezeichnet wird. Die Russen haben es von den Tataren.

in Erdhütten, die teilweise in den Boden eingegraben sind; im Sommer in Zelten oder Hütten, die sie mit Tierfellen, Baumrinde oder Reisig decken. Nächst Wild und Fischen besteht ihre gewöhnliche Nahrung in Mehlbrei ohne Salz oder anderes Gewürz Den Tabak rauchen sie nicht, schnupfen ihn aber mit Vorliebe, wovon ihre gedunsenen, schmutzigen Nasen beständig Zeugnis ablegen. Alles Hausgerät und Geschirr besteht in Trögen und Fässern von ausgehöhlten Birkenstämmen oder Birkenrinde, welche letztere sie geschickt zu behandeln wissen. Auch ihre Wiegen verfertigen die Weiber aus diesem Material. Sie hängen dieselben an Baststricken in den Jurten auf oder tragen sie auf dem Rücken.

Sein Weib kauft der Wogúle von den Eltern, wobei die Korpulenz den Preis bestimmt. Ein mageres Bräutchen kann man für fünf Rubel erhalten, ein recht feistes kommt wol auf fünfundzwanzig zu stehen. Hat der Wogúle seine Lebensgefährtin bezahlt, so führt er sie in sein Zelt, und von diesem Augenblicke an sind sie rechtmäßige Gatten, die mit exemplarischer Treue an einander hängen. Ceremonien und Festlichkeiten finden dabei nicht statt; letztere würden auch nüchtern genug ausfallen, da der Wogúle geistige Getränke meidet. Dafür erfreut er sich aber der trefflichsten Gesundheit und chronische Übel sind ihm unbekannt.

Trotz seiner leiblichen Armut und Einfachheit liebt und pflegt der Wogúle die Musik. Er spielt eine Art Harfe, die er Schongurt nennt. Dieselbe hat die Gestalt eines kleinen gedeckten Kahns, auf dessen Verdeck über einen Steg sechs Darmsaiten gespannt sind. Der Spieler nimmt das Instrument zwischen die Kniee, und während die Finger der rechten Hand die Melodie angeben, spielt die linke den Baß.

4. Die Familie der Wolga-Finen, deren Stämme, wie der Name sagt, sämtlich an Russlands Riesenstrome ansässig sind. So bewohnen

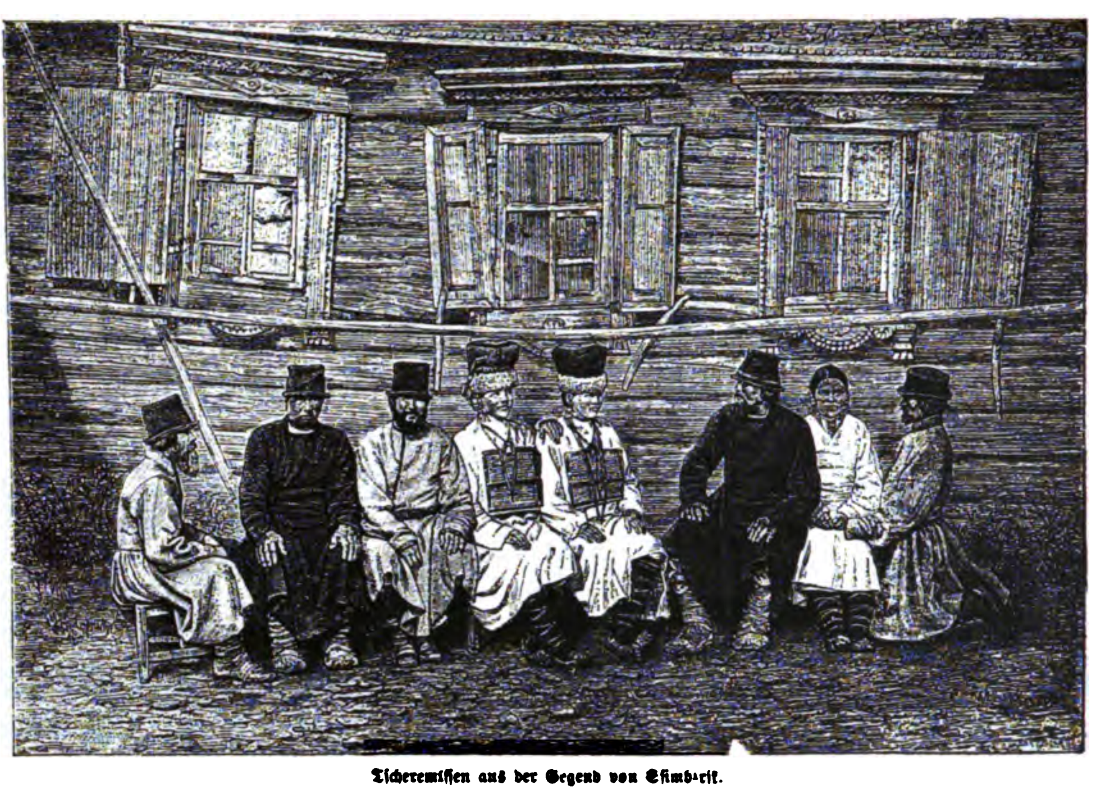
a. die Tscheremissen die Gouvernements Wjätka, Ssim-

birsk, Orenbúrg, Kasán und Nishni-Nówgorod und werden auf etwa 290000 Köpfe geschätzt. Sie gehören zu den ältesten Insassen dieser Gegenden und sind ihre Wohnsitze heute noch, wie die ihrer Vorfahren, nicht Städte oder geschlossene Dörfer, sondern vereinzelte Häusergruppen in den endlosen Urwäldern des, Wolgalandes. Sie sind von schwächlicherem und zarterem Körperbau als die Russen und ihre Physiognomie hat den schüchternen Ausdruck der baltischen Finen. Das schwarze Haar lassen sie in der Regel lang und ungeordnet herabhängen. In der Kleidung haben sie manches von den Russen angenommen. Die eigentliche tschermissische Tracht besteht aus einem weißen hemdartigen Oberkleide, im Winter von Wolle, im Sommer von Leinen, das um die Hüften gegürtet wird, bei Männern und Frauen fast von gleichem Schnitte. Dazu kommen Beinkleider von demselben Stoff und der nämlichen Farbe. Die Zeugstreifen dagegen, mit denen sie sich die Beine umwickeln, sind schwarz. Die weißen Kleider werden mit Stickerei von roter Wolle verziert. Die Frauen tragen eine eigentümliche, hohe, pelzverbrämte Kopfbedeckung, schmücken sich gern mit Glasperlen, Münzen, Ringen und Armbändern von Messing und auf der Brust hängt ihnen ein viereckiges mit Silbermünzen verziertes Stück Leder. Die männlichen Vertreter dieses Volksstammes auf unserem Bilde sind, wie der Leser bemerkt, vielfach von der beschriebenen Nationaltracht abgewichen, dagegen die drei tscheremissischen Damen, die durch ihre blendend weißen Oberkleider sofort ins Auge fallen derselben treu geblieben (Fig. 73).

Die Tscheremissen bekennen sich zwar zur orthodoxen Kirche, haben jedoch eine gewaltige Menge von Überresten alten Heidentums beibehalten. Ob sie noch heute ihren bösen Göttern blutige Opfer in den Wäldern, den guten Geistern vegetabilische Gaben auf freiem Felde darbringen, will ich nicht behaupten. Unmöglich ist es nicht. Den Freitag halten sie heiliger als den Sonntag.

Ihre Sprache ist mit zahllosen russischen und tatarischen

Fig. 73.



Tscheremissen aus der Gegend von Ssimbirsk.

Ausdrücken gemischt. Der Charakter der Tscheremissen wird nicht gelobt. Ihre Nachbarn schelten sie rauh und störrisch und zum Betruge geneigt.

Man unterscheidet Berg- und Wiesentscheremissen, von denen die ersteren in den gebirgigen Gegenden wohnen und meist der Jagd obliegen, die letzteren in der Ebene sich mit Ackerbau und Viehzucht ernähren. Auch Fischfang und Bienenzucht werden gern von ihnen betrieben und die Holzindustrie gewährt vielen einträgliche Beschäftigung.

Ihre Verstorbenen begraben die Tschermissen schon am Todestage. Man giebt ihnen Geld und verschiedene Gerätschaften mit ins Grab, setzt Kerzen auf dasselbe für jeden verstorbenen Freund und ruft ihnen nach: „Lebt verträglich!" Kommen die Trauernden nach Hause, so baden sie sich und wechseln die Kleider.

b. die Mordwinen sind an der mittleren Wolga, hauptsächlich in den Gouvernements Pénsa, Ssimbirsk und Ssamára ansässig, und werden ihre Wohnsitze östlich vom südlichen Urálgebirge, westlich vom Flusse Mokscha begrenzt. Ihre Zahl ist mit 775 000 nicht zu hoch gegriffen. Sie haben sich vielfach mit den Russen vermischt und hier und dort sogar ihre nationale finische Sprache vergessen. Die Mordwinen sind ein schöner kräftiger Menschenschlag, meist blond, mit heller Gesichtsfarbe und blauen oder grauen Augen. Die Männer tragen die Kleidung der russischen Landleute, die Frauen haben ihre reiche Nationaltracht behalten. Auf dem Kopfe tragen sie eine niedrige Mütze von weißer Leinwand mit bunter Stickerei, von der ein ähnlicher breiter Streifen weit herabhängt. Das hembartige Kleid ist gleichfalls reich gestickt und wird am Busen durch mehrere Ringe zusammengehalten. Den Hals umschließt ein Netz von Glasperlen, von dem ein Streifen auf die Brust herabfällt. Über den Hüften wird das Gewand mit einem Gürtel befestigt, an dem rotwollene Trobdeln, Zahlpfennige, Glasperlen u. dgl. hängen. Eine Art Schurz mit langen Franzen von Wolle ist ähnlich verziert. Die Ohren werden besonders reich geschmückt und bei großer Gala

außer den Gehängen noch ein paar buntgefärbte Hasenschwänze an denselben befestigt. Bastschuhe, die mit ledernen Riemen gebunden werden, vervollständigen den Anzug der mordwinischen

Fig. 74.



Mordwinenfrau aus der Gegend von Nischni-Nówgorod.

Schönen (Fig. 74). Die Mädchen flechten das Haar in mehrere Zöpfe und schmücken diese mit Bändern und Münzen. Nur ein geringer Bruchteil der Mordwinen bekennt den Islam und ist überhaupt in Sprache und Sitten tatarisch geworden, bei weitem die Mehrzahl gehört der russischen Kirche an. In ihrem Wesen sind sie freundlich und umgänglich und treiben vorzugsweise Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht, im Winter Jagd. Sie werden als fleißige Landwirte und gute Fuhrleute gepriesen.

Auch die Mordwinen besitzen, wie ihre finischen Stammesgenossen, Talent und Liebe zur Poesie und einen reichen Hort gedankenvoller Lieder und Märchen.

c. Die Tschuwáschen bewohnen vorzugsweise die Wolgaufer in den Gouvernements Ssimbírsk und Kasán, in geringerer Dichtigkeit die Gouvernements Ssarátow, Ufa und Orenbúrg; ihre Gesamtzahl beträgt 570 000, von welchen etwa 300 000 nur auf das Gouvernement Kasán kommen. Sie sind von mittlerem, zartem Wuchs, hager, schwächlich und von heller Gesichtsfarbe. Obwol der mongolische Typus bei ihnen nicht sehr in die Augen fällt, sind sie doch im allgemeinen ein häßlicher Menschenschlag, wenn man auch bei den jüngeren Weibern erträgliche Gesichtszüge findet. Sie haben durchgängig schwarzes Haar und gleichen in ihrer Tracht den Tscheremissen. Die Tschuwáschen sind größtenteils Christen, der Rest bekennt sich zum Islam; aber getaufte wie ungetaufte halten fest an ihren alten heidnischen Gebräuchen. Dies Religionsgemisch nimmt bei ihnen eine so naive Form an, daß sie zur Erntezeit mit gläubigem Gemüt ihre heidnischen Götter zugleich mit Nikolaus dem Wunderthäter, dem Lieblingsheiligen des russischen Bauernstandes, anrufen. Wie ihre religiösen Anschauungen, so ist auch ihre Sprache ein buntes Gemisch aus finischen, tatarischen und russischen Elementen, bei denen jedoch die tatarischen überwiegen. Die Tschuwáschen sind friedlich und ehrlich, dabei träge und schmutzig. Sie lieben die Einsamkeit und Abgeschlossenheit. Deshalb bauen sie ihre Dörfer am

liebsten in stillen Wäldern und abgelegenen Schluchten. Ackerbau und Jagd sind ihre Erwerbsquellen. Ihre Wohnungen entbehren in der Regel der sonst üblichen Umzäunung; die Hausthür muß nach Osten gekehrt sein. Sie hat gewöhnlich eine Art Vordach, unter welchem man im Sommer schläft.

III. Der semitische Stamm ist in Russland nur durch ein einziges Volk,

die Hebräer, vertreten, welche sich in zwei wesentlich verschiedene Abzweigungen unterscheiden lassen: die sogenannten polnischen Juden und die Karaïten oder Karäer. Die Zahl der russischen Hebräer beträgt 2½ bis 3 Millionen, von denen höchstens 6 bis 7000 auf die Karaïten kommen.

1. Die polnischen Juden. Ich behalte diese wenig genaue Bezeichnung bei, weil sie für das westliche Europa allgemein verständlich ist und auch insoweit ihre Berechtigung hat, als die Hauptmasse der russischen Juden thatsächlich in Polen, nächstdem aber in den Polen benachbarten westlichen und südwestlichen Gouvernements ansässig ist. Der Ausdruck „russische Juden" deckt den Begriff ebensowenig, weil er die Karäer mit einschließen würde. Außerdem entspricht die Gesamtheit der russischen Hebräer — mit Ausschluß der Karaiten — vollkommen der Vorstellung, die man außerhalb des Kaiserreichs mit der Benennung „polnischer Jude" verbindet.

Juden findet man in allen Gegenden des Reichs, vorzugsweise jedoch in Polen und den Gouvernements Kijew, Podolien und Wolhynien, Cherssón, Gródno, Kówno, Wilna und Minsk, wo sie die Städte und Flecken bevölkern.

Die Gesichtszüge des polnischen Juden tragen die deutlichsten Merkmale seiner asiatischen Herkunft. Sie sind scharf, aber regelmäßig, die gebogene Nase tritt stark hervor, die Augen sind groß, dunkel und feurig, die Haare schwarz, selten rot, die Hautfarbe blaß, gelblich. Trotz des Schmutzes, der sie nie verläßt, sind die jüngeren Frauen nicht selten von auffallender Schönheit,

von jener erblichen, unvertilgbaren orientalischen Schönheit, welche selbst aus Elend und Lumpen hervorleuchtet.

Während die Juden im übrigen Europa sich im äußeren Leben, in Tracht und Gewohnheit wenig oder gar nicht von den christlichen Nationen unterscheiden, haben sie in Russland ihre Kleidung, ihre Sitten, ihre Lebensweise seit Jahrhunderten unverändert beibehalten und bilden den schroffsten Gegensatz zur übrigen Bevölkerung. Die Männer tragen das Haar kurz geschoren, den Bart lang. Sie bedecken das Haupt mit einer schwarzen Kappe und tragen über derselben einen breitkrämpigen Hut oder Mützen verschiedener Form, mit oder ohne Pelz. Früher ließen sie an den Schläfen zwei Haarlocken wachsen, die sogenannten Péissi, welche über die Wangen herabfallend, sich mit dem Bart vereinigten (Fig. 75), die Regierung hat ihnen jedoch das Tragen derselben, wie den verheirateten Frauen den ehemals üblichen Turban, verboten. Sonst besteht die Kleidung der Männer in einem langen, schwarzen Kaftán, der von einem gleichfarbigen Gürtel zusammengehalten wird, an dessen Stelle auch hier und da ein schwarzer, schmutzglänzender Lastingrock mit Knöpfen tritt. Hosen und hohe Stiefel haben die früher gangbaren langen Strümpfe und Schuhe verdrängt. Die Frauen unterscheiden sich durch ihre Kleidung wenig von der Bevölkerung der Städte. Als Mädchen tragen sie das Haar in langen Flechten; sobald sie jedoch heiraten, wird ihnen der Kopf kahl geschoren, den sie dann mit häßlichen Haarperücken und Hauben bedecken. Eine große Vorliebe haben die Jüdinnen für jede Art von Schmuck.

In der Ausübung ihrer religiösen Gebräuche sind die polnischen Juden ganz besonders streng und gestatten sich keine der Freiheiten, die man bei ihren westeuropäischen Glaubensgenossen häufig bemerkt.

Eine gesetzliche Bestimmung gestattet den Juden dauernden Aufenthalt nur in den Gouvernements West- und Neurusslands. In den übrigen Teilen des Reichs dürfen lediglich diejenigen ihrer

Glaubensgenossen wohnen, welche sich gewisser Prärogative erfreuen, wie z. B. die, welche einen höheren Grad wissenschaftlicher oder künstlerischer Bildung nachweisen können, zu den

Fig. 75.



Bettelnde russische Juden.

Kaufleuten erster Gilde gehören, sich mit bestimmten Berufszweigen beschäftigen u. dgl. m. Diese Maßregel hat die sehr fruchtbare jüdische Bevölkerung auf verhältnismäßig kleine Länderstrecken eingeschränkt, die ihrer starken Vermehrung und

ihrem einseitigen Erwerbstrieb nicht entsprechen, hat sie zu unsagbarem Elend verurteilt, hat sie demoralisiert und ihnen die Notwendigkeit, die christliche Bevölkerung durch ihren überlegenen Verstand auszusaugen und zu exploitieren, fast aufgezwungen.

In Polen bilden die Juden mehr als ein Fünftel der ganzen Bevölkerung; in Litauen nicht viel weniger. Ganze Städte und Dörfer werden von ihnen allein bewohnt. In den Städten belagern sie die Thüren der Gasthöfe und verfolgen die Reisenden mit ihren Dienstanerbietungen. In den Dörfern treiben sie verschiedene Gewerbe und sind Schneider, Schreiner, Glaser, Tapezierer, Anstreicher, Blecharbeiter u. dgl. — niemals Ackerbauer. Sie pachten die Schenken und ruinieren den Bauer, indem sie denselben zur Trunksucht verleiten und ihm wucherischen Kredit geben, der sein Eigentum ihren habgierigen Händen überantwortet. Wo verschwenderische, sorglose, leichtsinnige Gutsbesitzer den Juden ihre Ländereien verpachteten, wurden diese in kurzer Frist ausgemergelt, die Besitzer verarmten und gingen zu Grunde, die jüdischen Pächter wurden reich. Es giebt Dörfer, wo infolge des unausgesetzten Wuchers alles bewegliche und unbewegliche Vermögen den Juden verpfändet ist. In manchen Gegenden sind Geld und Kredit ausschließlich in ihren Händen, alles im Lande ist ihnen verschuldet und es kommt ohne ihre Vermittelung kein Geschäft zustande. Sie kaufen das Getreide auf dem Halm, machen Vorschüsse auf die grüne Saat und das ungeborene Kalb. Isoliert, verachtet, geschmäht, mit Füßen getreten von jedermann — sind sie doch die Herren, denn sie haben das Geld, und den Verstand, es festzuhalten und zu vermehren.

Der Handel ist ihr Lieblingsgewerbe, ihr Element. In ihm entfalten sie alle Mittel ihres scharfen und schlauen Geistes, ihrer rastlosen Thätigkeit. Wer von ihnen zu arm ist, um spekulieren zu können, befaßt sich lieber mit dem Zufallsschacher, als daß er eine regelmäßige Beschäftigung wählte. In den kleineren Städten und Flecken der Judenregion ist denn auch

fast aller Handel in ihre Hände übergegangen und es ist dort an jüdischen Feiertagen unmöglich, irgend etwas einzukaufen. An der Grenze betreiben sie den Schmuggel in frechster Weise. Und doch sind es bei der Masse der zusammengepferchten jüdischen Bevölkerung nur einzelne wenige, die es zu einem gewissen Wolstand bringen, die übrigen darben im entsetzlichsten Elend. So gehört nach offiziellen statistischen Berichten der größte Teil der jüdischen Einwohnerschaft im Gouvernement Gródno zur ärmsten Volksschicht. In ewiger Not mühen sie sich um das tägliche Brot. Die mit zahlreicher Nachkommenschaft gesegneten Familien leben in unglaublicher Weise zusammengedrängt, oft drei bis vier Familien in einem einzigen engen Zimmer ohne Bett. Jeder schläft auf dem Fußboden, wo er Platz findet. Eine ganze Familie begnügt sich den Tag über mit einem Pfund Brot, einem Häring und einigen Zwiebeln. Für funfzehn Kopeken*) ist ein jüdischer Kommissionär bereit, den ganzen Tag umherzulaufen. Es giebt im Gouvernement Kówno jüdische Handwerker, deren Angehörige den ganzen Tag über hungern, bis der Vater am Abend einen Teil seines kärglichen Verdienstes heimbringt. In kleinen Städten mit ungepflasterten Straßen belagert die erwachsene hebräische Jugend bei Regenwetter die Hausthüren der Offiziere und Beamten, um diese bei Ausgängen für wenige Kopeken auf dem Rücken durch den grundlosen Schmutz zu tragen.

Die russische Regierung hat den anerkennenswerten Versuch gemacht, diesem Elend zu steuern. Sie hat wiederholt den Juden Gelegenheit gegeben, durch tüchtige Arbeit ein rechtschaffen Stück Brot zu verdienen. Schon unter Alexander I. wurden 600 jüdische Familien im Süden Russlands angesiedelt und denselben 30 000 Dessjatinen Land zum Ackerbau angewiesen. Diese Operation wurde später wiederholt. Aber niemand kann gegen seine Natur, und den polnischen Juden, verkommen

*) Nach jetzigem Kurs etwa 30 Pfennige.

wie er ist, kann keine noch so wolgemeinte Regierungsmaßregel zum rüstigen Landwirt machen. Der Versuch mißlang total, wie auch die Kolonisation Palästinas mit jüdischen Ackerbauern mislungen ist und stets mislingen wird. Jene jüdischen Ansiedelungen sind die jämmerlichsten in ganz Südrussland. Die Dörfer sehen aus, als ob sie von einem Erdbeben heimgesucht wären, die Häuser verfallen und zwischen ihnen schlottern dürre, hagere Gestalten umher, in fadenscheinigen schwarzen Röcken, mit durchlöcherten Schuhen und kummervollem Antlitz, Bilder des leibhaftigen Hungers. Ein großer Teil des Landes bleibt unbebaut oder wird an benachbarte Kolonisten anderer Nationalität verpachtet. Die kleinen Einnahmen dieser jüdischen Bauern fließen meist aus heimlich betriebenem Handel. Wird man diese Ansiedelungen fortbestehen lassen, so werden sie mit der Zeit von selbst vom Erdboden verschwinden.

Trotz aller Demoralisation und des unbeschreiblichen Elends, verleugnen die Juden auch in Russland nicht die guten Eigenschaften, die sie überall vor anderen Volksstämmen auszeichnen. Ihrer Frömmigkeit habe ich gedacht. Pietätvoll halten sie an dem Herkommen, den Sitten und Gebräuchen ihrer Vorfahren. Bei keiner anderen Nation ist der Familiengeist so ausgebildet, als bei ihnen. Die Liebe der Eltern zu den Kindern, die Ehrerbietung der Kinder für ihre Erzeuger, die Anhänglichkeit der Verwandten unter einander verdienen Achtung und Bewunderung. Es ist ein treffendes Wort, das Gutzkow in seiner Tragödie den Arzt de Silva zu Uriel Acosta sagen läßt: „Tief in unserem Volke wurzelt der Zauber der Familie.“ Und dieser Familiengeist wird bei den Juden zum Volksgeist, der durch Not, Elend und Verfolgung geläutert und gesteigert wird. Daher die schrankenlose Wolthätigkeit der Wolhabenden und Reichen für die Armen. Ihrer rastlosen Arbeit, ihrem unermüdlichen Fleiß in den Erwerbszweigen, die ihnen sympathisch sind, steht eine beispiellose Mäßigkeit zur Seite. Einen betrunkenen Juden hat schwerlich jemand gesehen. Die letzt-

genannten beiden Eigenschaften sind es denn auch, die einzelne aus grenzenloser Armut heraus zu reichen Leuten heranwachsen lassen; Schlauheit, scharfer Verstand, List, Verschlagenheit und Betrug würden für sich allein solche Erfolge nicht bewirken. Endlich besitzen die Juden noch einen ganz hervorragenden Drang nach Bildung. Die Beispiele, daß die Söhne armer Hausierer sich zu geachteten Ärzten und Gelehrten durchgearbeitet haben, sind in Russland nicht selten. Der starke Prozentsatz jüdischer Knaben in den mittleren Lehranstalten des Reichs steht in keinerlei Verhältnis zur Bevölkerungssumme. Mag dieser Drang zur Bildung auch nicht aus reiner uneigennütziger Liebe zur Geistesarbeit entspringen, mag er größtenteils in der Überzeugung beruhen, daß Bildung ebensowol wie Reichtum Macht verleihe, so ist die Kultur des Geistes immer doch der ehrenvollste Weg, um den allgemein menschlichen Wunsch nach Ansehen und Wolstand zu befriedigen.

Bei der Armut der russischen Juden und dem Elend, in dem sie existieren, ist es nicht zu verwundern, daß die Ortschaften, in denen sie leben, häufig von epidemischen Krankheiten heimgesucht werden, daß gewisse Krankheitszustände sich bei ihnen total eingebürgert haben und sie das Bild eines schwächlichen, verkommenen Menschenschlags darstellen. Zu letzterem Umstand haben auch die frühzeitigen Heiraten der polnischen Juden viel beigetragen, gegen welche die Regierung jetzt mit löblicher Energie einschreitet. Zehn- bis zwölfjährige Ehegatten waren früher kein ungewöhnlicher Anblick. Das junge Ehepaar lebte bei den Eltern, bis es selbst etwas zu verdienen im Stande war.

Wie wenig ersprießlich für das Gedeihen Russlands die Beschränkung der Juden auf gewisse Gouvernements ist, ersieht man sofort aus dem Verhältnis der Stadt- zu den Landbewohnern, ein Verhältnis, das für den Nationalökonomen einen nicht zu unterschätzenden Maßstab für das gesunde und vernunftgemäße Leben des Staates abgiebt. Während das Verhältnis der Stadt- zu den Landbewohnern in den Gouvernements, wo

Fig. 76.

Russische Judenfamilie in der Herberge.

die Juden wohnen dürfen, 222,9 auf tausend beträgt, zählt man in den übrigen Teilen des Reichs nur 59,6 Stadt- auf tausend Landbewohner. Eine richtige Verteilung der Juden im Reiche würde zur Ausgleichung dieses Verhältnisses nicht unwesentlich beitragen.

Unser zweites Bild jüdischer Typen (Fig. 76), nach dem trefflichen Gemälde von W. A. Beer, stellt die Rast einer reisenden wolhabenden Judenfamilie in einer russischen Herberge dar. Die Großmutter am Fenster im wärmenden Pelz, die verbrämte Mütze auf dem Haupte, die Brille auf der Nase, hält in der Rechten ein frommes Buch, in welchem sie liest, während sie mit der Linken die primitive Reisewiege ihres jüngsten Enkels in Bewegung setzt. Die junge hübsche Frau ruht im Hintergrunde unter dem papiernen Heiligenbilde auf mitgebrachten Pfühlen und Kissen, die man auf die hölzerne Pritsche gelegt, vom Schafpelz bedeckt, den zweiten Sproß ehelichen Glückes am Herzen. Der dritte und älteste, ein pfiffiges, lebendiges Bürschchen, nähert sich mit verborgen gehaltener Rute dem Hühnertrio, welches arglos in der Mitte des Zimmers sein Futter sucht. Der Hahn sieht den kleinen Hebräer drohend an und scheint böse Absichten zu ahnen. Der Vater und Gatte in Lastingrock und Käppchen schaut, in der Nähe der Thür, durch deren Spalte sich ein glotzender Hundekopf drängt, glücklich und bewundernd auf den hoffnungsvollen Stammhalter. Links hat der Künstler die verschiedenen eingeborenen Insassen der Herberge gruppiert. Auf dem Hängeboden, nicht weit von einem staunenden Russenkopf, dem der Schlaf noch die Augen trübt, die Katze, die mit gekrümmtem Rücken die Gäste betrachtet. Auf den Ofen gebettet die russische Wirtin mit ihrem Knaben, die halb schläfrig, halb neugierig in das Treiben herabsehen. Hinter dem riesigen, kochenden Ssamowár der Wirt, der mit ernster Miene den Rauch seiner Papiercigarre durch den buschigen Bart bläst und dabei sinnend zu den Andersgläubigen hinüberblickt. Auf der Ofenbank endlich, dem Wirt zugewandt, im Pelz, mit der Knute im Gürtel, der

halbwüchsige Kutscher, der die Reisenden fährt, ein derber, strupphaariger, munterer russischer Bursche, das dampfende Theeglas vor sich auf der Bank, die gefüllte Untertasse auf den drei gespreizten Fingern der Linken, in der Rechten ein Stückchen Zucker, das er soeben zum wärmenden Trank anbeißt. Sein Gesicht verzieht sich zum Lachen. Offenbar amüsiert ihn der Umstand, daß das jugendliche Ferkel vor ihm stillvergnügt aus dem Troge frißt, ohne zu ahnen, daß Leute in der Nähe, welche das Borstenvieh gründlich verabscheuen.

2. Die Karaïten oder Karäer sind die Abkömmlinge einer jüdischen Sekte, welche im achten Jahrhundert entstand, die rabbinische Tradition verwarf und zum Buchstaben des mosaischen Gesetzes zurückkehrte.*) Ihr Zusammenhang mit den Sadducäern ist nachgewiesen. Von Anfang an gering an Zahl, wanderten sie nach der Einnahme Jerusalems durch die Kreuzfahrer aus, zerstreuten sich in verschiedene Weltgegenden und ein Bruchteil ließ sich am Nordufer des Schwarzen Meeres nieder. Jetzt bewohnen sie vorzugsweise die Städte der Krym und sind namentlich in Eupatoria, Kosslów und Baktschissarái ansässig. Im Gegensatz zu den polnischen Juden sind sie nicht allein ein sehr geachteter Bestandteil der Bevölkerung, sondern auch ein kräftiger, stattlicher Menschenschlag. Bei einem gewissen Rassentypus, der sich nicht verleugnet, sind sie meist bildschön, ihr Profil edel, ihre Züge voll Ausdruck. Wie Armenier und Tataren tragen sie lange, fließende Gewänder, bedecken das Haupt aber mit hohen Mützen oder europäischer Kopfbekleidung (Fig. 77). Die feinen, weißen Hände schmücken sie gern mit Ringen. Die Tracht der Frauen, die sich durch regelmäßige Züge und schöne dunkle Augen auszeichnen, ist besonders an Festtagen reich und geschmackvoll. Die verheirateten tragen das Haar in einer Flechte um den Kopf gewunden, die Mädchen in einer Menge

*) Kara bedeutet im Hebräischen das geschriebene Wort, davon ist abgeleitet Karaï, der Bekenner der heiligen Schrift, in der Mehrzahl Karaïm, wie diese Sekte, die zum eigentümlichen Volkszweig geworden, sich selbst nennt.

kleiner Zöpfe. Das Haupt bedeckt ein reich verzierter roter Fez. Die Gewänder sind kostbar und mit wertvollem Schmuck bedeckt.


Fig. 77.



Karaite.

Ihr Bekenntnis enthält das Wesentliche des mosaischen Glaubens, sieht jedoch in der Schrift die alleinige Grundlage desselben und protestiert gegen den Talmud und jede Art der rabbinischen Überlieferung. So beanspruchen sie, nach ihren eigenen Worten, im Judentum die Stellung, welche die Protestanten in der christlichen Religionsgemeinschaft oder die Schiiten

im Islam einnehmen. Die Karaïten sind rein und einfach in ihren Sitten, friedfertig, wahrheitsliebend, fleißig und halten brüderlich zusammen. Sie sind deshalb überall gern gesehen und von der Regierung so hoch geachtet, daß sie sich größerer Vorrechte erfreuen, als irgend ein anderer nichtrussischer Stamm unter den Bewohnern der Halbinsel. Ihre anerkannte Redlichkeit hat ihnen nicht mit Unrecht den Namen der jüdischen Herrenhuter eingetragen. Sie sind gastfrei und bewirten den Fremden gern in orientalischer Weise. Ihre Gelehrten haben sich um die hebräische Schriftforschung, besonders um die Erhaltung guter und alter Bibeltexte, hochverdient gemacht. Sie erziehen mit größter Sorgfalt ihre Kinder, die alle ohne Ausnahme in der Synagoge unterrichtet werden. Für die Armen wird reichlich gesorgt.

Die Karaïten treiben hauptsächlich Handel; großer und allgemeiner Wolstand ist die Frucht ihres Fleißes und ihrer Redlichkeit.

Register.

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

Im folgenden geben wir die Grundzüge der Einteilung und die Aufstellung der Themata nach einem vorläufigen Plane, der indes auf wohlmotivierten Wunsch der Autoren, sowie für den Fall, daß das Interesse des Publikums eine weiter gehende Detaillierung erwünscht erscheinen läßt, noch mannigfache Veränderungen, Erweiterungen und Ausfüllungen erfahren kann.

Naturwissenschaften.

Astronomie: Erde u. Mond. — Die Sonne, Planeten, Satelliten. — Kometen, Sternschnuppen, Meteorschwärme, Feuerkugeln ꝛc. — Astrognosie und die Fixstern-Astronomie.

Geologie, Geognosie u. Bergwesen: Die Erde als Weltkörper, das Relief der Erde, ihr Inneres, ihre Entstehung. — Die Niveauveränderungen der Erde. — Die Gebirge, ihr Bau und ihre Entstehung. — Die Erdbeben u. der Vulkanismus der Erde. — Die an der Veränderung der Erdoberfläche thätigen Kräfte (Quellen, Flüsse, Eisströme ꝛc.), Ablagerung der Zerstörungsprodukte, Mitwirkung tierischen u. pflanzlichen Lebens. — Die Versteinerungen. „Leitfossilien". — Die verschiedenen sedimentären Formationen. — Geologie von Österreich-Ungarn, Deutschland, England, Frankreich, Amerika. — Die Geologie und ihr Verhältnis zu den übrigen Wissenschaften. — Die Geschichte der Geologie. — Der Ozean u. die Binnenmeere. — Die nutzbaren Mineralien u. ihre Gewinnung (Übersicht des Bergbaues). — Die fossilen Brennstoffe (Torf, Braunkohle, Steinkohle, Anthracit u. Kohlenbergbau).

Physik, Chemie u. Meteorologie: Das Wesen der Körper (Gase, Flüssigkeiten, feste Körper, Krystalle u. die Gesetze der Bewegung, Massenanziehung, Bewegung). — Die Welt der Atome (Bau u. Wesen des Stoffs, Kohäsion, Adhäsion, chemische Anziehung). — Die Luft (Natur u. Eigenschaften der Luft, die Atmosphäre, Luftdruck, Windströmungen, Principien der Ventilation, Luftschiffahrt), die Luft im Dienste der Technik (pneumatische Apparate, Luftpumpen, atmosphärische Eisenbahnen). — Das Wasser (Eigenschaften, Quellen, Bäche, Flüsse, Nebel, Thau, Regen, Schnee, Hagel, Gletscher, künstliches Eis). — Beleuchtungsstoffe. — Das Eisen (Eisenerze, Geschichte der Gewinnung des Eisens, Eisenhüttenwesen, Verarbeitung des Eisens, Stahl). — Die edlen Metalle (Quecksilber, Silber, Gold, Platin u. a., Gewinnung u. Verwendung). — Die unedlen Metalle (Kupfer, Wismut, Kadmium, Blei, Zinn, Zink, Antimon, Arsen, Kobalt, Nickel, Mangan, Aluminium ꝛc.). — Das Glas (Geschichte, Eigenschaften, Fabrikation, Verwendung, Hartglas, optische Gläser, künstliche Edelsteine). — Thon u. Porzellan (das Ganze der Keramik). — Die Nichtmetalle (Schwefel, Phosphor, Selen, Tellur, Chlor, Jod, Brom, Fluor, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kiesel, Kohlenstoff). — Salze u. Säuren (Inbegriff der chemischen Fabrikation, Salinenwesen, Soda, Schwefelsäure ꝛc.). — Die natürlichen und künstlichen Farbstoffe (Pflanzenfarbstoffe, tierische Farbstoffe, Mineralfarben, Teerfarben und Überblick über das Wesen der Färberei). — Die Produkte der Gährung (Wein, Bier, Branntwein, Essig, dann Fäulnis und Verwesung). — Die Chemie des täglichen Lebens (Chemie der Ernährung, Nahrungsmittel, ihre Wahl u. Zubereitung). — Pflanzen u. Tierstoffe im Dienste des Kulturlebens (Faserstoffe, Gewebe, Zeuge und ihre Verarbeitung, tierische Häute, Leder, Fette u. Öle und ihre Verwertung). — Elektrizität u. Magnetismus im Dienste des Verkehrs (Telegraphie, Telephonie, elektrische Eisenbahnen). — Das elektrische Licht. — Wärme u. Licht (das Theoretische über Licht u. Wärme als Bewegungserscheinungen u. ihre praktische Bedeutung). — Photographie u. Lichtdruck (das Gesamte über die chemischen Wirkungen des Lichtes). — Das Reich der Töne (der Schall u. seine Gesetze, musikalische Instrumente). — Die Witterungskunde.

Zoologie. Systematik. Reich der Protisten, Protoplasma, Schwämme, Protozoen. — Quallen. Radiata. — Arthropoda: Krustazea, Arachnida, Insekten. — Mollusken. — Fische. — Amphibien. — Vögel. — Mamalia. — Fauna von Deutschland. — Wichtigste Tiere der Polarländer. — Wichtigste Tiere der tropischen Länder. — Entstehung der Varietäten rc. — Systeme. — Morphologie u. Physiologie: Entwicklungs-Geschichte, Funktionen der körperlichen Organe mit Rücksicht auf den Menschen, Stoffwechsel, Lebensbedingungen, natürliches Ende. — Bedeutung der einzelnen Organe, Homologie, Generationswechsel, Ammenzustände, Waffen und Schutzmittel. — Allgemeines: Tiere der Vorwelt. — Entwicklung der jetzigen Fauna aus der früheren. — Tiergeographie. — Tierkunde der Alten und Entwicklung bis zur neuesten Zeit. — Wohnungen, Lebensweise der Tiere. — Das Tierreich im Verhältnis zum Menschen u. den andern Naturreichen. — Der Mensch.

Botanik. Systematik: Grenzen der Tier- u. Pflanzenwelt, Reich der Protisten, Pilze, Algen, Flechten, Moose; Beschreibung und Vorkommen der wichtigsten. — Gefäßpflanzen, systematische Beschreibung, Vorkommen der wichtigsten Pflanzen. — Nutzpflanzen der gemäßigten, kalten u. heißen Zone. — Flora von Deutschland u. Deutschösterreich. — Entstehung der Varietäten, Akkomodation neuer Eigenschaften, Ausbildung der Varietäten, Anpassen der morphol. Verhältnisse an die Lebensbedingungen, Varietät, Rasse, Art, Gattung, Familie, Klasse, Ordnung, Systeme. — Morphologie u. Physiologie: Erste Zustände organisierter Gebilde. Pflanzennahrung u. Aufnahme derselben, Stoffwechsel, Lebensbedingungen, Schutzmittel, Alter, Feinde, natürliches Ende. — Wie wächst die Pflanze. — Wie bildet die Pflanze Blüte, Frucht, Blätter rc. — Vermehrung, Fortpflanzung, Sporenpflanzen, Samenpflanzen, Generationswechsel. — Allgemeines: Pflanzen der Vorwelt. — Entwicklung unserer jetzigen Flora. — Pflanzengeographie. — Pflanzenkunde der ältesten Zeit in ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart. — Das Pflanzenreich im Verhältnis zum Menschen u. zu den andern Naturreichen

Medizin. Gesundheitslehre. — Anatomie und Physiologie (Grundzüge).

Historische Wissenschaften.

Geschichte. Ägypten. — Assyrien. Medien. — Persien. — Griechenland. — Rom. — Alexander d. Gr. — Cäsar. — Mittelalter: Oströmisches (Byzantinisches) Reich. — Deutschland bis zur Reformation. — Frankreich. — England. — Kreuzzüge. — Kämpfe der Christen u. Muhamedaner. — Italien. — Neuzeit: Portugal u. Spanien (rückgreifend). — Frankreich. — England. — Holland. — Deutschland. — Polen. — Rußland. — Skandinavien. — Osmanisches Reich. — Dreißigjähriger Krieg. — Siebenjähriger Krieg. — Luther. — Gustav Adolf. — Waldstein. — Friedrich d. Gr. — Kaiser Josef. — Napoleon. — Cromwell u. m. A. — Französische Revolution. — Gegenwart (XIX. Jahrh.): Preußen. — Deutschland. — Frankreich. — Rußland. — England. — Schweiz (rückgreifend). — Skandinavien. — Italien. — Vereinigte Staaten (rückgreifend). — Balkan-Halbinsel (christlich). — Ostindien. — Süd- u. Mittel-Amerika. — Osmanisches Reich. — Persien, Afghanistan u. Turan. — Spanien u. Portugal. — Österreich.

Länder- u. Völkerkunde. Europa: Portugal mit den Azoren. — Spanien. — Frankreich (Norden). — Frankreich (Süden). — England u. Schottland. — Irland. — Belgien. — Holland. — Schweiz. — Italien (Norden). — Italien (Süden). — Deutschland: Der Rhein von Worms an. Elsaß und Lothringen. Baden u. Württemberg. Baiern. Thüringen u. Hessen. Westfalen. Hannover, Oldenburg, Braunschweig. Sachsen. Brandenburg und Provinz







